Themata

zu

deutschen Aufsätzen

in

Dispositionen und Ausführungen.

Für obere Klassen höherer Lehranstalten.

Nebst 175 Übungs-Aufgaben aus Schulprogrammen.

Herausgegeben

von

G. Tschache.

Fünfte Auflage.

Breslau 1897.
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

Vorwort zur fünften Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche diese Sammlung von Themen zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen gefunden, hat eine neue Auflage derselben notwendig gemacht. Aus der Reihe der Themen sind mehrere beseitigt worden, und an deren Stelle geeignetere getreten.

Um einem mehrfach geäußerten Wunsche zu entsprechen, ist in einem Anhange eine Auswahl unausgeführter, aus Schulprogrammen entnommener Themen beigefügt worden.

Möge das Werkchen auch fernerhin in der Schulwelt freundlich aufgenommen werden und sich als praktisches Hilfsbuch für Stilübungen bewähren.

Breslau, im April 1897.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

1. Das Rolandslied vom Pfaffen Konrad.

Inhaltsangabe.

Kaiser Karl zieht auf die Mahnung eines Engels mit seinem Heere und den zwölf Fürsten (Pairs) nach Spanien gegen die Heiden. In kurzer Zeit unterwirft er sich das ganze Reich bis Sarraguz (Saragossa), wo König Marsilie herrscht. Auch dieser wird hart bedrängt; dem drohenden Untergange zu entgehen, heuchelt er Unterwerfung, um nach dem Abzuge Karls die zurückgebliebenen Christen leichter bewältigen und vernichten zu können. Roland, Olivier, Trupin und Rainers durchschauen den Trug. Ganelun dagegen giebt den Rat, mit den Heiden in Unterhandlung zu treten. Karl läßt sich überreden, und Ganelun wird zu Marsilie gesandt, um ihm des Kaisers Willen kund zu thun. Der heidnische König gerät über die ihm vorgeschlagenen Bedingungen in heftigen Zorn (er soll sich nämlich taufen lassen, die Hälfte von Spanien als Lehen von Karl annehmen, widrigenfalls er nur Schmach und Tod zu erwarten habe); er will sich dafür an Ganelun rächen, doch wird er endlich besänftigt; Ganelun aber giebt ihm den Rat, sich scheinbar zu unterwerfen, nach Karls Abzug über den zurückgelassenen Roland herzufallen und ihn zu erschlagen. Ganelun kehrt zurück, berichtet, daß Marsilie die ihm gestellten Bedingungen angenommen habe und giebt den Rat, Roland mit der anderen Hälfte von Spanien zu belehnen. Dies geschieht, und Roland wird mit den zwölf Fürsten und einem Heere zurückgelassen. Kaum ist jedoch Karl abgezogen, als die Christen angegriffen werden; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall bis zu Kaiser Karl dringen würde, jener aber weigert sich, weil er den Feind verachtet. Die Christen, in der Hitze vom himmlischen Tau gekühlt, siegen überall, die Feinde werden vernichtet; nur einer entkommt, welcher dem König Marsilie die Nachricht von der verlorenen Schlacht bringt. Noch zwei Heere, welche der heidnische König aussendet, werden geschlagen; endlich zieht Marsilie selbst mit einem vierten herbei. Durch so viele Kämpfe erschöpft, geraten die Christen in große Bedrängnis. Da läßt Roland endlich sein Horn erschallen, Karl hört es und zieht ihm zu Hülfe,

obgleich es Ganelun zu verhindern sucht. Der Kaiser ahnt dessen Verrat, er läßt ihn binden und gefangen fortführen. Unterdessen werden die Heiden vollständig geschlagen und Marsilie selbst von Roland verwundet; allein es rückt schon wieder ein frisches Heer heran, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Äthiopien gegen die Christen führt, von denen nur noch zwei und sechzig am Leben sind. Olivier, Walther und Trupin erliegen ihren zahlreichen Wunden, nachdem die Feinde zurückgeschlagen worden waren. Auch Roland ist auf den Tod verwundet; er setzt sich an einen Baum, ein Heide, der ihn für tot hält, will ihm sein Horn und sein ebenso berühmtes Schwert (Durendart) nehmen, Roland aber schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerspringt. Jetzt will er auch Durendart vernichten, er haut damit auf einen Stein, aber vergeblich: das herrliche Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an, gedenkt der Feinde, die er damit bezwungen, dann zieht er den Handschuh aus und hält ihn gen Himmel; ein Engel nimmt ihn ab, Roland betet und stirbt, und es geschehen Zeichen und Wunder. Jetzt langt Karl mit seinem Heere von den Bergen in dem Thal zu Roncesvalles an; er findet die Toten und beklagt sie. Sogleich werden die fliehenden Feinde verfolgt, die alle in einem ausgetretenen Flusse ertrinken. Nun rückt aber Palizan, König von Persien und Marsilies Oberherr, mit zwei und vierzig Königen und einem zahllosen Heere den Heiden zu Hülfe, während Karl für ehrenvolle Bestattung der gefallenen Christen sorgt. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint; der Stein, auf dem er saß, ist noch heutigen Tages naß. Die heranziehenden Heiden werden von den Christen vernichtet; Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie vor Schmerz gestorben war; dessen Gemahlin Brachmunda öffnet dem Kaiser die Thore und empfängt dann die Taufe. Hierauf kehrt Karl nach Aachen zurück, wo er Gericht über den Verräter Ganelun hält, welcher eingesteht, daß er den Tod der Zwölfe gewünscht habe. Die Karlinge möchten ihm das Leben retten; Binabel kämpft für ihn gegen Tirrich und stellt dreißig Geiseln, welchen das Haupt abgeschlagen wird, als Binabel im Kampfe besiegt wird. Ganelun aber wird wilden Pferden an den Schweif gebunden, durch Dornen geschleift und zerrissen. —

Das Gedicht stellt nicht bloß den Kampf des Christentums gegen das Heidentum dar, sondern es will auch jenes verherrlichen und dessen Göttlichkeit im Gegensatze zu den übrigen Religionen zur Anschauung bringen.

2. Hagen von Tronje.

Wie Kriemhild und Brunhild, so bilden auch Siegfried und Hagen, Aldrians Sohn, einen Gegensatz. Siegfried ist, wie Karl Bartsch in seiner Einleitung zum Nibelungenlied sagt, „eine ideale Heldengestalt, die jugendlich von der Erde scheidet, im vollen Gefühle der Kraft, wie auch der Frühling niemals alt wird, eine Gestalt, an der man so recht seine herzliche Freude haben kann, ein echter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen. — Wie anders Hagen! Das Finstere, beinahe Bösartige lag gewiß ursprünglich nicht in diesem Charakter. Gleich von Anfang an zeigt er Siegfried gegenüber etwas von Neid und Mißgunst, aber es ist weniger kleinlicher Neid, als die Grundverschiedenheit ihres Wesens, was zwischen beiden keine Beziehungen freundlicher und traulicher Art aufkommen läßt."

Hagens Haß gegen Siegfried wird entflammt durch Neid und Eifersucht. Siegfried gewinnt am Hofe der Burgunden in kurzer Zeit aller Herzen. Bei allen ritterlichen Spielen erlangt er die ersten Preise; in allen ernsten Kämpfen ficht er in den vordersten Reihen, schlägt die kühnsten Feinde nieder und führt den Sieg herbei, so daß alle ihm zujubeln, selbst die überwundenen Helden seine große Überlegenheit willig anerkennen. Das kann der mächtige, bis dahin seiner Stärke wegen gefürchtete Hagen nicht ertragen. Der Streit der Königinnen hat die Mächte des Unheils entfesselt, und nichts vermag ihren Lauf aufzuhalten. Die durch Kriemhild über sie gebrachte Schmach will Brunhild blutig rächen: nur Siegfrieds Tod kann ihre Schande tilgen. Hagen gelobt seiner beleidigten Herrin die gewünschte Genugthuung zu verschaffen. Um sicher zum Ziele zu kommen, wendet er Verrat und List an: Verrat, indem er den arglosen Siegfried in eine Falle lockt; List, indem er durch verstellte Teilnahme Kriemhild das Geheimnis von der Verwundbarkeit ihres Gemahls ablockt. Durch Siegfrieds Ermordung glaubt er seine Pflicht im Dienste seiner Herrin erfüllt zu haben, und dieses Bewußtsein erfüllt ihn mit maßloser Kühnheit. Als man beschließt, die grausige That zu verhehlen und vorzugeben, Siegfried sei meuchlings von Räubern im Walde erschlagen worden, da erwidert Hagen: „Ich schaffe den Toten gen Worms, und ist mir ganz einerlei, ob sein Weib es wisse. Wenig wahrlich ficht es mich an, wie die weine, welche Brunhilden weinen machte." Ebenso tritt er bei Sieg-

frieds Beerdigung frech an die Leiche heran, unbekümmmert, ob die Wunden von neuem bluten und ihn als Thäter kenntlich machen werden. Auch in der Etzelnburg bekennt er sich auf Kriemhilds Frage mit herausforderndem Trotze zur schrecklichen That und setzt zugleich die Achtung aus dem Auge, welche er der Frau, der Schwester seiner Herrin, der Königin schuldig ist; denn nicht bloß um zur Gegenwehr bereit zu sein, legt er das Schwert Balmung quer über seine Kniee, sondern um Kriemhilden zu kränken, von neuem zu beleidigen. Wo er vom Schwerte keinen Gebrauch machen kann, da wendet er Spott und Hohn an. Reichlich erfahren das Kriemhild und Etzel, die kämpfenden Hunnen, selbst der würdige greise Hildebrand.

Neben diesen schlimmen Eigenschaften treten uns aber in Hagen auch einige gute entgegen. Hoch zu rühmen ist seine Tapferkeit, noch höher seine Treue gegen seine Herrin, die er selbst in der größten Gefahr nicht verleugnet hat; auch in dem mit Volker geschlossenen Freundschaftsbund bewährt sich Hagens Mannestreue. Einen schönen Zug seines Herzens zeigt er, als der edle Rüdiger ihm für den zerhauenen Schild seinen unversehrten anbietet. Das ergreift ihn mächtig, und trotzdem daß Rüdiger ihm Fehde ansagt, verzichtet Hagen auf jede Gegenwehr. Sogar sein Verrat an Siegfried kann als Erscheinungsform der höchsten Treue betrachtet werden. Aber Hagen ist nicht treu aus persönlicher Zuneigung und Liebe, sondern weil die Ehre es gebietet.

Der Trotz dieser übermenschlichen Natur, in der, wie Bartsch bemerkt, noch etwas vom Geiste des nordischen Högni liegt, der lacht, als man ihm das Herz ausschneidet, ruht auf einer menschlich schönen Grundlage: es ist die Treue gegen seinen Herrn und König, die er mit dem Tode besiegelt, wie auch sein König ihm die Treue hält; es ist ein schöner Grundzug des germanischen Wesens, der aber hier, weil auch Kriemhild ihrerseits mit Festigkeit an der Treue festhält, zu furchtbarem, tragischen Konflikte führt.

3. Die Burgunden bei Rüdiger im Nibelungenliede.

Nach einem Kampfe mit dem Bayerfürsten Gelfrat, durch dessen Land sie zogen, gelangten die Burgunden an die Marken Rüdigers von Bechlarn, der das ganze Heer der Burgundenkönige mit ihren dreitausend Vasallen und neuntausend Knechten mit fürstlicher Gastfreiheit aufnahm und fast eine Woche lang

zu Bechlarn köstlich bewirtete. Es geschieht wohl sonst auch im Leben, daß, ehe schweres Leid über uns hereinbricht, ehe der Tod durch den Familienkreis hindurchschreitet und die Stätten der Freude und Liebe auf immer verödet, noch kurz vorher zum letztenmal die heiterste Freude und innigste Liebe einen solchen Kreis enger und traulicher als jemals zusammenschließt. Ein solches Lebensbild echt deutschen Heimatgefühls stellt uns hier die Dichtung dar in dem Aufenthalte der Nibelungen bei dem treuen, offenen, edlen Rüdiger, bei dessen Gemahlin, der milden Gotelinde, und der in holder Schönheit erblühenden Tochter des hohen Elternpaares, kurz, ja unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Unterganges aller derer, die in Bechlarn in Friede und Freude versammelt sind. — Liebreich empfangen Hausfrau und Tochter die Gäste, des Hausherrn alte Freunde, ihrer Königin Brüder und Verwandte, und in kindlicher Unschuld geht das holde Mägdlein an der Reihe der Helden herab, ihnen den Kuß des Willkommens darzubringen — doch als sie an Hagen gelangt, schauert Dietlinde zusammen vor den grausigen Zügen, und nur auf Zureden des Vaters reicht sie ihm die erbleichende Wange dar. — Heiterkeit herrscht an der reichen Tafel, an welcher die schöne edle Hausfrau selbst waltete; fröhliche Lust in den Stunden des Nachmittags, in welcher die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen wieder erschien, und den edlen Volker von Alzei zu lieblichem Saitenspiel und ergötzlichen Scherzliedern begeisterte. Den Gipfel der Freude erreichte aber das trauliche Zusammenleben, als die Burgunden-Mannen um die liebliche Tochter Rüdigers für den jüngsten ihrer Könige, Giselher, warben, und die Verlobung des schönen, jugendlichen Paares unter allgemeiner freudiger Zustimmung zustande kam. Bei der Rückkehr der Burgunden wollte ihnen der Vater sein liebes Kind Dietlinde mitgeben an den Rhein. Noch einmal ließ Volker die süßen Töne seines Saitenspiels erklingen und sang seine ernsten und fröhlichen Lieder, die aller Herzen bewegten — da nahete die Stunde des Scheidens. Zum Zeichen der innigen Verbindung und lebenslänglicher Heldenfreundschaft schenkte Rüdiger an Gernot das Schwert, die treue liebe Waffe, die er in manchem Streit, in manchem Sturm geführt. Seitdem führte sie Gernot, und der letzte Schlag, den sie that, fiel tödlich auf des milden Rüdigers eigenes edles Haupt, geführt von Gernots Hand! Hagen erhält von Frau Gotelinde den Schild zum Andenken, den ihr Vater Nodung geführt, und

der als ein teures Vermächtnis des früh Gefallenen in der Waffenhalle Rüdigers gehangen hat. Die Heldenscharen ziehen dahin nach dem Hunnenlande, dem unabwendbaren Verhängnis entgegen.

4. Das Verhältnis Walthers von der Vogelweide zu Kaiser und Papst.

„Der Nachtigallen sind viele, wer aber soll der ganzen lieben Schar Leitfrau und Meisterin sein? Ich kenne sie wohl, es ist die von der Vogelweide. Hei, was die über die Heide mit hoher Stimme klinget! was Wunder sie uns bringet! wie fein sie organieret, ihr Singen modulieret! Die weiß wohl, wo sie suchen soll der Minne Melodien," sagt Gottfried von Straßburg über Walther von der Vogelweide. Daß Walther so herzgewinnend singen kann, kommt daher, daß „das Leben ihn erzogen, daß er gelernt hat, was er mit Augen sah; daß das Treiben der Menschen, die Ereignisse der Zeit seine Wissenschaft waren." Die Zeit aber, in der der Vogelweider lebte, war eine der bewegtesten in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes. „Als ich aus Tuscien nach Deutschland zurückkehrte," schrieb Philipp, Barbarossas Sohn, an Innocenz III., „fand ich das ganze Land in nicht geringerer Verwirrung als irgend das Meer von allen Winden zerwühlt werden konnte."

Walther liebte sein Vaterland über alles; er kannte nichts Schöneres, nichts Besseres, nichts Heiligeres; ihm widmete er die besten Jahre seines Lebens, das ein Kampf war für Kaiser und Reich. Wie hoch „dieser berühmteste, vielseitigste und gewiß auch geistreichste unter den Liederdichtern seiner Zeit" sein Deutschland hielt, drückt er aus in den Worten

„tiuschiu zuht gāt vor in allen"

und

„tugent und reine minne
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wunne vil:
lange müeze ich leben darinne."

Der Tod Friedrichs von Österreich, an dessen Hofe Walther fröhliche Tage verlebt hatte, veranlaßte ihn, sich zu Philipp, dem Bruder des 1297 verstorbenen Heinrich VI., zu begeben. Der Kampf um des Reiches Krone brachte Deutschland in traurige Zerrüttung, die Walther sehr zu Herzen geht. Recht und Gerechtigkeit sind aus dem Lande verschwunden, nirgends Sicherheit zu finden:

„gewalt vert uf der strâze:
fride und reht sint sere wunt."

Die Wirren zu beseitigen scheint unserem Dichter keiner geeigneter zu sein als Philipp der Hohenstaufe, für den er wacker in die Schranken tritt, denn in diesem erwartet er den tüchtigsten und zuverlässigsten Herrscher, der mit dem Erbe seines Hauses den Kampf gegen die widerrechtliche Einmischung des Papstes in deutsche Angelegenheiten zu übernehmen verpflichtet war.

Um das Jahr 1200 stand auf der Tagesordnung Deutschlands die Frage, ob ein von den deutschen Fürsten zu erwählender Kaiser oder der Papst das Regiment führen sollte. Walther war über seine Stellungnahme zu dieser Frage mit sich in keinem Zweifel. Er durchschaute Roms Ränke zur Untergrabung der deutschen Macht und scheute sich nicht, offen dem Feinde entgegenzutreten. Rom und sein Anhang hatte eingesehen, daß mit Waffengewalt zunächst nichts auszurichten wäre, und der Bann sollte die Gewissen beunruhigen.

„diu swert diu leiten si dernider,
und griffen zuo der stôle wider:
si bienen die sie wolten,
und niht den sie solten.
do stôrte man diu goteshûs."

Wie sehr auch der patriotisch gesinnte, wirklich fromme Teil der Geistlichkeit die unseligen Bestrebungen Roms verurteilte, läßt Walther durch den Mund des „klôsenaeres" kund thun:

er klagete gote sînin leit,
'owê der bâbest ist ze junc: hilf, hêrre, dîner kristenheit'.

Des Papstes Plan ging dahin, Deutschland um keinen Preis zur Ruhe kommen zu lassen. Heinrichs des Löwen Sohn Otto und Barbarossas jüngster Sohn Philipp waren die Häupter der sich bekämpfenden Parteien, und hier galt es, durch ein schlaues Intriguenspiel den einen Prätendenten zu stützen und den andern nicht fallen zu lassen, um durch Aufreibung der Parteien untereinander sich die alleinige Herrschaft zu sichern. Trotz des Bannes jedoch, den Innocenz III. über Philipp verhängt hatte, war dessen Anhang bedeutend. Otto war machtlos geworden, und Philipp konnte 1199 als allgemein anerkannter König der Deutschen auf dem glänzenden Hoftage zu Magdeburg mit seiner Gemahlin Irene stolz nach dem Dome ziehen, sein Recht auf den Thron durch heilige Weihe zu sichern.

Walther ist froh, wieder einem rechtmäßigen Könige mit voller Hingabe dienen zu können und findet seine Treue auch anerkannt und belohnt. Durch Philipps Güte ist er wieder „wol ze fiure“ gekommen, und heiter und guter Dinge singt der dankbare Dichter:

mich hât daz rîche und ouch diu krône an sich genomen.
wol ûf, swer tanzen welle nâch der gigen.

Was das dienstliche Verhältnis Walthers zu Philipp von Schwaben anlangt, so versah er, wie Dr. Rud. Menzel in seiner Geschichte Walthers sagt, nicht bloß die Stelle eines begünstigten Sängers, der bestimmt war, den Glanz und die Heiterkeit des Hofes durch den Zauber seiner Kunst zu erhöhen und dafür reichlichen Unterhalt und freigebige Geschenke erhielt, sondern er stand förmlich als Reichsdienstmann in „des Reichs und der Krone“ Dienst. Ohne Zweifel diente Walther dem Könige zugleich als diplomatischer Agent und wurde als solcher zu geheimen Sendungen nicht nur an deutschen Fürstenhöfen, sondern auch am französischen Hofe verwendet. Daraus erklärt sich auch seine wiederholte Abwesenheit vom königlichen Hofe.

Das freundschaftliche Verhältnis Walthers zu Philipp blieb nicht bestehen. Die Politik Philipps in den Jahren 1206 und 1207 konnte dem erbitterten Gegner des Papstes nicht gefallen. Der wahrheitliebende Sänger konnte nicht zum Lügner und Heuchler werden, er konnte und wollte nicht seine gegen den Papst und das gleisnerische Pfaffentum geschleuderten Worte zurücknehmen. In Philipps Aussöhnung mit dem Papste und den Zugeständnissen, durch die sie erkauft war, finden wir den Grund dafür, daß über die letzten Jahre der Regierung Philipps so wenig, über seinen Tod von Walther nichts verlautet.

Durch Philipps Ermordung schien das Reich seiner völligen Auflösung nahe gebracht zu sein. (Vergl. Lachmann, Gedichte Walthers von der Vogelweide. 4. Ausg. S. 21, 31 fg.) Von einem einheitlichen Regiment das Beste hoffend, schloß sich Walther jetzt ohne Zögern Otto VI. an und streitet in der Erkenntnis, daß die Person des Königs unzertrennlich sei vom Reich und dessen Interessen, für Ottos Recht mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft.

Wie Innocenz III. früher Ottos Ansprüche gegen Philipp verteidigt und letzteren gebannt hatte, so sprach er, als Otto die italienischen Besitzungen Deutschlands beanspruchte, jetzt über diesen den Fluch aus. In des Papstes Ländergier findet Walther den Hauptgrund für die unaufhörlichen Feindselig-

keiten zwischen Kaiser und Papst und spricht sich ohne Scheu darüber aus. (Lachmann 25, 11.) Den aus Italien nach Deutschland zurückgekehrten Kaiser Otto heißt Walther willkommen (Lachmann 11, 30.) und freut sich, während Innocenz III. für eine neue Kaiserwahl agitierte, Otto die Botschaft bringen zu können, daß die meisten Fürsten treu zu ihm gehalten haben, besonders Dittrich IV. von Meißen. Der Dichter ermahnt als Bote des Himmels den Kaiser, Recht und Gerechtigkeit in seinen Landen walten zu lassen (Lachmann 12, 6.) und vertrauend auf die Zeichen seines Wappens, auf „des aren tugent und des lewen kraft“ Mehrer des Reiches auch nach außen zu sein. Den Papst erinnert er:

wir hôrten iuch der kristenheit gebieten
wes wir dem Keiser solten pflegen,
dô ir im gâbent gotes segen,
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.

„Wir“, sagt Walther im Namen der kaiser- und reichstreuen Partei, „wir haben dein Gebot befolgt, doch du selbst scheinst es vergessen zu haben,“ (Lachmann 11, 12.) und mahnt ihn an das Wort des Herrn: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist,“ an das Wort, das stets von Rom gepredigt, so oft aber von Christi Stellvertreter selbst nicht befolgt worden ist.

(Vergl. hierzu Lessing, Refutatio papatus:

„Was gilt's? wer lügt, ist nicht von Gott.
Haha! Herr Papst! Ihr werdet rot
Und seht die Wahrheit meiner Sätze.“)

Mit unerbittlicher Strenge tadelt Walther den Widerspruch in der Lehre und dem Verhalten des Papstes und der Geistlichkeit (Lachmann 12, 30 fg.) und deckt schonungslos der letzteren Verderbtheit auf (Lachmann 33, 31 fg.). Als eifriger Vorkämpfer der Reformation zieht er gegen den Papst zu Felde, von dem aus die entsittlichende Fäulnis in die einzelnen Glieder der Kirche übergehe. (Lachmann 33, 11 fg.)

Walthers Zorn gegen den Papst und seine Gehilfen gipfelt in den Sprüchen, die er gegen die in Deutschland von Rom aus betriebene Bettelei richtet. (Lachmann 34, 4 fg.)

„Zwên Almân,“ sagt hierbei Walther, habe der Papst zur Störung des Reichsfriedens unter eine Krone gebracht; das sind Otto IV. und Friedrich II. Der Übergang zu Friedrich, dem Pfaffenkönig, wie er ihn einmal nennt, wird unserm Dichter nicht leicht geworden sein. Seine persönlichen Verhältnisse aber,

seine drückende Lage und Ottos grober Undank mögen ihn diesen Schritt haben thun lassen. Während er seinem Groll über des Welfenkaisers Undank Luft macht, richtet er zugleich seinen Blick auf Friedrich II., (Lachmann 26, 24 fg.) und bietet, getreu dem Wort: sun, diene manne boestem, daz dir manne beste lône! diesem seine Dienste an.

Friedrich erkannte Walthers Wert, zog ihn an sich und gab ihm ein Lehen. Sein sehnlichster Wunsch war damit erfüllt, und jubelnd tönt's von seinen Lippen:

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen.
nu enfürhte ich niht den hornung an die zehen.

Ruhe und Frieden zieht im neuen Heim in Walthers Brust. Zur Aufmunterung der Guten, zum Lob und Preis des Schönen ertönen nunmehr seine Lieder. Treu dem Kaiser und dem Vaterlande bis zum Tode erlosch nie sein Haß gegen des Reiches Feinde. Stets warnt er die Fürsten, vor diesen sich zu hüten: gloubt niht daz iuch die lügenaere sagen! und rät dem Kaiser:

die rehten pfaffen warne, daz si niht gehoeren
den unrehten die daz rîche waenent stoeren;
scheides von in, oder scheides alle von den koeren.

Zu jeder Zeit aber konnte er von sich selbst und wird jeder Deutsche von Walther von der Vogelweide sagen:

wan hoeret an der rede wol wiez umb daz herze stât.

5. Ist Shakespeares Richard III. eine tragische Gestalt?

Richards Charakter wie seine dramatische Entwickelung sind auf zwei einfachen Grundlagen aufzubauen: seiner dämonischen Häßlichkeit und seiner dämonischen Größe. — So wie diese beiden Grundzüge konsequent festgehalten und alle die verschiedenen Züge dieses nur scheinbar komplizierten Charakters von ihnen abgeleitet werden, haben wir nicht nur den Helden dieses gewaltigen Dramas, sondern dieses selber und seine Nebenfiguren, die sich alle um ihn ordnen und in innerster Beziehung zu ihm stehen, krystallklar vor uns.

Von diesen beiden Grundzügen aus lösen wir die Frage, ob Richard der Dritte, dieser Teufel par excellence, eine tragische Gestalt ist.

Wenn das Tragische einer Gestalt darin besteht, daß sie uns willenlos von Aktion zu Aktion mit sich fortreißt, bis sie uns in ihrem Falle erschüttert und erhebt in den reinigenden Empfindungen des Mitleids und der Furcht, dann ist wahrlich

keine Gestalt so tragisch wie Richard der Dritte. — Aber Mitleid — und dieser Richard? Ich gebe es zu — ein unmittelbares Mitleid für Richard tritt nur in schwachem Grade ein — je mehr man es aus dem unbefangenen Leser oder Zuschauer durch geistreiche Interpretationen herauszulocken sucht, um so befangener und gekünstelter wird es sein. Jenes Mitleid, das ungerufen wie ein warmer Quell aus dem Herzen springt, erweckt Richard nicht. Selbst seine Häßlichkeit wäre für dieses nur ein matter Reflex — sie ist zu dämonisch, um sentimentale Regungen aufkommen zu lassen. — Das Mitleid für Richard fällt vielmehr mit der tragischen Furcht für ihn zusammen; diese aber erweckt er in so hohem Grade, daß ich kaum eine Person aus der klassischen Litteratur kenne, die es mehr vermöchte als er. Denn worin anders besteht tragische Furcht als in dem bangen Gefühle der menschlichen Schwäche und Ohnmacht, das einen jeden unter uns bei dem Falle einer großen und kraftvollen Persönlichkeit beschleicht.

Und wann könnte dieses Gefühl nachhaltiger und erschütternder in uns hervorgerufen werden, als wenn Richard, diese dämonische Kraftnatur, die Gott und den Menschen den Krieg bis aufs Messer angekündet, durch einen Schwerthieb endet? Wenn dieser unbezähmbare Prometheus-Diabolus, der tausend Zungen des Gewissens niederzumorden vermochte, zuletzt doch diesem verachteten Götterfunken, Gewissen genannt, wie ein schwach gewordenes Kind unterliegt und die rächende Vergeltung den Bösewicht im letzten Entscheidungskampfe stürzt, dann empfinde ich es wie nie zuvor: Was ist der Mensch, auch der geistesstärkste, größeste — was ist Menschenkunst und Menschenkraft — „wie ein Nichts sind doch die Menschen, die so sicher leben.“

Wunderbar — bei dem Falle dieses Scheusals, der verdient ist wie kein zweiter, ersehnt von jedem Leser und Zuschauer — wer von uns wollte, als er nun wirklich eintritt, frohlocken? Wen hielt hier nicht vielmehr Grauen und Bangen in den Armen — wem hallten nicht durch das Herz die Worte des Odysseus im Sophokleischen Aias:

„Wir alle, die wir leben, das empfind ich hier,
Sind nicht'ge Wesen, sind ein flüchtig Schattenspiel.“

Je hinreißender die Größe Richards und je dämonischer, um so stärker die tragische Furchtempfindung, die sein Fall hervorruft.

Und noch mehr. — In dieser Größe Richards liegt nicht

nur die tragische Gewalt, die uns erschüttert und mit Furcht erfüllt, in ihr liegt zugleich das Erhebende und Versöhnende oder mit Aristoteles zu reden: das Reinigende dieser Empfindung begründet. Das ist unschwer zu erhärten. Je dämonischer und übermenschlicher uns dieser Richard nämlich entgegentritt, je frecher und großartiger zugleich wir hier einen Erdgeborenen mit der Schöpfung und den Geschöpfen seines Gottes sein verruchtes Spiel treiben sehen, je höhnender er mit jedem Wort, mit jeder That dem ins Antlitz zu lachen wagt, der da sagt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten", als gäbe es für ihn keinen Gott und keinen Vergelter — um so erhabener und majestätischer erscheint dann mit einem Male das Strafgericht des ewigen Rächers, das den Missethäter vor sein Tribunal fordert. Wenn diesen Richard, der das Gewissen als ein Ammenmärchen, für Feige nur erdacht, so oft hinweggelacht, die Krankheit überfällt, die so manchen seiner Gesinnungsgenossen entnervt hat, und die — Gottesfurcht heißt, wenn der entmenschte Teufel unter den Fieberqualen dieser Krankheit sich windet, dann fühlen wir bei aller Furchtempfindung in ernster und erhebender Befriedigung, was es mit dem Gewissen auf sich hat, erkennen es als die richtende Stimme eines Gottes, der sich auch der stärkste und genialste aller Bösewichter nicht entziehen kann.

Und dieselbe erhebende und reinigende Empfindung wie dem Helden haben wir dem ganzen Verlauf des Dramas gegenüber. Man hat so oft über die bizarre Übertreibung ins Krasse, die unausgesetzte Massenschlächterei in dieser Tragödie Klage erhoben. Keine unbegründeter als diese. Wer Augen hat zu sehen, der sieht all die unermeßlichen Frevelthaten, die hier geschehen, im Lichte einer göttlichen Offenbarung und Gerechtigkeit ohne Gleichen — das ganze Drama wird zum tragischen Gemälde des jüngsten Tages — die Meisten, die unter dem Messer Richards sterben, fallen als die Opfer eigener Schuld — (ganz frei von Schuld sind nur die beiden kleinen Prinzen, deshalb die eigentlichen tragischen Personen des Dramas). Richard, in dem die Krankheit seiner Zeit wie in einem Gefäß ihr faules Gift gesammelt — Richard, der, weil er viel größer ist als alle Zeitgenossen seiner verpesteten Umgebung, auch viel unbarmherziger und rücksichtsloser auftritt als sie, Richard, dieser Skorpion seiner Zeit, ist zugleich der Skorpion des richtenden Gottes, der in seinen Thaten bei all ihrer Selbstsucht und Gemeinheit zugleich vom ernsten Lichte

der rächenden Majestät umgossen scheint und göttliche Vergeltung übt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wenn es einen lebendigen Gott giebt, warum Er dann die unglaublichste Willkür und Ungerechtigkeit einzelner auf der Welt zulasse, das ist nie überzeugender beantwortet worden, als in diesem Drama. Die Majestät des lebendigen Gottes erscheint in ihrer Vollendung, sie zertritt dem Skorpion selber das giftgeschwollene Haupt und stößt ihn, kaum am Ziele all seines Strebens und Trachtens angelangt, in den Abgrund der Hölle zurück, dem er entstammte. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", diese ewige Wahrheit illustriert Shakesperes „Richard der Dritte". Und wenn Richmond, der milde Fürst der Gnade, über den Dämon des Abgrundes zuletzt triumphiert und seinen Einzug hält in das blutende, gepeinigte England — dann empfinden wir es innerlich befriedigt und versöhnt zugleich, daß der gerechte Zorn des ewigen Richters mit der Vernichtung des Größten aller Bösewichter gestillt ist, daß über dem haß- und mordumdunkelten Lande ein Himmel des Friedens und der Verheißung wieder emporstrahlt und den zagenden Blick aufwärts richtet im festen Vertrauen auf eine sittliche und unverbrüchliche Weltordnung, die kein Mensch, und hätte der Dämon des Abgrunds selber Wohnung in ihm gemacht, aus den ewig geordneten Fugen zu bringen vermag.

Aus: Shakesperes Richard III. Von A. Brausewetter. Preußische Jahrbücher. 87. Bd. Heft II.

6. Inhaltsangabe des Hallerschen Gedichtes „Die Alpen".

Im Jahre 1728 machte Haller mit seinem für die Naturwissenschaften begeisterten Freunde Professor Gesner aus Zürich eine große Alpenreise, auf der er das Material zu seiner Geschichte der schweizerischen Gewächse sammelte. Die unmittelbare Anschauung der großartigen Naturgebilde und die Beobachtung der schlichten Hirten gewährte ihm großen Genuß und hohe Befriedigung, und diese Stimmung reifte den Entschluß, das Angeschaute und Beobachtete in einem Gedicht niederzulegen. Es geschah im Jahre 1729, und das Gedicht trägt die Überschrift „Die Alpen." Folgendes ist der wesentliche Inhalt desselben:

Vergeblich sucht der Sterbliche in der ihn umgebenden Welt ein goldenes Zeitalter, denn dasselbe ruht nur in der Seele. Ihr, Schüler der Natur (das Schweizervolk), besitzt es in eurer

Armut und Einfalt, gehoben durch die Freiheit. In Eintracht und Fröhlichkeit folgt ihr ungelehrt und ungezwungen den Gesetzen der Weisen des Altertums. Die Freiheit teilt dem Volke gleichmäßig Vergnügen, Ruhe und Mühe zu. Ihr bedürft der Wissenschaft nicht, denn die Lehre der Natur ist euch ins Herz geschrieben, und euer Leben fließt in ungestörtem Frieden dahin. So feiert ihr in fröhlicher Kraft eure Volksspiele. Hier waltet die reine Liebe, thut sich ungeziert kund, und bewährt sich durch Treue. Arbeit bewahrt den Seelenfrieden und die Gesundheit. (Str. 1—17.) — Beim Erscheinen des ersten Grases treibt der Hirte sein Vieh den Alpen zu; er zieht mit dem ersten Gruß der Lerche aus, und mit der sinkenden Sonne empfängt ihn die Hirtin. Ein frohlockendes Lied begleitet den Hirten in die Ernte des Heues und des Obstes. Wenn ihm dagegen Wein versagt ist, dessen unmäßiger Gebrauch den Menschen zum Tiere macht, so eröffnet ihm der Herbst eigentümliche Schätze in der Gemsjagd und in der Bereitung der Butter, des Käses und Ziegers. Ruhe und Scherz versüßen die sorgenlosen Tage des Winters, und die Nachbarn ergötzen sich durch kluge Gespräche, wobei der eine seine Witterungskunde entfaltet, der andere ein selbstgedichtetes Lied vorträgt, hier ein Greis die Heldenthaten seines Volkes schildert, dort ein anderer das Glück des Vaterlandes preist, während alles „um uns darbt und in den Ketten hungert,“ und ein fünfter seine Kenntnis von den Naturschätzen seines Vaterlandes entfaltet. Denn am Hochgebirge hat die Natur alle Seltenheiten und Bedürfnisse des Lebens vereint. Von der Höhe des Gebirges sieht das Auge den Wohnplatz mehrerer Völker; die näheren Berge aber zeigen eine mannigfaltige Abwechselung von Hügeln und Thälern, von Felsenwänden, Wasserfällen und fruchtbaren Abhängen. Allein die Natur ist überall schön und wunderbar, in und über der Erde, im Glanze der Alpenblumen, wie im funkelnden Krystall, in den warmen Quellen und im Golde der Aar. Aber der Hirt läßt diesen Schatz, der ihm zu Füßen rollt, dahin fließen. Dieses genügsame Volk sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern, es lebt immer gleich und stirbt, wie es lebt. (Str. 18—48.)

Der Verfasser hat in dem Gedicht Beschreibung und Betrachtung, Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen verbunden, in dem das mehrmals von ihm behandelte Thema von der Verderbnis der Sitte im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. Infolge dessen ist das Ganze vorherrschend didaktisch, in einzelnen Partieen idyllisch.

7. Gedankengang in Klopstocks Ode „Die Frühlingsfeier.“ (1759.)

„Nicht in den Ocean der Welten alle will ich mich stürzen.“

„Die Frühlingsfeier“, von Herder als die Krone aller Klopstockschen Oden gepriesen, zerfällt in zwei Teile, von denen der erste die Erhabenheit der Schöpfung, der zweite die Erhabenheit des Gewitters schildert. Der Gedankengang ist folgender: Der Dichter stellt an einem schönen Frühlingsmorgen auf einem einsamen Spaziergange fromme Betrachtungen an. Die Erde, die uns in dem unermeßlichen Weltall zur Wohnung angewiesen ist, und die jetzt der Frühling schmückt, erscheint ihm, so klein sie auch gegen das Universum ist, groß und ehrwürdig, weil sie ein Werk des Allmächtigen und der Wohnsitz des Geschlechtes der Menschen ist, welchen Gott eine vernünftige und unsterbliche Seele gegeben hat. Er hängt diesem trostvollen Gedanken, der frohen Hoffnung ewiger Fortdauer, nach, bis er zufällig einen Goldkäfer erblickt, welchen er in dieser Stimmung mitleidig bedauert, weil er vielleicht nicht unsterblich ist; doch er entschlägt sich dieser ihn überkommenden Wehmut und betrachtet von neuem mit freudigem Herzen die Natur als das große und schöne Werk Gottes. Unterdes hat sich im Osten ein Gewitter gebildet; es ziehet herauf; der Dichter betrachtet und beschreibt es nach Anfang und Fortgang, als in eben der Stimmung, in welcher er in den Erscheinungen der Natur die heilige Hand des Schöpfers gewahr wird.

Der Grundgedanke der Ode: Die höchste Freude (des Landlebens) ist die, durch den Anblick der Natur zur Betrachtung über Gott erhoben zu werden.

8. Inhalt und Ideengang der Klopstockschen Ode „Der Eislauf.“

Klopstock war ein großer Freund gesunder, körperlicher Bewegung. Wie er die Schwingen seines Geistes unermüdlich regte, daß sie nichts von ihrer Flugkraft einbüßten, so trug er Sorge, daß auch die Glieder seines Körpers ihre Kraft und Gelenkigkeit behielten, getreu dem Grundsatze: Sana mens in corpore sano. Vor allem liebte er das Reiten und Schlittschuhlaufen. Seiner Liebe zum Schlittschuhlauf verdanken wir fünf Gedichte, von denen das zuerst „Eisode“, dann „der Eis-

lauf“ betitelte das bekannteste ist. Entstanden während seines Aufenthaltes in Kopenhagen, läßt der Inhalt der Ode darauf schließen, daß es sich hierbei um eine Rückerinnerung an einen wirklichen Eislauf handelt, den Klopstock, wie dies öfters geschah, mit seinem jungen Freunde Claudius auf dem Lyngbyer See zu unternehmen pflegte. Die Unterhaltung der Freunde während der Fahrt giebt zum Austausch von mancherlei Gedanken Veranlassung, welche, von der Erinnerung an den Erfinder der Schlittschuhe ausgehend, in der Schilderung des Eislaufs selbst gipfeln und ausklingen in einem beherzigenswerten memento mori! In den ersten drei Strophen ist der Grundgedanke der, daß der Erfinder der Schlittschuhe ein außerordentliches Verdienst um die Menschheit sich erworben habe, uns aber leider sein Name nicht überliefert sei. Dies Geschick teile der verdiente Mann mit dem so mancher Männer, deren wertvolle Erfindungen wir uns ausgiebig zu nutze machen, die aber genugsam zu ehren nicht möglich ist, weil wir ihren Namen nicht mehr kennen. Wie „dem kühneren Mann, der zuerst am Maste Segel erhob“, der also nicht bloß auf die kräftigen Arme der Ruderer sich verließ, sondern sein Schiff kühneren Geistes dem Winde anvertraute, so verging auch der Ruhm dessen, „welcher dem Fuß Flügel erfand,“ und doch hat er soviel zur Erhaltung unserer Gesundheit beigetragen und Freuden uns verschafft, die weder das Reiten noch der Tanz uns zu ersetzen imstande sind.

Aber, fährt der Dichter in der vierten Strophe fort, er werde einen Eistanz erfinden, der seinen Namen unsterblich machen solle, weil dieser Tanz jeden andern an edleren, kunstvolleren und schöneren Bewegungen übertreffen werde.

Tanz ohne Musik ist nicht gut denkbar. So leitet Klopstock in der fünften Strophe über zum Gespräch mit seinem Freunde, den er als gewiegten Musiker auffordert, den richtigen Ton der Musik zu dem von ihm erfundenen Tanz zu suchen. Er zweifelt nicht, daß der Freund die Melodie finden werde, die aller Orten die Freuden des Eislaufs erhöhen wird.

Die an den Freund (Strophe 6) gerichtete Aufforderung, den Kamin, die Stube zu verlassen und mit ihm dorthin zu kommen, „wo des Krystalls Ebene winkt“, ist nicht vergeblich gewesen. Sie brechen gemeinsam auf nach dem Lyngbyer See.

Die sonst spiegelglatte Eisfläche des Seees ist noch von Dünsten bedeckt (Strophe 7), die allmählich der höher steigenden Sonne weichen, in deren heller flutenden Strahlen der über Nacht gefallene Reif „Sternen gleich“ erglänzt.

Die tiefe Stille ringsum (Strophe 8) unterbricht nur das Brechen und Springen des Eises infolge des Frostes, und weithin vernehmbar ist der Ton, den während der Fahrt die Schlittschuhe auf dem Eise hervorrufen und der den dem Auge entschwundenen Freund immer wieder finden läßt.

Reizt die Winterluft selbst schon den Hunger, so noch mehr „die Begier nach dem Mahl", das daheim der Freunde harrt, der Eislauf, (Strophe 9) besonders wenn er mit Fleiß kunstvoll betrieben wird. (Strophe 10 u. 11.) In schön geschwungenem Bogen einander die Bahn durchkreuzend eilen sie am Ufer des Seees entlang. Der junge Freund versucht bisweilen, vom regelmäßigen Lauf abweichend, Kunststücke auf dem Eise auszuführen, doch ist Klopstock von solchen kein Freund und ruft abwehrend ihm zu: „Künstle nicht!" Auch der berühmte Kupferstecher Preisler, des Dichters Freund, würde wenig Gefallen an solchen Künsteleien haben.

Ein Ton, der von einer im See gelegenen Insel her erschallte (Strophe 12), ließ Klopstocks Begleiter aufhorchen. Es sei nichts zu befürchten, beruhigt ihn Klopstock, unerfahrene Läufer tummeln sich dort, und so lange keine Lastwagen über die Mitte des Seees gegangen und die Fischer des Fischfangs wegen Löcher in das Eis gehauen haben, drohe keine Gefahr. Ganz anders kracht, Tod und Verderben kündend, das Eis, wenn es vom Tau mürbe geworden, weithin klaffend sich spaltet, wenn „der Todeston wehklagt auf der Flut" (Strophe 13), als wenn mit hellem Ton „der Frost Meilen hinab spaltet den See!"

Zum Schluß (Strophe 14 u. 15) warnt Klopstock den Freund, die sichere Bahn am Ufer nicht zu verlassen, sich nicht hinauszuwagen auf die verlockend winkende Fläche inmitten des Seees, wo infolge verborgener Strömungen oder warmer Quellen todbringende Gefahren lauern.

„Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!"

Es naht der Tod uns unverhofft von einer Seite, von der wir am wenigsten ihn erwarteten. Wie das Laub vom Winde getrieben lautlos über die Fläche gleitet und ungehört hinabsinkt in den tiefen Spalt, so kannst auch Du verweht werden, wie Spreu vor dem Winde und hinabsinken in das Meer der Vergessenheit.

9. Was hat Klopstock im Messias zu dem Stoffe der Evangelien hinzugenommen und hat er es mit Glück gethan?

Wie im „Heliand“, der „Messiade des 9. Jahrhunderts“, die Erzählungen der Evangelisten und im „Krist“ des Mönches Otfried von Weißenburg das Leben Jesu zur Darstellung gebracht sind, so führt uns Klopstock in den 20 Gesängen seines großen „Heldengedichts“ Messias das Erlösungswerk des Gottessohnes vor Augen. Großartig ist das Ganze angelegt, in dem der Dichter einen erhabenen Stoff behandelt; doch liegt seine Erhabenheit nicht in einer Reihe großartiger Begebenheiten, sondern in ihrer göttlichen Einfachheit. Es sind nur wenige Thatsachen, welche uns die Evangelisten berichten, und der Dichter durfte diese nicht poetisch erweitern, ohne den gläubigen Christen zu nahe zu treten. Als Protestant mußte er sich's sogar versagen, den ganzen Reichtum der Heiligengeschichte und der Legende zur weiteren Ausmalung zu benutzen. Dieser Mangel an Thatsachen und die durch die Umstände gebotene Beschränkung auf dieselben, außerdem auch das Festhalten an dem streng kirchlichen Gesichtspunkte der Versöhnung Gottes, nötigten den Dichter, eine andre Art von Personen und Begebenheiten zu erfinden und mit den gegebenen in Verbindung zu setzen, um die epische Ausführung möglich zu machen: Er führte Gott und die Engel ein und verlegte die Handlung zum Teil in den Himmel, d. h. auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz. Daraus ist ihm kein großer Gewinn erwachsen. Die im Mittelpunkte der Ereignisse stehende Wesenheit Gottes läßt eine sinnlich-anschauliche Darstellung nicht zu; es werden, sagt Fr. Zurbonsen in seiner Deutschen Litteraturkunde ganz richtig, selbst die großartigsten Bilder kleinlich, weil sie in den beschränkten Rahmen von Raum und Zeit gefaßt werden müssen; jede Beschränkung aber ist unverträglich mit dem Begriffe der Gottheit. Ähnlich verhält es sich mit der höheren Geisterwelt, welche der Dichter zur Vermittelung zwischen Gott und Menschen einführte. Die Christen glauben zwar der Mehrzahl nach an Engel, und die Kirche hat diesen Glauben mit allen möglichen Mitteln festzusetzen und zu verbreiten gesucht, die bildende Kunst hat ihn zu ihren Schöpfungen vielfältig benutzt; aber dessenungeachtet sind diese Wesen nicht zu einer bestimmten Individualität gelangt. Das Wort Engel bezeichnet einen ganz allgemeinen Begriff, denn

so viele wir uns hier auch denken, so oft auch versucht worden ist, dieselben nach ihren Eigentümlichkeiten zu gruppieren, wir stellen uns dennoch alle in der nämlichen äußeren Erscheinung mit dem nämlichen Charakter vor, selbst die unter besonderen Namen aufgeführten. Die Engel sind daher in der That ebenso wesenlos, wie die Sylphen und andere geisterhafte Wesen der komischen Dichter, und werden, wie diese, zu bloßen Abstraktionen oder zu allegorischen Figuren, da ihnen der Stoff zur persönlichen Gestaltung fehlt. Dieser Übereinstimmung entsprechen auch die Handlungen, welche der Dichter den Engeln anweist; sie sind so allgemeiner Art, daß sich ein bestimmter Charakter nicht entwickeln kann. Die Engel erscheinen insgemein nur als Boten des Ewigen, und überwiegend treten ihre Gespräche, Schilderungen, Lobpreisungen und Gleichnisse an die Stelle einer echt epischen Handlung. Die Engel treten daher nirgends im Gedicht als bestimmte Individuen, als leicht unterscheidbare Gestalten, vor uns auf. „Was Klopstock zur Anschauung bringen möchte," sagt Gelzer, „entzieht sich bei ihm eigentlich aller Anschauung; himmlische Erscheinungen treten auf; sie reden, handeln; aber nie vermag seine Darstellung uns ein Bild von ihnen einzuprägen."

Man kann sonach nicht sagen, daß der Dichter in der Wahl des Stoffes und in der von ihm versuchten Erweiterung desselben besonders glücklich gewesen wäre.

10. Der ehrwürdige Pfarrer von Grünau.

Ein Charaktergemälde nach Voß.

Hauptzüge desselben sind:

a) tiefgefühlte, ungeheuchelte Frömmigkeit und Verehrung des höchsten Wesens;

b) besondere Dankbarkeit für jede Gabe des Allgütigen, verbunden mit dem genügsamsten Sinne. Vergl. S. 12. 78;

c) die Eintracht, in der er bei aller Überlegenheit des geachteten, und von der Eigenheit des Alters nicht ganz freien Hausvaters, mit den Seinen lebt. S. 11. 38;

d) der Ernst und Geradsinn, womit er sich gegen die falsche Höflichkeit und das gezierte Wesen einer sonst herzlich guten Hausmutter ein Machtwort erlaubt;

e) die Innigkeit der Liebe, womit er den Seinen ergeben ist. Vergl. S. 13;

f) die lebendige Teilnahme an ihrem Glücke, namentlich

an der geliebten Tochter, eine Teilnahme, die ihn nicht ruhen läßt. S. 34;

g) die selbst im Alter noch so lebensfrohe, durch Gottvertrauen gehobene, und von demselben innigst durchdrungene Heiterkeit der Seele. S. 41;

h) seine Duldsamkeit gegen anders Denkende, und die aus reiner Bruderliebe hervorgehende Abneigung gegen „die höllische Pest Unduldsamkeit.“

i) seine Liebe zur Tonkunst. Am Schluß der ersten Idylle;

k) seine Milde, auch gegen die untergeordneten Personen des Hauses. S. 60;

l) seine Redseligkeit. S. 69.

Diese und ähnliche Züge werden zu einem Ganzen verschmolzen, und so das Bild eines ehrwürdigen Pfarrers ausgemalt.

11. Vergleichung zwischen Bürgers „Lenore“ und dessen „wildem Jäger.“

Bei jeder Vergleichung zweier Gegenstände ist zu sehen auf das beiden Gemeinsame und auf das Verschiedene. Hier sind zwei sprachliche Kunstprodukte Gegenstand der Vergleichung. An ihnen ist zu beachten der Inhalt, der verarbeitete Stoff, und die Form, und jedesmal ist jenes Zweifache zu berücksichtigen.

1) Was den Inhalt, den Stoff, betrifft.

Beide Gedichte haben das Gemeinsame, daß ihnen Sagen zu Grunde liegen, die der Dichter mehr oder weniger mit seiner Phantasie ausbildete. — Die der Lenore zu Grunde liegende Sage wurde Bürger nach seiner eigenen Angabe von einem in seinem Hause wohnenden Mädchen, Christine, erzählt. In ihrer Erzählung kamen die Worte des Reiters: „Der Mond, der scheint so helle, die Toten reiten schnelle,“ so wie die wiederkehrende Frage: „Graut Liebchen auch?“ und einige andere Ausdrücke vor. — Weniger bestimmt anzugeben ist, woher Bürger den Stoff zum wilden Jäger genommen, und wieviel ihm selbst davon gehört. Er hat hier aus mehreren Sagen vom wilden Heere genommen, was er zu seinem Zwecke brauchte. Die gewöhnliche Sage vom wilden Jäger ist die: Hans von Hackelnberg, braunschweigscher Oberjägermeister, habe auf dem Totenbette gewünscht, ewig fortjagen zu können, welcher Wunsch ihm auch gewährt worden sei.

Diese für beide Gedichte auf ähnliche Weise gewonnenen Stoffe sind auch auf eine ähnliche Weise gruppiert worden. — Beide Gedichte haben eine Einleitung. In der Lenore

(Strophe 1—4) stellt diese dar — u. s. w.; die Einleitung zum wilden Jäger (Strophe 1—4) weist hin auf den frevlen Gegensatz zwischen dem Treiben des Grafen und der Sabbatsfeier u. s. w. — Hierauf folgen in beiden Gedichten Unterredungen, in der Lenore (Strophe 5—11) das Gespräch der Mutter und Tochter (Inhalt desselben), im wilden Jäger das Gespräch des Rheingrafen und der beiden Reiter (Strophe 5—8) [Inhalt dieses Gespräches]. Jedesmal liegt in den Unterredungen die Andeutung aller Folgen: In der Lenore deren Schicksal, im wilden Jäger dessen grausames Handeln. — Hierauf folgt in der Lenore nach Angabe der Erscheinung Wilhelms die Schilderung des Reiters (Strophe 12—29); im wilden Jäger folgt nach dem Gespräche die Schilderung der Jagd (Strophe 9—26). In jeder Schilderung lassen sich bestimmte Rasten, Abschnitte unterscheiden; z. B. in der Lenore — im Jäger. — Beide Schilderungen haben ferner das Gemeinsame, daß das Grausenhafte, Schreckenerregende sich im Fortgange steigert. Vergl. zu dem Ende in der Lenore Strophe 20, 24, 27, die ersten vier Verse; ferner die Antworten der Geliebten auf Wilhelms Fragen; im wilden Jäger, die immer grausameren Handlungen des Grafen in Strophe 11, 17, 23.

Verschieden sind beide Gedichte in betreff des Inhalts und seiner Behandlung schon durch die Eigentümlichkeit der jedem Gedichte zu Grunde liegenden Sage. In der Lenore finden wir den Jammer getäuschter Hoffnung, verschmähter Liebe geschildert; das Geisterreich wird herausgefordert, und seine Schrecken werden vorgeführt u. s. w. Im wilden Jäger u. s. w. — Aber auch darin unterscheiden sich beide Gedichte, daß die in der Lenore auftretenden Personen individueller gehalten sind, als im wilden Jäger, was selbst auf die Bezeichnung durch bestimmte Namen gilt, die im wilden Jäger ganz fehlt. — Endlich unterscheiden sich beide Gedichte in dem Abschlusse. Das Ende der Lenore ist nur angedeutet, ihr Schicksal nicht weiter ausgemalt; vergl. Strophe 31 u. 32. Das Ende des wilden Jägers wird bestimmt bezeichnet, ausführlich geschildert (Strophe 27—35). Hier ist eine vollständige Angabe des über den Grafen verhängten Strafgerichts.

2) Was die Form betrifft.

Gleichartiges zeigen in der Form beide Gedichte, insofern in beiden Reden und Wörter mehrmals wiederkehren; z. B. in der Lenore — im wilden Jäger. — Verschieden sind beide Gedichte im Vers- und Strophenbau. Angabe desselben

für jedes Gedicht. Ferner im Umfange und in der Sprachreinheit. Der wilde Jäger hat der dunklen, fehlerhaften Stellen mehr, als Lenore. Vergl. Strophe 3, V. 5; Str. 4, V. 4—6; Str. 8, V. 4; Str. 28, V. 6; Str. 36, V. 5 im wilden Jäger.

12. Vorfabel zu Lessings „Minna von Barnhelm.“

Der Major von Tellheim stammte aus Kurland und war zur Zeit des siebenjährigen Krieges als Freiwilliger in die Dienste Friedrichs d. Gr. getreten. Er hatte, begeistert für den König von Preußen, als tapferer Soldat bis zur Auflösung seines Freicorps gefochten. Einst hatte er den Befehl erhalten, in den sächsischen Ämtern einer thüringischen Gegend eine hohe Kriegskontribution einzutreiben. Da die sächsischen Stände die große Summe nicht sogleich zu zahlen vermochten, so schoß er aus eigenen Mitteln großmütig das Fehlende, 2000 Pistolen, vor und ließ sich darüber einen Wechsel ausstellen. Diese edle That erregte allgemeines Aufsehen und gewann ihm viele Herzen. Ganz besonders machte dieselbe einen tiefen Eindruck auf ein sächsisches Fräulein, Minna von Barnhelm, die in jenen Landesteilen Sachsens wohnte. Da Tellheim hier im Winter-Quartier stand, so suchte sie denselben eines Tages uneingeladen in einer Gesellschaft auf, mit dem festen Vorsatze, dem edelmütigen Manne ihre Hand zu reichen. Es entwickelte sich aus dieser ersten Begegnung auch wirklich ein Verlöbnis zwischen beiden; sie wechselten die Ringe. Minna schloß jedoch diese Verlobung ohne Wissen ihres Oheims und Vormunds, des Grafen von Bruchsall, der, durch die Kriegsunruhen verscheucht, in Italien weilte und als Sachse preußischen Offizieren gegenüber eher feindlich als freundlich gesinnt war, so daß Minna befürchten mußte, er würde ihrem Entschlusse sich abhold zeigen. Ihre Kammerjungfer Franziska dagegen billigte die Wahl von ganzem Herzen. Sie hatte vor Tellheims Charakter die größte Hochachtung. Außer ihr wußte von der Verlobung niemand etwas, auch niemand aus dem dienenden Personal der beiden Personen.

Der Major war, als er sich verlobte, in glänzenden Verhältnissen. Er konnte sich einen Kammerdiener, einen Jäger, einen Kutscher, einen Läufer und einen Reitknecht halten, konnte außer jener, den sächsischen Ständen vorgestreckten Summe seinem Freunde Marloff 400 Thaler leihen, konnte Justs Vater 50 Thaler vorstrecken und war imstande, für Just 25 Thaler

Kur- und 39 Thaler Wartungskosten zu bezahlen. Wenn schon diese glänzenden Vermögensverhältnisse ihn in den Augen seiner Umgebung hoben, so trugen dazu nicht minder sein Edelmut, seine Tapferkeit und seine Leutseligkeit bei. Gar oft hatte er für den gemeinen Soldaten, wenn derselbe ins Gedränge gekommen war, das Leben gewagt. Seine Untergebenen hingen darum an ihm, wie an einem Vater. Besonders hatte sich zwischen ihm und dem Wachtmeister Paul Werner ein echt kameradschaftliches Verhältnis entwickelt, wie ein solches nur das Kriegsleben erzeugt.

Beide hatten oft aus derselben Feldflasche getrunken, und der Wachtmeister hatte dem Major mehr als einmal das Leben gerettet, hatte den Hieb aufgefangen, der jenem den Kopf spalten sollte, und hatte einem feindlichen Soldaten, der eben im Begriff war, dem Major die Kugel durch den Kopf zu jagen, den Arm vom Rumpfe gehauen.

Nach der Verlobung hatte Tellheim an verschiedenen Kämpfen des preußisches Heeres teilgenommen. In einem derselben war ihm durch einen Schuß der rechte Arm gelähmt worden. Endlich kam der Hubertsburger Friede zustande. Erfreut schrieb Tellheim seiner Verlobten, daß er seinen Abschied nehmen und sich mit ihr nun ehelich verbinden werde. Den Soldatenstand hatte er nur erwählt aus Parteinahme für die Sache Friedrichs des Großen und aus dem männlichen Entschlusse, seinen Charakter durch die Gefahren des Kriegslebens zu stählen. Bevor er jedoch seinen Abschied nehmen konnte, ward ihm unerwartet von der Feldkriegskasse seine Forderung, die er infolge seines geleisteten Vorschusses erhob, streitig gemacht. Man erklärte den erhaltenen Wechsel für eine Bestechung, für ein Grazial der Stände, das ihm zu teil geworden sei, um die Summe der geforderten Kriegskontribution zu vermindern. Hierdurch war seine Ehre, die dem Major über alles ging, auf das Empfindlichste gekränkt worden. Die nächste Folge der erlittenen Kränkung war, daß er den Briefwechsel mit seiner Braut einstellte und sogar den Ring derselben nicht mehr trug; denn Minna sollte nur einem unbescholtenen Manne die Hand reichen. Durch die Weigerung der Kriegskasse war Tellheim aber auch in Geldbedrängnis geraten, so daß er sich genötigt sah, sein Dienstpersonal bis auf Just zu entlassen und die übrige Dienerschaft, welche sich ohnedies Vergehen mancherlei Art hatte zu schulden kommen lassen, nicht wieder durch andere Personen zu ersetzen. Er hätte zwar durch Paul Werner sich

aus seiner bedrängten Lage befreien können, aber dieses ließ einerseits sein Ehrgefühl nicht zu, anderseits hielt ihn der Umstand ab, daß Werner ihm die Summe von 100 Pistolen mit der Bemerkung übergeben hatte, er möchte dieselbe ihm aufbewahren, welche Bemerkung der Wachtmeister indes nur aus Zartgefühl gemacht hatte. Außer Werners Geld stand ihm noch eine Summe von 400 Thalern zu Gebote, die er seinem Freunde Marloff geliehen. Aber nach dem Tode desselben war die Frau des Verstorbenen in so bedrängte Umstände geraten, daß Tellheim sich nicht entschließen konnte, seine Forderung einzumahnen. Werner hatte die Marloff einige Wochen vor ihrem Erscheinen krank und ihr Unglück bejammernd gefunden und dies dem Major hinterbracht. Tellheim hätte indes von dem unermüdlichem Wachtmeister noch mehr Geld, als er von diesem schon zum Aufbewahren hatte, bekommen können, denn Paul Werner, der das Stillsitzen auf dem Dorfe nicht aushalten konnte, hatte sein Freischulzengericht verkauft, wollte unter dem Prinzen Heraklius wieder Dienste nehmen und hatte den Major abermals ausersehen, ihm das auf den Kauf empfangene Geld zur beliebigen Verwendung zu übergeben. So fehlte es Tellheim nicht an Gelegenheit, sich Geld zu verschaffen. Er wies jedoch alle Anerbietungen von sich, so sehr ihn seine Lage auch drückte. Dieselbe hatte aber sein Gemüt bereits so verdüstert, daß er in seiner Schwermut sich wie ein Bettler und wegen seines gelähmten Armes wie ein Krüppel vorkam; ja er hatte sogar den Entschluß gefaßt, seiner Braut unter diesen Umständen nicht nur nicht zu schreiben, sondern, wenn seine gekränkte Ehre nicht wieder hergestellt würde, ganz zu entsagen, so sehr er sie auch liebte.

Minna, die seit langer Zeit keine Zeile von ihm erhalten hatte und ohne alle Nachricht über ihn geblieben war, geriet dadurch in große Besorgnis und machte sich deshalb mit ihrer Kammerjungfer auf den Weg nach Berlin, um Erkundigungen über Tellheim einzuziehen. Auch ihr Oheim, der nach dem Frieden aus Italien zurückgekehrt war, begleitete sie und brannte vor Verlangen, den Mann persönlich kennen zu lernen, den seine einzige Erbin erwählt hatte. Zwei Meilen vor Berlin erlitt der Wagen des Oheims eine Beschädigung, die das Weiterfahren verzögerte. Minna sollte jedoch auf den Wunsch des Oheims in ihrer Reise nicht aufgehalten werden und traf daher abends ohne den Oheim mit ihrem Kammermädchen und zwei Bedienten in Berlin ein. Zufällig stieg sie in demselben Gast-

hofe ab, in welchem Tellheim Jahr und Tag gewohnt hatte, ja sie bezog sogar, ohne es zu wissen, dessen Zimmer, da der Wirt, um das vornehme Fräulein mit ihrer Dienerschaft bei sich unterzubringen, in Tellheims Abwesenheit dessen Wohnung sogleich ausräumen und dessen Sachen in ein elendes Zimmer hinten in der Nähe des Taubenschlages unterbringen ließ, wozu er sich um so mehr berechtigt glaubte, als Tellheim seit einigen Monaten nicht mehr so pünktlich als früher bezahlt und auch nicht mehr so viel Geld als ehedem hatte aufgehen lassen. Beim Ausräumen der Zimmer hatte indes der Wirt zu seinem großen Erstaunen ein versiegeltes Beutelchen mit 500 Thalern Louisdor in dem Schreibpulte Tellheims gefunden. Sicherlich wäre er säuberlicher mit dem Major verfahren, hätte er früher davon Kunde gehabt. Die Folge von des Wirtes Benehmen war, daß Tellheim nicht länger in dem Gasthofe wohnen, ja auch nicht eine Nacht mehr in demselben weilen wollte, und daß Just die ganze Nacht hindurch vergebens auf die Zurückkunft seines Herrn gewartet hatte. (Hier beginnt das Stück.)

13. Charakterschilderung des Cid.

Cid ist eine ritterliche Gestalt von gefälligem Ebenmaß, ausgezeichneter Schönheit und heroischer Kraft. Sein Gesicht schmückt ein langer Bart, den er jedoch so wenig zurecht stutzt, daß seine kleinen Töchter davor zurückschrecken und Alfonso ihn mit dem eines Wüsteneremiten vergleicht; seine Stimme ist so kräftig und gebieterisch, daß der Dichter zur Bezeichnung derselben das treffende Wort „Eisenstimme" gebraucht. Sein Mut, seine Tapferkeit, seine Gewandtheit und Kraft stehen unübertroffen da und machen ihn zu dem gefürchtetsten und geachtetsten Helden seiner Zeit. In einem Alter, wo andere sich noch im Gebrauch der Waffen üben, hat er schon den tapfersten Mann, den Grafen Gormaz, im Zweikampf überwunden und fünf Mohrenkönige gefangen genommen; und ebenso treibt er noch in einem Alter, wo es ihm schon beschwerlich wird, sein Roß zu besteigen, die Feinde zu Paaren. Kein Zweiter hat sich so hohe Ehre als Krieger erworben. Seinem Könige erweist er eine Vasallentreue, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Den Grund dazu legte der treffliche Fernando durch seine väterliche Liebe gegen den Jüngling, durch das Vertrauen, das er ihm in den wichtigsten Angelegenheiten schenkte; zur rechten Bewährung in derselben geben ihm aber Sancho und Alfonso durch ihr oft unwürdiges Verhalten gegen ihn Gelegenheit. Keine Ver-

bannung kann ihn bewegen, seinen Dienst dem Könige und dem Vaterlande zu entziehen. Daß diese Treue nicht bloß blinde Anhänglichkeit oder knechtische Unterthanentreue ist, beweist am besten der Freimut, den er sich überall bewahrt, und von dem Alfonso sagt, daß er zuweilen schrankenlos und an Kühnheit zu grenzen scheine. Es sind nicht bloß die Höflinge und Pfaffen, die sein ernster Tadel, sein bitterer Spott trifft, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen, auch die Könige müssen sich derbe Wahrheiten sagen lassen und eindringliche Abmahnungen vernehmen, wenn sie falsche Wege betreten. Bei solchen Gelegenheiten erkennt man auch gleichzeitig seinen immer regen Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Wenn er trotz desselben in Sanchos ungerechten Kriegen thätig ist, so darf man nicht übersehen, daß der Vasall in jener Zeit zur unbedingten Beihülfe verpflichtet war. Als Garzia gefangen ward und dabei sagt: „Ach, was thut Ihr, edler Cid?“ antwortete dieser: „König, was für Euch ich thäte, wenn Ihr mein Gebieter wäret.“ Als Gatte und Vater ist Cid wahrhaft liebenswürdig, ein wirkliches Muster. Was er Ximenen vor dem Altar versprochen und ihr später „auf den Griff des Degens“ schwur, hat er bis zur Todesstunde gehalten. „Eine nur ist meine Gattin, eine meine echte Frau“ läßt er den überwundenen Valenzianern zu ihrer Beruhigung sagen. Seine Liebe zu seinen Töchtern ist wahrhaft rührend. Als die „liebenswürd'gen“, „unschuld'gen Kleinen“ bittere Thränen über die zu versetzenden „schönen Prachtjuwelen“ der Mutter weinen, giebt er ihren Bitten sogleich nach und borgt dafür unter sehr erschwerenden Umständen bei Juden. Aber diese große Liebe hinderte ihn nicht an der guten Erziehung der Kinder. Als Alfonso ihn verbannt, empfiehlt er Ximenen dringend an, Tag und Nacht über die Unschuld der Töchter zu wachen, und giebt ihr dafür die angemessensten Verhaltungsmaßregeln. Nach der Eroberung von Valenzia bittet er sich als besondere Gnade vom Könige aus, daß seine Familie zu ihm kommen darf. Religion und Kirche sind ihm etwas Heiliges. Nichts von Bedeutung unternimmt er, ohne vorher den Segen Gottes zu erflehen; auch erweist er sich mehrfach dankbar durch milde Stiftungen, wenn er glücklich im Kriege gewesen ist.

„Summa: Cid, der erste Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verständig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren.“

(Alfonso, Rom. 46.)

14. Inhalt von Goethes Drama „Götz von Berlichingen.“

Während seines Aufenthalts in Straßburg wurde Goethe durch die eigene Lebensbeschreibung des 1562 gestorbenen Ritters Götz „mit der eisernen Hand“ zur Abfassung des Schauspiels „Götz von Berlichingen“ angeregt, in dem im wesentlichen die geschichtliche Überlieferung festgehalten wird.

Die Handlung ist in 5 Akte verteilt. Im ersten finden wir Götz von Racheplänen gegen den Bischof von Bamberg bewegt, der ihm „einen Buben hat niederwerfen lassen.“ Er hat dem Bischof, als dieser aus dem Bade kam, aufgelauert; und weil ihm der Anschlag mißlang, will er nun den Weislingen, des Bischofs rechte Hand, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher, aufheben. Weislingen wird gefangen und sein schwankendes Gemüt durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt, daß er sich entschließt, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch die Verheiratung mit dessen Schwester zu verbinden. Er wird von Götz vertrauensvoll entlassen.

Im zweiten Akte wird der Faden einer neuen Handlung angeknüpft, neben welcher Götzs Thätigkeit und Verhältnisse fast ganz zurücktreten. Wir erfahren nur von ihm, daß er den Nürnbergern Fehde angesagt, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie seinen Buben an die Bamberger verraten haben; die Hauptperson des Aktes ist die am Hofe zu Bamberg lebende Adelheid von Walldorf. Ihrer will sich der Bischof von Bamberg als eines Werkzeuges bedienen, um Weislingen wieder an sein Interesse zu ketten. Sie geht hierauf ein, verfolgt aber dabei ihre eigenen Pläne. Der gewandte einflußreiche Weislingen soll für sie ein Mittel sein, zunächst ihre Güter wieder zu gewinnen, die in der Gewalt ihrer Feinde sind; dann geht sie in ihren ehrgeizigen Entwürfen unaufhaltsam weiter; und als Weislingen, ihre Absichten ahnend, eine drohende Sprache annimmt, enthüllt sie ganz ihren kühnen Sinn, dem gegenüber Weislingen als ein schwaches Rohr erscheint, mit dem Wind und Wellen spielen.

Im dritten Akte finden wir Götz, aus Veranlassung eines Raubanfalles auf Nürnberger Kaufleute, in die Reichsacht erklärt. In dem Kampfe gegen das Exekutionsheer und besonders bei der Verteidigung seines belagerten Schlosses zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im hellsten Glanze.

Im vierten Akte sehen wir den gefangenen Götz vor den kaiserlichen Räten mit unbeugsamem Sinne sich verteidigen, bis er durch Sickingen befreit wird. Götz, dessen Mut durch den Verrat, den man an ihm verübt hat, besonders durch Weislingens Treulosigkeit schon gebrochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vorteil nur dazu, um auf sein ritterlich Wort nach seiner Burg entlassen zu werden, wo er sich still zu halten verspricht.

Der fünfte Akt versetzt uns mitten in den Bauernkrieg. Götz wird von den rebellischen Bauern zur Annahme der Hauptmannsstelle bewogen, obwohl er sein Wort gegeben, sein Gebiet nicht zu verlassen, bis seine Sache entschieden ist; Götzs Kampf wird hier zu einem Seelenkampfe, der den Frieden aus seinem Herzen verscheucht. In diesem inneren Streite wird seine Kraft ganz gebrochen, und wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsternis, die seinen Tod herbeiführt.

15. Leben und Charakteristik des „Götz von Berlichingen."

Götz*) von Berlichingen ist eine historische Person, mit dessen Leben Goethe durch eine von dem Ritter selbst verfaßte Lebensbeschreibung bekannt wurde.

Götz wurde 1481 in der Burg Jagsthausen (Jaxthausen), unweit Heilbronn, geboren. Von Kindheit an bezeigte er große Lust „zu Pferden und Reiterei." Nachdem er ein Jahr lang die Schule zu Niederhall am Kocher besucht, wurde er Knappe bei seinem Vetter, dem Ritter Konrad von Berlichingen. Vom Jahre 1500 an zog er als Ritter auf Abenteuer aus und widmete seine Dienste bald Freunden bei ihren Angriffen, bald Bedrückten, wurde auch nach und nach in mancherlei eigene Fehden verwickelt. Bei Landshut verlor er im Dienste des Kaisers Maximilian seine rechte Hand, ließ sich aber dieselbe durch eine sehr kunstvoll eingerichtete eiserne ersetzen und wurde dadurch wieder kampffähig. Im Jahre 1513 hatte er Fehde mit den Nürnbergern, die einen seiner Freunde gefangen genommen und einen seiner Knechte verwundet hatten. Da er denselben viel Schaden zufügte, so verklagten sie ihn beim Kaiser, der darauf über ihn und seinen Bruder die Acht aussprach. Als Ulrich von Würtemberg von dem schwäbischen Bunde ver-

*) Götz ist eine Diminutivform von Gottfried.

trieben wurde, geriet Götz, der ihm beistand, in Gefangenschaft und mußte drei und ein halbes Jahr in Heilbronn zubringen. Sehr unangenehm wurde sein Verhältnis zum Bauernkriege, der 1525 in Schwaben ausbrach. Er wurde von den Bauern gezwungen, sich an ihre Spitze zu stellen. Die strenge Zucht und Ordnung, welche er forderte, machte ihn dem ruchlosen Haufen verhaßt; er benutzte daher nach Verlauf eines Monats, den er ihnen bewilligt, eine günstige Gelegenheit und machte sich ganz von ihnen los. Der schwäbische Bund nötigte ihn, von nun an ruhig auf seinem Schlosse Hornberg zu bleiben. Dort starb er 1562.

Wie wir Götz aus seiner eigenen Lebensbeschreibung kennen lernen, so hat Goethe ihn uns in seiner Dichtung vorgeführt, unbedeutende Umstände abgerechnet. Er erscheint darin als ein gerader, biederer, tapferer Ritter, dessen Seele von Freiheit, Recht, Männlichkeit und Treue erfüllt ist. Feinere Bildung geht ihm ab und wird auch nicht von ihm angestrebt; aber er ist darum nicht ohne Gefühl für alles Edle. Seine Religion giebt sich als unerschütterliches Gottvertrauen und in lebendigem Sinn für Recht und Gerechtigkeit kund. Seine Gattin liebt er innig und hält sie wert; für die Schwester, deren Schicksal ihn bekümmert, sorgt er in brüderlicher Treue und bemüht sich, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen; auf dem lieblichen Knaben ruht sein Auge mit väterlicher Lust, wenngleich es ihn schmerzt, daß dieser sich zu einem beschaulichen Leben hinneigt und keine Hoffnung zu einem ritterlichen Stammhalter giebt. Mit seinen Knappen und Streitgenossen steht er im besten Verhältnis, da er sie gut behandelt und allezeit Freud' und Leid, Anstrengung und Ruhe, Genuß und Entbehrung mit ihnen teilt. Dafür sind sie ihm auch in unverbrüchlicher Treue ergeben und bereit, für ihn in den Tod zu gehen. In hohem Grade ist er für Freundschaft empfänglich, wie sein Verhältnis zu Weislingen zeigt; sein Herz geht ihm auf, als er sich mit demselben alten Erinnerungen hingiebt, und tief gebeugt wird er, als dieser die bewiesene Freundschaft mit Verrat und Treubruch lohnt. Den Kaiser liebt und verehrt er und erkennt in ihm das einzige Oberhaupt auf Erden an. Gern möchte er ihm dienen und in Nöten beistehen; es erfüllt ihn mit Schmerz, daß er den alten schwachen Mann so schlecht beraten und von herrschsüchtigen Fürsten in seiner Macht und Würde geschmälert sieht. Sein höchster Wunsch ist ein starkes, großes, einiges Reich, in welchem Recht und Freiheit herrschen. Da dieser Wunsch aber

nicht in Erfüllung gehen will, Fürsten und Städte vielmehr nur die Erweiterung ihrer eigenen Macht im Auge haben, so nimmt er sich auf eigene Hand der Bedrückten an und sucht sich durch Selbsthilfe Recht zu verschaffen, ohne jedoch dabei gegen Gebrauch und Sitte damaliger Zeit zu verstoßen. — Die Art, wie Götz stirbt, ist des Dichters Erfindung.

16. Wodurch giebt sich in Goethes Götz v. Berlichingen das Eintreten einer neuen Zeit kund?

Obgleich Götz selber noch in dem alten Adel- und Kriegswesen steckt, welches sich überlebt hat, so sind doch mehrere Vorboten einer anbrechenden andern Zeit der Dichtung einverleibt.

1) Erstlich Weislingen, der das Leben auf einsamen Ritterburgen und die Raubzüge bereits mit dem Hofleben vertauscht hat. (Über die Bedeutung dieses Wechsels s. Rückerts Deutsche Gesch. pag. 247.)

2) Bruder Martin, unter dessen Maske offenbar M. Luther steckt, der Urheber der Reform, Überwinder der Scholastik und des Romanismus.

3) Olearius, der Jurist, vertritt die Einführung des römischen Rechtes, wodurch die Rechtsgewohnheiten der Volksstämme und die Schöffengerichte verdrängt, und dagegen Untersuchungen bei geschlossenen Thüren, Martern und Torturen eingeführt worden sind. (S. Rückert pag. 256.)

4) Der Bauernkrieg, welcher auf Vertilgung des Ritter-Adels und der Ritterburgen ausging. (Über die Zustände der Bauern s. Rückert pag. 229—245.)

Ob der Dichter diese Elemente alle historisch treu geschildert oder wiedergegeben habe, wäre eine andere Frage, z. B. wieweit die vom Bruder Martin ausgesprochenen Grundsätze mehr nach Luther oder mehr nach Goethe und seiner Zeit geformt sind.

17. Inhaltsangabe des zweiten Gesanges aus Goethes „Reineke“.

Auf den Befehl des Königs wandert Braun, der Bär, nach Malepartus, der Burg Reinekes. Da er die gewöhnliche Pforte verschlossen findet, so ruft er laut, daß er als königlicher Bote gekommen sei, ihn vor Gericht nach Hofe zu fordern.

Obwohl Reineke die Aufforderung vollständig hört, so bleibt er doch einstweilen still, überlegend, wie er den Stolz des Bären strafen könne, und nachdem er sich versichert, daß Braun allein gekommen ist, geht er hinaus, heißt ihn willkommen, entschuldigt sich, daß er, vertieft in das Gebet, ihn habe warten lassen, beklagt ihn wegen der Beschwerden der Reise und versichert, daß er sich vorgenommen, den nächsten Tag frei nach Hofe zu gehen, und daß ihn nur der übermäßige Genuß des Honigs, mit dem er kümmerlich sein Leben habe fristen müssen, verhindere, dies schon heute zu thun. Braun ist ganz erstaunt, sein Lieblingsgericht so ganz verschmäht zu sehen, und bittet den Fuchs, ihm etwas davon zu verschaffen. Reineke stellt sich, als ob er den Worten Brauns keinen Glauben schenke; als aber dieser die Wahrheit seiner Worte hoch beteuert, verspricht ihm Reineke, ihn trotz seines Unwohlseins zum Bauer Rüsteviel zu bringen, der unendlichen Honig habe; nur solle er ihm auch behülflich sein, die Klagen seiner Feinde zu entkräften.

Arglos folgt der Braune dem listigen Reineke und gelangt mit ihm abends in den Hof des Zimmermanns, in welchem sich ein eichener Stamm befindet, der, durch zwei Keile gespalten, oben ellenweit auseinander klafft. Auf Reinekes Versicherung, daß sich in diesem Baume Honig befinde, von dem er ihm überdies rät, ja nicht zu viel zu fressen, steckt Braun den Kopf und die Vorderfüße in die Spalte. Sogleich zieht Reineke mit vieler Mühe die Keile heraus, und Braun ist gefangen. Sein Geheul erweckt den Zimmermann, den Reineke kaum mit dem Beile nahen sieht, als er den Bär spottend auf seine Ankunft aufmerksam macht und davon läuft. Rüsteviel erblickt den Gefangenen und ruft die Bauern aus der Schenke herbei, die in aller Eile erscheinen. Selbst der Pfarrer und Küster und viele Weiber kommen herzu, so daß bei dem wachsenden Lärm der Bär in seiner Angst den Kopf und die Füße gewaltsam und unter argen Verletzungen aus der Spalte reißt. Nun fällt alles über ihn her und schlägt mit Stangen, Spießen, Beilen, Hammer und Zange, Spaten und Dreschflegel auf ihn los. Von einem mächtigen Schlage auf das Haupt getroffen, springt er wütend auf und fährt unter die Weiber, von denen einige, darunter des Pfarrers Köchin, ins Wasser stürzen. Dies ist sein Glück, denn während die Männer auf des Pfarrers Geheiß zur Rettung herbeieilen, kriecht Braun ins Wasser und wird von den Wellen hinabgetragen. Verdrießlich merken es

die Bauern und begnügen sich nur damit, auf die Weiber zu schelten und den Entflohenen zu verhöhnen.

Mittlerweile hat der Strom den Bären eine Meile weit hinunter getragen. Dort kriecht er keuchend ans Land und flucht den Bauern und dem listigen Verräter. Dieser aber hat eben ein geraubtes Huhn verzehrt und trinkt nun aus dem Flusse, froh, dem ihm feindlich gesinnten Bären vergolten zu haben. Da bemerkt er den Totgeglaubten kläglich am Ufer sich wälzen. Heimlich auf Rüsteviel schimpfend, daß er eine solche Speise sich habe entgehen lassen, nähert er sich dem Bären mit unerhörtem Spotte, fragt ihn, ob er etwas bei Rüsteviel vergessen, wie der Honig geschmeckt, und ob er ihn auch redlich bezahlt habe; ob er, da er ein rotes Barett trage, ein Mönch geworden sei und beim Scheren der Platte auch die Ohren, das Fell von den Wangen und die Handschuhe eingebüßt habe. Braun muß diesen Spott ruhig hinnehmen, kriecht aber endlich aus Verdruß wieder ins Wasser und läßt sich weiter hinabtreiben. Lebenssatt wünscht er sich den Tod, rafft sich aber endlich doch auf und kommt nach vier Schmerzenstagen bei Hofe an, wo ihn der König kaum erkennt und, nachdem er sein Unglück erfahren, feierlich schwört, den ihm angethanen Schimpf an Reineke zu rächen.

18. Erklärung des Gedichtes „Zueignung“ von Goethe.

In dieser Allegorie zeigt Goethe das Wesen seines poetischen Lebens und Strebens, wie es anfangs geteilt war zwischen Wahrheit und Dichtung, wie bald die eine, bald die andere die Oberhand gewann, bis ihm die Wahrheit nicht mehr in ihrer blendenden, sondern in ihrer verklärten Gestalt als poetische Wahrheit erschien. — Aus der Kindheit erwachend, war er durch Betrachtung der Dinge in jugendlichem Frohsinn allmählich zu immer höherer Erkenntnis gestiegen (Str. 1). Da erwachte in ihm die Phantasie und breitete ihren Schleier um die Wirklichkeit; seine Gedanken wurden poetisch beflügelt, aber Wirklichkeit war es nicht, was er nun sah, sondern eine subjektive Traumwelt. Diese hat der Mensch nur für sich, jeder seine eigene (Str. 2). Allein die Wahrheit des Lebens siegte doch endlich über die selbstgeschaffene phantastische Welt, und der gesunde Geist freute sich, die Wirklichkeit wieder in ihrem eigenen Lichte zu schauen. Und wie nun die Phantasie mit der objektiven Wirklichkeit rang, sah sein Geistesauge plötzlich, als wären ihm Schuppen entfallen, die Wirklichkeit der Dinge

in ihrer ganzen poesielosen Klarheit. Da that die Wahrheit seinem Herzen wehe (Str. 3). Dennoch ließ sich sein kühner Mut von der Erforschung der Wahrheit nicht abschrecken, er suchte vielmehr immer tiefer in sie einzudringen. Sein Streben ward belohnt; denn ihm erschien bald die Wahrheit in einer edleren Gestalt, als die gemeine Wirklichkeit der Dinge sie an sich trägt (Str. 4). Diese nicht geschaute, aber geahnte poetische Wahrheit war es gewesen, welche ihm sein Jugendleben so verschönert hatte (Str. 5), daß er noch jetzt mit Wonne zurückdenkt, und auch von nun an will er allein mit ihrem Auge das Leben betrachten (Str. 6). Im Besitze so hoher, verklärter Lebensansicht steht er aber einsam da, während die Menge sich mit der alltäglichen Lebens-Wahrheit begnügt und ihn nicht versteht (Str. 7). Doch eben diese höhere Erkenntnis, welche etwas so Beseligendes in sich schließt, während die gewöhnliche so oft verletzt, sie selbst ermahnt ihn, sich nicht zu überschätzen, als hätte er das Höchste schon erreicht, und treibt ihn an, sich anderen nützlich zu machen (Str. 8, 9). Für diesen guten Willen wird er dadurch belohnt, daß ihm die Wahrheit in immer anmutigerer Gestalt erscheint und er sie immer tiefer erfassen lernt. Durch die Anwendung einer Erkenntnis für andere lernt man immer mehr (Nr. 10). Nun verstand die Klarheit des Wissens auch die einst so süße Unklarheit der Gefühle zu etwas Schönem zu benutzen (Str. 11); die erhabene Wahrheit vertraute ihrem Kenner die Kunst der Dichtung an (Str. 12), um durch sie die frohen Ereignisse des Lebens und die trübe Wirklichkeit des Daseins zu verschönern, zu besänftigen, und im Herzen die Ahnung einer schöneren Welt wach zu erhalten (Str. 13). So begabt, ladet der Dichter die Freunde zum Genusse seiner Gaben ein und hofft, seine mitteilende Liebe werde auch noch von der Nachwelt erkannt und genossen werden.

19. Mahomets Gesang.

(Von Goethe.)

(Inhaltsangabe und Deutung der Allegorie.)

Der Dichter malt uns den Lebenslauf eines Stromes. Hoch oben im Gebirge über den Wolken entquillt er geheimnisvoll, stürzt dann hinab durch die Felsen, oft als Schaumwelle gen Himmel spritzend, und führt die mit ihm sich vereinigenden Quellen hinab ins Thal, wo er die Wiesen netzt und Blumen an seinen Ufern sprossen. Aber rastlos eilt er in Schlangenwindungen der Ebene zu, die mit dem herr-

lichen Strome prangt. Aus der Ebene und von den Bergen eilen Flüsse und Bäche ihm zu, die sich sehnen, dem Sande der Wüste, der brennenden Sonne oder dem hemmenden Hügel zu entkommen, um in die Arme des ihrer harrenden Vaters, des Oceans, zu fallen. Er nimmt sie alle mit, schwillt herrlich an und verbreitet Segen und Reichtumsfülle in allen Landen, die er durchströmt. Auf seinen Wogen trägt er die stattliche Flotte mit den wehenden Flaggen, und so ergießt er sich mit den aufgenommenen Bächen und Flüssen, mit all' seinen Schätzen in die Fluten des Oceans. —

Deutung: Der Dichter besingt das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung Mahomets, oder allgemeiner, der großen, gotterfüllten Genien, die ein Licht, ein Leitstern ganzer Völker für Jahrhunderte werden. Ein solcher Genius ist hohen, reinen Ursprungs, mit ursprünglichem Adel der Seele geboren (V. 1—3); tiefes Geheimnis ruht über seinen ersten Regungen in der frühesten Kindheit; diese Zeit ist bei dem einzelnen Menschen das, was bei Völkern das mythische Zeitalter, eine noch ganz unter göttlichem Einfluß stehende Vorgeschichte (V. 4—7). — Mit frischen Kräften tritt der Jüngling in das Alter des klaren Selbstbewußtseins; aber sein Streben ist noch ein ideales, himmelwärts gerichtetes (V. 8—12), seine ganze Thätigkeit ist noch spielend, aber selbst im Spiel bewährt er schon geistige Überlegenheit über andere, er ist überall Tonangeber und Führer (V. 13—17). Weiter im Leben fortgeschritten, den Mannesjahren sich nähernd, beginnt er, sich der Welt erfreulich und segensreich zu erweisen (V. 18—21); schöne Verhältnisse knüpfen sich an und drohen, ihn auf ein engeres Gebiet zu beschränken; das tiefe Gefühl seines höheren Berufes läßt ihn den Lockungen widerstehen (V. 22—27). Die Welt beginnt seine edlere Natur, seine große Bestimmung zu erkennen; erst schließen sich in kleineren Kreisen untergeordnete Kräfte hülfreich seinen Bestrebungen an (V. 28 u. 29), dann in immer weiteren und weiteren Kreisen (V. 32). Von allen Seiten ergeht an ihn der Aufruf, die Welt aus den Banden des Irdischen, des Gemeinen zu erlösen, die Geister vom Staube zum Göttlichen zu erheben (V. 35—48). Tausend Herzen, die von tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt waren, blieben am Staube haften, drohten sich ganz im Irdischen zu verlieren (V. 42), sich in zwecklosem Treiben zu verflüchtigen, durch die geringsten Hindernisse in ihrem bessern Treiben gehemmt zu werden (V. 43 bis 45), so lange sie vereinzelt waren; sie alle erwarten von

ihm Befreiung aus den Fesseln des Irdischen. — Glänzend entspricht er ihren Erwartungen (V. 49—68). Dieser letzte Abschnitt läßt sich ganz im einzelnen nur auf einen welterobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, wie Mahomet, deuten, der, indem er seine Brüder, seine Kinder dem Erzeuger an das Herz bringt, zugleich auch äußerlich eine halbe Welt umgestaltet. V. 53—59 schildern dieses Umgestalten, sein unaufhaltsames Erobern und seine schöpferische Thätigkeit, V. 60—64 seine Macht und Herrlichkeit auf ihrem Gipfelpunkte; V. 65—68 deuten wieder auf seine ursprüngliche, nun erreichte Bestimmung, die Menschen zum Göttlichen zu erheben, zurück.

20. Inhalt der Goetheschen Iphigenie.

Die Quelle des 1787 veröffentlichten Schauspiels ist die „Iphigenie auf Tauris“ des griechischen Tragikers Euripides. Der Inhalt des Dramas ist folgender:

In dem ersten Aufzuge tritt uns zuerst die edle Griechenjungfrau allein entgegen. Sie schildert ihre Sehnsucht nach der Heimat, das Schicksal, durch welches sie von derselben getrennt worden, und was sie an diesen Ufern, in der Fremde, leide. Arkas, ein Feldherr des Königs Thoas, tritt zu ihr, um sie auf die Ankunft des Königs vorzubereiten, der bald erscheint und seinen schon früher gemachten Antrag, sich mit ihr zu vermählen, wiederholt. Sie lehnt ihn ab, indem sie den König mit der schrecklichen Geschichte ihres Hauses bekannt macht, und nun besteht Thoas, erbittert über ihre beharrliche Weigerung, darauf, daß der alte Gebrauch des Menschenopfers, den er nur um ihretwillen bisher unterlassen, an zwei Gestrandeten wieder angewendet werde. Allein gelassen, betet sie zur Göttin, daß sie ihre Hände vom Blute fernhalte und ihr Wege zeige, sich und die unglücklichen Gestrandeten zu retten.

Der zweite Aufzug führt zunächst Orest und Pylades vor, die beiden Unglücklichen, auf deren Ankunft des Königs Worte vorbereitet haben. Orest ist durch die Leiden, die auf seinem Geiste lasten, müde und nicht mehr fähig Mut zu fassen, so daß der Schwergebeugte nicht daran denkt, dem Tod entrinnen zu wollen, da er durch Menschenhand zu fallen als das ihm beschiedene Los erblickt und nur schmerzlich empfindet, den Freund so frühe mit in sein Verderben zu ziehen. Pylades aber, voll Jugendkraft und Rüstigkeit, bietet mit offenem Sinne der Gefahr die Stirn und späht mit scharfem Auge nach dem Wege, auf

welchem sie der Gefahr entrinnen können. Ihr Gespräch wird geendet durch die Dazwischenkunft der Iphigenie; der vorsichtige Pylades heißt den Orest gehen und erzählt ihr, der als Griechin freudig Erkannten, sein und seines Gefährten Schicksal in einer Mischung von Dichtung und Wahrheit, um sie auf des Orestes Zustand vorzubereiten. Sie selbst weist seine dringende Frage um ihre Herkunft zurück und erfährt von ihm Trojas und ihres Vaters Schicksal, nicht aber das Ende der Mutter. Der tiefe Anteil, welchen Iphigenie an Agamemnons Schicksal nimmt, läßt den Pylades vermuten, daß sie seinem Hause befreundet oder bekannt sei, und er schöpft daraus eine Hoffnung, sowie auch das Schlußwort der Jungfrau: „Du wirst mich wiedersehen“ die in ihr erwachte Versuchung andeutet, mit Hülfe und in Gemeinschaft dieser Griechen in ihre Heimat, zu den Ihrigen zu fliehen.

Der dritte Aufzug zeigt uns Iphigenie und Orest; sie löst ihm die Bande, wie es dem Opfer geschehen mußte, wagt aber noch nicht an die Erfüllung des Schauderhaften zu denken. Ihre innere Bewegung treibt sie, von Agamemnons Los zu sprechen und dann nach Orest zu fragen. Sie erfährt von Orest den Muttermord, und daß er ihr Bruder sei; aber als sie sich ihm zu erkennen giebt, ist seine kranke Seele, durch die Erzählung des Gräßlichen heftig aufgeregt, in Wahnsinn verfallen, so daß Iphigenie den Pylades zu Hülfe holt. Allmählich kommt der Unglückliche aus seinen wilden, das Unheil seines ganzen Hauses anstarrenden Träumen zu sich und fühlt sich der Schwester gegenüber nach diesem Sturm neu belebt und von seinem Fluch befreit. Pylades drängt zum Aufbruch; es bedarf eines schnellen Entschlusses, wenn die Flucht gelingen solle, welche die Götter zu begünstigen scheinen.

Im vierten Aufzuge zeigt sich Iphigenie anfangs mit der List des Pylades einverstanden, der ihr rät den König durch die Nachricht zu täuschen, daß das Bild der Göttin durch einen Wahnsinnsausbruch des von den Furien verfolgten Fremdlings entweiht sei und durch eine Waschung im Meere vor Darbringung des Opfers gereinigt werden müsse. Diesen Augenblick wollten dann Orest und Pylades benützen, um auf dem in einer Bucht versteckten Schiffe mit Iphigenie und dem Götterbilde nach der Heimat zu entkommen. Trotz ihres Abscheus vor der Lüge, die „befreiet nicht, — Wie jedes andre wahrgesprochne Wort, — Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet — Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,

— Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte — Gewendet und versagend, sich zurück — Und trifft den Schützen“, spricht Iphigenie sie doch Arkas, dem Diener des Königs, gegenüber aus. Des Arkas Mahnung daran, wie edel der König sich stets gegen sie betragen, läßt ihr wieder den Betrug doppelt verhaßt erscheinen, doch weiß sie Pylades von der unbedingten Notwendigkeit seines Planes zu überzeugen. Komme, was auch kommen mag, die dringende Gefahr der Ihrigen zwingt sie, dem Rate des Pylades zu folgen.

Fünfter Aufzug. Arkas und Thoas haben aus der Weigerung Iphigeniens, das Opfer zu vollziehen, Verdacht geschöpft. Der König macht sich Vorwürfe, daß er sie durch Nachsicht und Güte zum Verrat gebildet. Er fragt Iphigenie, warum sie das Opfer aufschiebe. Ihre Antworten sind ausweichend, bis am Ende das Herz sie drängt, die volle Wahrheit zu sagen. Die Offenheit, mit der Iphigenie ihre Schuld bekennt, rührt den König, so daß vergebens sich der Zorn in seinem Busen gegen ihre Worte wehret. Vollends wird Thoas umgestimmt, als Orest den wahren Sinn der Worte Apolls: „Die Schwester zu ihm hinbringen“ darin erkennt, daß der Gott nicht Dianas, sondern Iphigeniens Rückkehr gemeint habe. Thoas läßt Iphigenie mit ihrem Bruder und Pylades in die Heimat ziehen und erfüllt Iphigeniens Bitte um ein holdes Wort des Abschieds mit dem aufrichtigen Segenswunsche: „Lebet wohl!“

21. Welcher Mittel bedient sich der Dichter im „Taucher“, um die Darstellung recht anschaulich und lebendig zu machen?

Der vorteilhafte Eindruck, den das Gedicht auf uns macht, hat seinen Grund in der meisterhaften Komposition und Darstellung. Was zunächst die Komposition anbelangt, so fühlt man gleich beim ersten Lesen, daß alles am rechten Orte steht und sachgemäß begründet ist. Nachdem wir Kenntnis von dem Begehren des Königs, seiner nächsten Umgebung und dem Orte der Handlung erhalten haben, berichtet der Dichter über die danach im Vorgange entstehende Pause, und erzeugt dadurch in uns dieselbe spannende Erwartung, welche notwendiger Weise im Zuschauer entstehen mußte. Nun läßt er einen Jüngling aus dem Kreise hervortreten, und erst als dieser an den Felsenhang tritt, schildert er den Strudel. Hätte Schiller das früher gethan, so würde die Schilderung nicht die halbe Wirkung her-

vorgebracht haben, die jetzt in ihr liegt, da die ungeheuere Naturerscheinung nicht mehr als abgeschlossen für sich dasteht, sondern in engste Beziehung zum Helden des Stückes gebracht ist, so daß wir dieselbe nunmehr auch mit Rücksicht auf die Empfindungen und Gefühle betrachten, von denen der Edelknabe bei dem Hinabsinken ergriffen worden sein muß. Nachdem endlich der Jüngling sich hinunter gestürzt, läßt der Dichter sich den fürchterlichen Rachen geheimnisvoll über ihm schließen, was wieder von großer Wirkung ist. Nun entsteht in der Erzählung selbst ganz naturgemäß eine Pause, deren geschickte Ausfüllung von Wichtigkeit ist. Der Dichter spricht während derselben die Gefühle aus, von welchen die umstehende harrende Menge bewegt wird; dadurch wird das Ungeheure des Unternehmens noch anschaulicher dargestellt und die Angst und Erwartung in uns gesteigert. Das wiederkehrende Getöse zieht die Aufmerksamkeit der Zuschauer wieder auf den Strudel; der Jüngling kommt wieder zum Vorschein; er hält den Becher in der Linken. Unter dem Jubel der Menge wendet er sich ehrerbietungsvoll zum Könige, auf dessen Wink die Tochter dem Erschöpften den Becher mit stärkendem Wein füllt. Durch dies einfache Mittel stellt der Dichter eine Person in den Vordergrund, welche auf die fernere Entwickelung der Begebenheit von dem größten Einflusse ist. Durch die Erzählung des Jünglings wird die Neugierde des Königs nicht befriedigt, sondern gesteigert; er sucht ihn daher durch weitere Versprechungen zur Wiederholung des Gräßlichen zu bestimmen. Aber der Jüngling hatte sich nicht der Belohnung wegen in den Strudel gestürzt; der Wunsch, unsterbliche Ehre zu erwerben, hatte ihn allein dazu bestimmen können. Dieser Beweggrund konnte ihn nicht mehr reizen, daher mußte der Dichter ein neues Motiv hervorsuchen, das den Edelknaben bewegen konnte, sich zum zweiten Male der Gefahr preiszugeben; dieses Motiv mußte das frühere an Macht noch überbieten, weil der Jüngling das Wagnis in seiner ganzen Furchtbarkeit hatte kennen lernen. Dies stärkere Motiv nun ist die Liebe der Königstochter zu dem trefflichen Jüngling. Der Untergang des Jünglings berührt uns schmerzlich; aber der Dichter versteht es trefflich, diesen Schmerz dadurch zu mildern, daß der Mutige, wenn auch erst nach dem Tode, belohnt wird. Er giebt das in zarter, dem Charakter der Jungfrau entsprechender Weise durch die Worte zu verstehen: „Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick.“

22. Inhalt von Schillers Gedicht „Kassandra."

Der Dichter versetzt uns in einem erzählenden Eingange nach Troja, wo die Hochzeit des Achilles und der Polyxena gefeiert wird. Alles hat sich einer rauschenden Freude ergeben, nur Kassandra, die Seherin, „wandelt

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein — —

in Apollos Lorbeerhain" und beklagt ihr unglückliches Schicksal, daß sie, während die Ihrigen froh und glücklich seien, ihr Glück nicht teilen könne, sondern bereits das Unglück heranziehen sehe. Sie findet dies um so härter, da man ihre Verkündigungen verlache (mit dieser Bedingung war bekanntlich die empfangene Sehergabe verknüpft), und das drohende Übel nicht dadurch abgewandt werde. Sie bittet den pythischen Gott, ihr ihre „Blindheit und den fröhlich dunkeln Sinn", den sie früher besessen, wieder zurückzugeben. Das Gefühl ihres Elends wird immer stärker in ihr. „Meine Jugend," spricht sie, „war nur Weinen — fröhlich seh' ich die Gespielen, mir nur ist das Herz getrübt!" Da weckt der Gedanke an ihrer Schwester Liebesglück für einige Augenblicke auch in ihrer Seele einen Schimmer von Heiterkeit. Sie denkt ihres eigenen Geliebten (Coröbus) und des möglichen Glücks an seiner Seite. Aber „plötzlich tritt ein styg'scher Schatten nächtlich zwischen ihn" und sie, Bilder des nahen Jammers erfüllen ihre Seele, immer größer wird ihre Angst, sie möchte gern den Blick abwenden; aber sie äußert selbst:

Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden. —

Und dies letztere ist seiner Vollendung nahe, denn während sie sprach, schließt der Dichter, war „Thetis großer Sohn" im Tempel durch Mord gefallen, und Troja wurde nun ein Schauplatz des Greuels und der Verwüstung.

Schiller hat, wie gewöhnlich, einen höheren Sinn in dieses Gedicht gelegt, der sich wohl am deutlichsten in folgender Stelle ausdrückt:

„Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?"

Was die äußere Form dieses, größtenteils lyrischen, Gedichtes anbelangt, so zählt es 16 Strophen, von denen jede aus 8 vierfüßigen trochäischen Versen, welche sich reimen, besteht. Die Reime sind abwechselnd männlich und weiblich, jede Strophe enthält zweimal die Form abab.

23. Der Spaziergang.

(Schiller.)

(Disposition und kurze Inhaltsangabe des Gedichtes.)

1. Disposition.

I. Die Natur an und für sich. V. 1—17.

II. Natur und Menschheit in innigem Vereine. V. 18—29.

III. Der Mensch macht sich zum Herrscher der Natur. V. 30—69.

1) Er baut Städte und gründet Staaten und hebt dadurch seine innige Vereinigung mit der Natur auf. V. 30—39.

2) Er gelangt durch das vereinte Leben zur Kultur und zu höherer Gesittung. V. 40—50.

3) Er benutzt die Natur zu seinen Zwecken, und es erblühen

a) Gewerbe. V. 51—55, und

b) Handel. V. 56—60.

4) Er ahmt die Natur in ihren Gestalten nach und bildet ihre Stoffe ästhetisch um — schafft die Künste der Lust. V. 61—64.

5) Er erforscht die Gesetze der Natur wissenschaftlich. V. 65—68.

IV. Der Mensch reißt sich von der Natur los und versucht, sich als moralische Person über sie zu erheben. V. 70—87.

1) Er zerbricht seine Fesseln, um den Staat der Vernunft und Freiheit zu gründen. V. 70—71.

2) Er gerät in den Zustand vollster Entsittlichung. V. 72—81.

3) Die Menschennatur erwacht und fordet ihr Recht, erringt es aber nur durch schweren Kampf und Vernichtung des Bestehenden. V. 82—86.

V. Rückkehr des geläuterten und veredelten Menschen zur Natur. V. 87—100.

2. Inhaltsangabe des Gedichtes.

Entflohen dem engen Gefängnis des Zimmers und dem engen Gespräch, eilt der Dichter in die freie Natur und begrüßt sie freudig. Eine schöne, in allen Reizen der Mannigfaltigkeit prangende Landschaft nimmt ihn auf; er durchwandert auf ländlichem Pfade blühende Auen und Wiesen, den schattigen Wald, und erblickt dann vor sich eine unabsehbare Landschaft, geendigt durch ein blaues Gebirge. Sein Geist ist in die Zeiten versetzt, in denen die Natur noch unberührt war von dem Einflusse der Menschen. (1—17). Jetzt aber führt ihn ein „geländerter Steig“ aus der einsamen Wildnis zu den Menschen zurück. „Ein prangendes Thal“ giebt durch bebaute Felder, Herden

und Dörfer Zeugnis von ihrem Fleiße. Eine Scheidung zwischen Natur und Menschenwelt hat noch nicht stattgefunden; der Mensch wohnt noch „nachbarlich mit dem Acker zusammen" und genießt in Genügsamkeit ein ungestörtes Glück. (18—29.) Aber dieser idyllische Zustand schwindet. Der Mensch tritt in die engeren Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft; er baut Städte und gründet Staaten; die Liebe zum Vaterlande durchströmt seine Brust, und er zieht aus in blutigen Kampf gegen dessen Feinde. Gewerbe und Handel, Künste und Wissenschaften erblühen, und es scheint der Mensch dem Höchsten sich zu nähern. „Die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht." (30—69.) Eben diese Höhe der Civilisation entfernt ihn aber immer mehr von der Natur und ihrer Wahrheit; die Heuchelei dringt ins Leben. Der Staat selbst sucht in ihr seine Stützen, und so bleibt nichts übrig, als gewaltsamer Umsturz der bestehenden Formen, um zur Natur und Freiheit zurückzukehren. (70—86.) Unter diesen Betrachtungen ist der Dichter in eine wilde Gegend gelangt, noch öder als die, welche die ersten Ideen hervorgerufen hatte. Den ersten schauerlichen Eindruck verwischt bald der Gedanke, daß er noch in den Armen der Natur sei, und so schließt er mit dem Ausruf, daß die Natur ewig eine und dieselbe sei, daß sie den Menschen immer wieder aufnehme, wenn er von seinen Verirrungen erwache, in welche ihn die Abtrünnigkeit von ihren ewigen Gesetzen gestürzt habe. (87—100.)

24. Gedankengang in Schillers Romanze: Die Bürgschaft.

Der Dichter macht uns in den ersten 5 Strophen mit verschiedenen, der eigentlichen Handlung vorangehenden Begebenheiten und den Hauptpersonen bekannt. Den Helden der Dichtung, Möros (Damon), lernen wir zuerst kennen, und zwar in dem Augenblicke, als er wegen eines an Dionys beabsichtigten Mordes von den Häschern ergriffen wird. Dies Ereignis sowohl, als auch die Bitte des Möros geben dem Dichter Gelegenheit, den Dionys mit einigen Strichen zu zeichnen. Darauf wird das Verhältnis, in dem Möros zu seinem Freunde steht, angedeutet und hieran, eben so kurz, die Nachricht gereihet, daß ersterer in der ihm vergönnten Frist die Verheiratung der Schwester vollziehen wolle. Mit der 6. Strophe beginnt die Haupthandlung des Gedichtes, nämlich die Darstellung der Hindernisse, welche dem Möros die Erfüllung des dem Freunde gegebenen Versprechens erschweren. Das erste Hindernis stellt

ihm die Natur entgegen. Unendlicher Regen schwellt Bäche und Ströme an; der Strom reißt die Brücke weg und macht den Übergang über denselben unmöglich. Nirgends ist Hülfe zu erblicken oder zu errufen. Möros fleht den Zeus um Beistand an, faßt Mut, durchschwimmt den Strom und dankt dem rettenden Gotte. Das sich hieran reihende zweite Hindernis bereiten ihm die Räuber. Er versichert ihnen, nichts als das Leben zu haben, bittet des Freundes wegen um Erbarmen, schlägt drei von ihnen nieder und verjagt die übrigen. Nun wird die eigene Natur dem Möros ein Hindernis. Ermattet von der Anstrengung und gequält vom Durst, sinkt er nieder. Im Bewußtsein seiner Ohnmacht bittet er abermals Zeus um Hülfe, vernimmt bald darauf das „rieselnde Rauschen" eines Quells und erfrischt sich durch denselben. Nachdem auch dies Hindernis beseitigt ist, neigt sich der Tag, mit dem die gestattete Frist abläuft, und noch hat er die Stadt nicht erreicht. Da hört er im Vorbeigehen von zwei Wanderern, der Freund werde eben ans Kreuz geschlagen. Sein ihm gleich darauf entgegeneilender Hausverwalter bestätigt das eben Gehörte und fordert ihn geradezu auf, auf Rettung seines Lebens bedacht zu sein. Wie er aber die äußeren Hindernisse glücklich überwunden hat, so wird auch das, was geeignet ist, seinen Entschluß wankend zu machen, erfolgreich zurückgewiesen: er will lieber mit dem Freunde sterben, als sein Wort brechen. Mit Ablauf der Frist steht er am Thore von Syrakus und sieht den Freund eben am Seile emporziehen. Laut rufend drängt er sich gewaltsam durch die Volksmassen und bietet sich dem Henker dar. Nun wird der Eindruck geschildert, den dies Beispiel von Treue auf das Volk und den König hervorbringt, und endlich das Bekenntnis des letzteren, durch diese Freunde vom Vorhandensein der Treue überzeugt worden zu sein, und die Bitte, ihn in ihren Bund aufzunehmen, als Schluß hinzugefügt.

25. Der Gang nach dem Eisenhammer.

(Schiller.)

(Disposition zu einer Inhaltsangabe.)

I. Einleitung: Kurze Charakteristik Fridolins und der Gräfin. (Str. 1—3.)
   A. Fridolins Diensteifer, (Str. 1 u. 2.)
      1. Ursache,
      2. Ausdehnung desselben.
   B. Belohnung des Diensteifers. (Str. 3.)

II. Roberts Verleumdungen. (Str. 4—10.)
   A. Roberts Gesinnung. (Str. 4, V. 1—4.)
   B. Schwäche des Grafen. (Str. 4, V. 5—8.)
   C. Roberts Verleumdung Fridolins. (Str. 5—10.)
      1. Er preist den Grafen glücklich wegen seines keuschen Weibes, erregt aber dabei dessen Zweifel. (Str. 5.)
      2. Wirkung dieser Rede auf den Grafen. (Str. 6.)
      3. Weitere Erweckung von Zweifeln. (Str. 7, V. 1—6.)
      4. Aufregung des Grafen hierüber. (Str. 7, V. 7. u. 8.)
      5. Robert stellt Fridolins Schuld als gewiß und bekannt dar. (Str. 8, V. 1—4 u. 8.)
      6. Höchste Aufregung des Grafen. (Str. 8, V. 5—7.)
      7. Beweise für seine Verleumdung.
         a. Fridolins Aufmerksamkeit für die Gräfin bei Tafel. (Str. 9.)
         b. Überreichen untergeschobener Verse. (Str. 10.)

III. Des Grafen Vorsatz, Fridolin mit dem Tode zu bestrafen. (Str. 11—15.)
   A. Er reitet nach dem Eisenhammer. (Str. 11, V. 1—4.)
   B. Beschreibung des Eisenhammers. (St. 11, S. 5—8 u. Str. 12.)
   C. Des Grafen Auftrag an die Knechte. (Str. 13.)
   D. Schilderung der Knechte. (Str. 14.)
   E. Auftrag an Fridolin. (Str. 15.)
      1. Robert ruft ihn zum Grafen. (Str. 15, V. 1—4.)
      2. Des Grafen Befehl. (Str. 15, V. 5—8.)

IV. Fridolin. (Str. 16—30.)
   A. Er frägt, bevor er nach dem Eisenhammer geht, nach etwaigen Aufträgen seiner Gebieterin. (Str. 16.)
   B. Diese beauftragt ihn, die Messe zu hören. (Str. 17.)
   C. Ausführung dieses Auftrages. (Str. 18—24.)
      1. Er macht sich sogleich auf den Weg und hört auf demselben den Ruf der Glocke zur Kirche. (Str. 18.)
      2. Die Kirche ist bei seinem Eintritt noch leer. (Str. 19.)
      3. Er verrichtet während der Messe den Küster- und Meßnerdienst. (Str. 20—23 u. Str. 24, V. 1—3.)
   D. Der Gang nach dem Eisenhammer. (Str. 24, V. 4—8 u. Str. 25.)
      1. Er betet unterwegs.
      2. Seine Frage an die Knechte.
      3. Antwort derselben.

E. Zurückkunft vom Eisenhammer. (Str. 26—29.)
   1. Er überbringt die erhaltene Antwort.
   2. Des Grafen Erstaunen über seine Zurückkunft.
   3. Grund seiner Verspätung.
   4. Des Grafen Entsetzen und Fragen
      a. nach der Antwort der Knechte,
      b. nach Robert.

F. Des Grafen Enttäuschung und Sinnesänderung. (Str. 30.)

26. Gedankengang in Schillers Lied von der Glocke.

Das Gedicht führt uns einen Glockenguß vor und knüpft an jeden einzelnen Moment desselben ein Lebensgemälde; die Glocke erscheint daher fortwährend als Symbol der menschlichen Schicksale und Thätigkeiten.

Die zwei ersten Betrachtungen sind einleitende. In der ersten derselben geht der Dichter von der Ansicht aus, daß für ein wichtiges Werk ernstes Nachdenken und Überlegung erforderlich sei; in der zweiten weist er, sich anschließend an den beabsichtigten Glockenguß, darauf hin, daß die Werke Zeugnis ablegten, ob sie in der angegebenen Weise hergestellt seien, und schließt mit dem Hinweis darauf, daß es die Bestimmung der Glocke sei, alle Verhängnisse des Menschen zu verkündigen. Hieran schließt sich die dritte Betrachtung eng an durch die Taufe des Kindes, an die sich dann eine Schilderung der ersten Jugendliebe reihet. Der Schluß dieser Betrachtung: „O! daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" macht den Übergang zur folgenden. Nachdem der Dichter vor leichtsinnigem Schließen des Ehebundes gewarnt hat, redet er von den unter allen Umständen eintretenden Pflichten der Gatten und entwirft dabei ein treues Bild von dem rastlosen Hausvater und der liebenden, sorgsamen Mutter; beide Teile gehen nach verschiedenen Richtungen, aber auf denselben Zweck aus. Das neugegründete Haus wächst, und „Fest wie der Erde Grund steht mir des Hauses Pracht!" spricht der Mann. „Doch das Unglück schreitet schnell." Nun ergießt sich das Metall in die Form und von da an treten furchtbare Bilder auf. Die zum Schluß des vorigen Abschnitts ausgesprochene Ahnung geht in Erfüllung. Nach kurzer Erinnerung an die Wohlthätigkeit des Feuers und an sein und der anderen Elemente Streben, die Gebilde der Menschenhand zu vernichten, wird in dem fünften Abschnitte ein verheerender Brand geschildert. Das Haus ist

durch denselben zerstört; alles hat der Vater verloren; aber die Seinigen sind ihm geblieben; „ihm fehlt kein teures Haupt.“ Auch dieses fällt. „Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang.“ Die Mutter ist's, „des Hauses Bande sind gelöst auf immerdar.“ — Von hier ab kann das häusliche Leben nicht Gegenstand der Betrachtung sein; denn das Haus liegt in Trümmern, und die bewegende Seele desselben ist tot. Wie hierdurch dem unaufhörlichen Schaffen und Arbeiten der Frau ein Ziel gesetzt worden, so fordert der Meister auf, die Arbeit ruhen zu lassen. Sinnig schließt sich an diese Aufforderung die Schilderung eines Feierabends. Dies führt ihn aber auf die Wirksamkeit der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und wie er bei der Schilderung des häuslichen Lebens beim Kinde anfängt, so beginnt er hier bei der frühesten und natürlichsten Beschäftigung, der Landwirtschaft; dann erscheint, wie dort die Verbindung der beiden Geschlechter, die Verbindung verschiedener Menschen zu städtischem Leben; dies führt ihn zur Betrachtung der gesetzlichen Ordnung überhaupt, zu der Schilderung der regen Geschäftigkeit und zu dem Wunsche, daß dies Band nie gelöst werden möchte. Aber auch hier wird es gelöst. „Freiheit und Gleichheit hört man schallen!“ Ein furchtbarer Bürgerkrieg bricht aus. Der rohe, die gesetzliche Ordnung gewaltsam zerreißende Mensch „äschert Städt' und Länder ein.“ Wie sich aber in der unbrauchbar gewordenen Glockenform der „metallne Kern“ „blank und eben“ erhalten hat und aus ihr ans Licht tritt, so bleibt auch hier nach der Zerstörung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse noch eins übrig: das Ewige, das Unveränderliche. Bedeutungsvoll wird der Glocke bei der Weihung der Name Konkordia gegeben und dabei ihre Hauptbestimmung ausgesprochen: „die liebende Gemeinde“ zu „herzinnigem Vereine“ zu versammeln. Das ist das Band, welches die durch Leidenschaft Getrennten wieder einigt und fest zusammenhält. Passend schließt nun der Dichter damit, daß die Glocke nur zu heiligen Dingen bestimmt sei und „Friede“ ihr erstes Geläut sein möge.

27. Vergleich der „Glocke“ mit dem „Spaziergange.“

Die Glocke hat viel Ähnlichkeit mit dem Spaziergange. Sowie in diesem das ganze Leben der Menschheit durchgeführt wird, so werden in der Glocke alle einzelnen wichtigen Vorfälle des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dargestellt; sowie sich in jenem alle Betrachtung an die Aussichten knüpft,

die der Dichter auf seinem Spaziergange findet, so knüpft sich hier alles an die verschiedenen Vorgänge beim Glockenguß. Es finden sich aber auch bedeutende Unterschiede zwischen beiden Gedichten, schon in der Art, wie sich die Scene, welche zu den Betrachtungen Anlaß giebt, zu diesen Betrachtungen selbst verhält. Im Spaziergange bildet sich der Dichter selbst die Scene nach seinem Zwecke; in der Glocke ist ihm die Folge der Vorgänge gegeben. Daher ist in der Glocke, wenigstens scheinbar, kein so strenger, innerer Zusammenhang wie im Spaziergange. Dieser hält sich als ein Ganzes keineswegs bloß zusammen durch den Anfang und das Ende des Weges, sondern das Leben der Menschheit ist als ein Ganzes völlig abgeschlossen dargestellt, und ein Bild hängt mit dem anderen aufs innigste zusammen. In der Glocke haben wir mehr eine Reihe für sich bestehender Lebensbilder, welche durch die Kunst des Dichters erst zu einem Ganzen geordnet sind, und durch die Anknüpfung an den Glockenguß ihren Vereinigungspunkt finden. Daher ist es gar nicht zufällig, daß der Dichter in der Glocke so vielfältig wechselnde Silbenmaße anwendet, während durch den ganzen Spaziergang ein und derselbe Vers herrscht; es sind, wie gesagt, in der Glocke einzelne Vorfälle, die dargestellt werden, im Spaziergang eine großartige Ansicht von der Geschichte der Menschheit. Eben deshalb hat auch die Glocke weit mehr Liebhaber gefunden; der gewöhnliche Leser hält sich an das einzelne, das er leicht überblicken kann, und erfreut sich des Wechsels der Bilder, die ihm bekannte und erlebte Vorfälle im Lichte einer idealen, aber treuen Darstellung vorführen. Der Spaziergang ist das Epos der Menschheit, die Glocke das des häuslichen und geselligen Lebens, und die rührende Lebendigkeit in dieser reißt uns mehr hin, als die stille Ruhe in jenem.

28. Die Einheit der Handlung in Schillers Tell.

Das wichtigste Erfordernis eines guten Dramas ist die Einheit der Handlung; denn während das Gesetz der Einheit in Ort und Zeit den dramatischen Dichter nicht so streng bindet, daß er sich in bezug auf dasselbe nicht manche Freiheiten erlauben könnte, darf er, was die Handlung betrifft, weder das Geringste aus einer fremden Sphäre in die Haupthandlung hineinziehen, noch einzelne Akte aus dem Verbande des Ganzen lockern und losgelöst erscheinen lassen. Diese unerläßliche Forderung an den Dichter hat Schiller in seinem Tell hinreichend erfüllt; denn trotz der Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Be-

gebenheiten herrscht in diesem Stücke strengste Einheit, klarste Zusammengehörigkeit, — eine Thatsache, die uns mit desto größerer Bewunderung erfüllt, als gerade in diesem Stücke das Gesetz, die Einheit der Handlung zu wahren, mit unlösbar scheinenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Es zerlegt sich nämlich das Drama in drei verschiedene Scenenreihen, die teils nebeneinander herlaufen, teils sich in einander verschlingen. Die Handlung dieser „Dramen im Drama“ wird von drei verschiedenen Personen getragen, von Tell, Rudenz und den Eidgenossen der verbündeten Schweizer; aber bei aller Mannigfaltigkeit der Sonderhandlungen und deren Träger herrscht dennoch die vollste Einheit in der Voraussetzung, in dem Ziele und in den Motiven der Handlungen. Zur Voraussetzung haben diese die tyrannische Bedrückung des Schweizervolkes durch die Vögte. Mag diese sich nach außen auf verschiedene Weise kundgeben, indem hier die Vögte den Rechten des Landes hohnsprechen, dort Ehre, Eigentum und Leben des einzelnen mit Füßen treten, so ist doch ihr Regiment im Grunde gleich unerträglich, für alle die gleiche Quelle der Unzufriedenheit, die zwingende Ursache ihres Handelns.

Das Ziel des Handelns ist ebenso gemeinsam; denn was die Eidgenossen in der einen Scenenreihe, Tell und Rudenz in den beiden anderen mit Bewußtsein verfolgen, ist es nicht dasselbe, die Befreiung der Schweiz von der Willkür der Vögte? — Zwar haben Tell und Rudenz zunächst ein besonderes Ziel im Auge, als sie den Kampf mit den Tyrannen aufnehmen; Tell will Weib und Kind gegen Geßlers freche Gewalt schützen, Rudenz seine Braut, die ihm der räuberische Vogt entrissen hat, befreien; aber keiner von beiden kann sein Ziel erreichen, ohne zugleich zur Befreiung des Landes mitzuwirken. Indem so die Sache eines in der allgemeinen Sache des Vaterlandes aufgeht, haben alle Sonderhandlungen einen gemeinsamen Brennpunkt, in dem sie sich sammeln und zu schönster Einheit verschmelzen.

Handlungen aber, die auf gleicher Voraussetzung basieren, die in ein und demselben Ziele verlaufen, können nur aus derselben Quelle entspringen, nur von gleichen Beweggründen geleitet werden.

Dieses gemeinsame Motiv ist die Notwehr. Überall ist das Streben des Dichters erkennbar, das Verhalten der Schweizer nicht als ein ungezügeltes Verlangen nach Neuerungen, nicht als das Streben nach Verwirklichung neu erwachter Ideeen von

Freiheit und Recht, sondern als strenges Festhalten an ihrem alten Rechte erscheinen zu lassen. Auch Tell und Rudenz werden von dem Gedanken, sich in der Lage gerechter Notwehr zu befinden, vollständig beherrscht. Die unmenschliche Gewalt gegen das Vaterherz bewirkt in dem sonst friedlich gesinnten Tell eine innere Umwandlung; und dennoch ist es nicht Rachegefühl, das ihn zur Tötung des Vogtes bestimmt, sondern nur die Sicherstellung des eigenen Lebens und der teuren Angehörigen. Ebenso wird Rudenz zum Widerstande und Kampfe förmlich gezwungen; die ihm widerfahrenen persönlichen Beleidigungen haben ihn noch nicht bekehrt; als aber der Vogt seine ruchlosen Hände nach seiner Braut ausstreckt, da wirft er ihm den Fehdehandschuh hin und stellt sich an die Spitze seines Volkes. — So entwickeln sich alle Sonderhandlungen zu einem Kampfe, der den Charakter notgedrungener Abwehr an sich trägt und dessen Zweck es ist, das verletzte Recht und die geschädigte Freiheit wieder herzustellen und für die Zukunft ähnliche Vergewaltigung unmöglich zu machen.

Hieraus erhellt, daß die Einheit im Drama in der Basis, im Ziele und in den Motiven der Handlung vollständig aufrecht erhalten ist. Wesentlich trägt zur Erreichung dieses künstlerischen Zieles die Anlage des Stückes bei. Der Dichter hat auf eine natürliche und doch geschickte Weise die Hauptpersonen der einen Scenenreihe zugleich als Nebenpersonen in den beiden anderen Reihen verwendet. So treten die Eidgenossen nicht bloß in dem „Schweizerdrama," sondern auch im „Tell- und Rudenzdrama" auf; anderseits finden wir auch Tell und Rudenz in den Scenenreihen, in denen sie nicht gerade Hauptpersonen sind. Ja, bei dem Tellschuß in Altdorf finden wir sogar die Hauptpersonen aus allen drei Teilen vereinigt. Denn daß Rudenz hier noch in Geßlers Gefolge erscheint, kann uns nicht befremden; daß aber Stauffacher in Altdorf ist, müssen wir als Zufall ansehen, und daß Melchthal, der noch kurz vorher bei Walter Fürst ängstlich versteckt gehalten wurde, sich hier ebenfalls vor den Augen des Vogtes sehen läßt, könnte noch mehr Anstoß erregen; wenn aber der Dichter die beiden letzten auftreten läßt, ohne ihre Gegenwart genauer zu begründen, so thut er dies nur in der Absicht, um mitten im Telldrama an das Schweizerdrama zu erinnern und den innersten Zusammenhang beider dem Zuschauer gegenwärtig zu erhalten. Für Rudenz ist diese Scene von besonderer Bedeutung, indem sein mutiges Auftreten Berthas Gefangennahme zur Folge hat, zugleich auch die

Eidgenossen von seiner Sinnesänderung überzeugt, was der bald darauf folgenden Verbindung zu gewaltsamen Schritten notwendig voraufgehen mußte. Und wie diese Scene, so sind auch noch andere, besonders die ersten, die den Hintergrund zum ganzen dramatischen Gemälde bilden, und nicht minder die Schlußscene zu jeder der drei Handlungen unumgänglich notwendig, so daß sich die drei Sonderdramen nicht einzeln heraustrennen lassen, sondern einander ihrem innersten Wesen nach bedingen, voraussetzen und ergänzen. Das einzige, was der Haupthandlung fremd zu sein scheint, ist das Auftreten der Reichsboten am Schlusse und die Einführung des Johann Parricida; gleichwohl ist beides durchaus notwendig; teils um die Volksfreiheit, die zwar errungen, aber doch nicht befestigt ist, auch nach außen als gesichert erscheinen zu lassen, teils um die Verschiedenheit in der Natur der beiden Morde, an Geßler und Albrecht, handgreiflicher und anschaulicher zu machen.

29. Der Tell und die Jungfrau von Orleans.

(Eine Vergleichung der Hauptteile beider Dramen.)

I. Die Exposition. Beide Dramen behandeln historische Stoffe: der Tell die Befreiung der Schweizer vom Joche der österreichischen Vögte, die Jungfrau die Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Engländer. In beiden Dramen mußte der Dichter in der Exposition notwendigerweise die trostlose Lage der Unterdrückten vorführen, aber auch schon die Aufmerksamkeit auf die Befreier lenken. Dieses ist bei der Jungfrau, nachdem sie ihr Schweigen gebrochen, in entschiedenerer Weise geschehen, als im Tell, da dieser mehr durch äußere Umstände zum Handeln fortgerissen wird und anfangs über die Tyrannei weniger erregt erscheint, als die Landleute, mit denen er im ersten Akte zusammenkommt, die sich von denen, welche in der Exposition der Jungfrau von Orleans auftreten, wesentlich durch ihren Mut unterscheiden. Während in den drei Urkantonen alle Schichten des Volkes und alle Altersklassen einmütigen Sinnes zum Handeln bereit sind, herrscht bei den Franzosen Mutlosigkeit und Parteihader, wodurch Johanna durch ihre schlachtenkühne Begeisterung um so mehr sich hervorhebt, und da sie außerdem im Auftrage Gottes und der Jungfrau Maria handelt, so hat ihre Religiosität auch eine andere Färbung als die des Tell, dem der religiöse Sinn, welcher stets mit opferwilliger Vaterlandsliebe verbunden ist, ebenfalls nicht fehlt. Beide Dramen haben einen idyllischen Anfang, der im Tell durch das Erscheinen Baum-

gartens, in der Jungfrau durch das Erscheinen Bertrands eine andere Wendung nimmt. Auch wird in beiden der Knoten in der Exposition geschürzt, im Tell durch das Aufstecken des Hutes, in der Jungfrau durch die ihr gestellte Bedingung.

II. Die Höhenpunkte. Den Höhenpunkt im Tell bildet die Apfelschußscene, in der Jungfrau die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige Karl VII. Beide Scenen liegen ziemlich in der Mitte der Dramen im dritten Akte. Die Versöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige erreicht die Jungfrau vorzugsweise durch ihre kriegerischen Erfolge und durch die Reinheit und Lauterkeit ihres Wesens, was daher in den voraufgegangenen Akten und Scenen als zum Höhenpunkte hindrängend dramatisch vorgeführt wird. Auch die Apfelschußscene steht mit dem Voraufgegangenen im engsten Zusammenhange, denn einerseits hat Tell durch seine übergroße Sicherheit und Sorglosigkeit sich dem Landvogt gleichsam in die Hände geliefert, andererseits hat die Rettung Baumgartens und noch mehr der Rütlibund den Geßler so gegen die Schweizer aufgebracht, daß er, um seine Rachlust zu kühlen, das Unmenschlichste ersann und verlangte. In der Aussöhnung des Rudenz mit dem Schweizervolke, dessen Bestrebungen er anfangs im Bunde mit Österreich entgegentritt, bietet der Tell eine Verwandtschaft mit der Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit Karl. Auch im Tell ist es eine patriotisch gesinnte Jungfrau, welche den abtrünnigen Sohn der Schweiz zur Sache seines Volkes hinüberzuziehen weiß.

III. Die Katastrophen. Die Katastrophe in der Jungfrau von Orleans liegt in der Kampfesscene mit Lionel, indem hier Johanna ihrem Gelübde untreu wird und dadurch unendlichem Leid verfällt. Der darauf folgende Monolog legt die mit ihr vorgegangene Veränderung in erschütternder Weise dar. Im Tell bildet der Schuß des Helden auf Geßler die Katastrophe. Johanna hat das Leben Lionels, obschon derselbe sie zum Kampfe herausforderte, geschont; Tell tötet Geßler. Dort folgt der Monolog nach der Katastrophe, hier geht er derselben vorauf. Während Johanna den unterlassenen Todesstreich zu spät bereut, erwägt Tell vor dem tödlichen Schusse nach allen Seiten die ihn zwingende Notwendigkeit zu demselben und legt diese ebenfalls in einem Monolog an den Tag. Die Seelenqualen, die er vor dem Schusse auf Geßler und noch mehr vor dem Schusse nach dem Haupte seines geliebten Kindes durchzumachen hat, treffen ihn nicht unverschuldet. Die Nemesis, welche die

Jungfrau ereilt, ist eine schwerere, daher denn auch der Schluß beider Dramen ein verschiedener sein mußte. Die gefallene Jungfrau konnte nur durch den Tod die Wahrheit ihrer Sendung besiegeln und alle Zweifel der von ihr Abgefallenen vernichten.

30. Tells Monolog.

Die dritte Scene des vierten Aufzugs in Schillers Drama „Wilhelm Tell" beginnt mit Tells Monolog, der uns einen erschütternden Blick in die Seelenqualen des Helden thun läßt und die Beweggründe vorführt, die ihn zwingen, auf Geßler das Geschoß zu richten. Es lag dem Dichter alles daran, von der That den Schein einer leidenschaftlichen Aufregung und Übereilung zu entfernen. Was in der mächtigsten Gemütsbewegung ergriffen war, soll die Probe des besonnenen Urteils aushalten. Deswegen wird im Monolog besonders betont, daß die durch Tell vollstreckte Bestrafung Geßlers ein Gottesurteil ist („Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen"), daß er sich hierzu durch einen furchtbaren Eidschwur verpflichtet, daß er nur Kind und Weib vor der Wut des Tyrannen beschützen will. Denn er hat Grund zu fürchten, daß Geßler seine Entweichung ebenso grausam an seiner Familie rächen werde, als Landenberg die Flucht Melchthals an dessen Vater. Die Gründe, warum Tell ihn töten will, fließen also aus der Religion, aus dem ewigen Naturtrieb, aus der Notwendigkeit seiner Lage, und er setzt in die Rechtlichkeit seiner Handlung keinen Augenblick einen Zweifel. Nichts desto weniger schaudert er vor dem Werke zurück, und so stellt sich natürlich seinem Vorhaben die harmlose Vergangenheit seines Lebens gegenüber, aus welcher ihn der Landvogt gewaltsam zum Ungeheuren hervorgezogen. Seine Gedanken schweifen hin und her, aber von verschiedenen Seiten führt ihn alles wieder auf den jetzigen Augenblick zurück. Doch muß ihn sein Vorsatz zu sehr fesseln, als daß er sich so weitläufig, wie er es wirklich thut, in seine Vergangenheit verlieren kann. Von einer gereizten Privatrache ist nirgends eine Spur, überall zeigt sich die ehrenwerteste Gesinnung. Daß er Pfeil und Bogensehne anredet, scheint für den Alpenjäger charakteristisch zu sein, welcher die notwendige und teure Waffe, die er immer in Händen hat, mit seinem Innern in eine freundliche Beziehung setzt und durch seine Phantasie belebt. Dagegen eignet sich die Vergleichung seines Vorhabens mit dem Geschäfte anderer Menschen, die sich hier rasch und fremd an einander vorüber-

treiben, mehr für einen müßigen Beschauer, und die abgemessene, dem übrigen entgegengesetzte Durchführung lassen uns den Tell ganz vergessen und nur an den Dichter denken. Wir verwundern uns auch, wie der sonst so wortkarge Mann so breit und umständlich sprechen, und der sonst nie reflektierende die That, zu welcher er sich berufen fühlt, und die Redlichkeit derselben, von der seine Seele voll ist, so scharf und sorgfältig durch eingehende Erwägung zerlegen kann. Die Absicht des Dichters, uns mit den Beweggründen seines Helden bekannt zu machen, und ihn hierdurch und durch die gefaßte Ruhe, mit welcher er auf sie hinblickt, vor uns zu rechtfertigen, tritt zu deutlich hervor. Die Dichtung spielt durch dieses an sich herrliche Selbstgespräch schon in die Moral hinüber, wo sie am Ende des Stückes leider ganz weilt. Daß Tell, nachdem er den Schuß gethan, sich dem sterbenden Geßler als den Thäter nennt: „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!“ 2c., beweist besser als der Monolog, seine reine, hohe Überzeugung. Aber er konnte sich nur mit Hinblick auf die im Hintergrunde stehenden Eidgenossen einer solchen unklugen Offenheit schuldig machen.

31. Schilderung des Wallensteinschen Heeres nach „Wallensteins Lager.“

Schiller führt in „Wallensteins Lager“ eine Anzahl Personen aus den verschiedensten Ländern und Truppenteilen, und um der Beziehung zum bürgerlichen Leben zu genügen, auch einen Bauer und einen Kapuziner auf. Diese Personen gelten hier aber nicht bloß als Einzelwesen, sondern dienen zur Darstellung des ganzen Volkscharakters. Der Kroat, welcher sich in seiner Dummheit übertölpeln läßt und „das Sprüchel des Pfäffleins“ gläubig anhört, repräsentiert den niedrigsten Haufen des Heeres, der wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von einem solchen Volke ist dann Isolani, der roheste und leichtsinnigste aller Generale Wallensteins, der würdige Anführer. Der erste Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe,“ und sein Kamerad — „des Friedländers wilde Jagd“ — vertreten die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallensteinschen Heere und vergegenwärtigen im allgemeinen das wilde, wüste, unstäte Kriegshandwerk der gewaltigen Zeit. Der Jäger hatte nach einander den Schweden, den Liguisten, den Sachsen gedient, ehe er es mit Wallenstein versuchte. Seine Moral ist:

„Flott will ich und müßig gehen,
Alle Tage was Neues sehen,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen.“

Dabei ohne Furcht vor Gefahr, pochend auf Soldatenehre, bereit, alles schonungslos zu zertreten, dem Feldherrn mit Begeisterung zugethan — so ist der Geist des Heeres. Daher ist dieser Stimmführer im allgemeinen auch der Hauptsänger im Reiterliede am Ende des Stückes. Der Arkebusier, welcher dem betrügerischen Bauer das Wort spricht, weil er doch „auch ein Mensch sei, so zu sagen,“ der den Gehorsam gegen den Kaiser schon gefährdet glaubt, und die Marketenderin nach seiner Zeche fragt, als die anderen auch nur eine gemeinschaftliche Abrede wegen einer Bittschrift treffen wollen, und von dem der Jäger sagt: „Das denkt wie ein Seifensieder“ — dieser Arkebusier gehört dem Tiefenbachschen Regimente an, von welchem Octavio bezeugt: „Dies Regiment ist treu,“ und er spielt ganz die Rolle eines schwerfälligen, einfältigen, aber ehrlichen „deutschen Herrn.“ Gerade so, wie von diesen Deutschen der erste Kürassier spricht: „Schad' um die Leut'! Sind sonst wackre Brüder,“ urteilt Isolani (Wallensteins Tod, Akt 2, Scene 5) von ihren Anführern: „Es sind nicht eben schlechte Männer.“ Den Gegensatz zu ihm bildet der Trompeter, und er ist durch seine unbedingte Hingabe an Wallenstein die Stimme der Terzkyschen Regimenter.

„Aber wir halten ihn aufrecht, wir.“

Sein Landsmann, der breitstilige Pedant, welcher den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Person“ gelernt hat, der „urkundlich“ dessen Worte herzusagen weiß, der gravitätisch einen Rekruten einweiht:

„Sieht Er! Das hat Er wohl erwogen.
Einen neuen Menschen hat Er angezogen;“

dieses „Befehlbuch,“ welches weiter als alle anderen sieht — der unvergleichliche Wachtmeister, ist offenbar eine Karikatur von Wallenstein selbst. Er ahmt seinem General nach, wie der Don Quixote der alten Ritterzeit. Dann charakterisiert der Dragoner durch einen einzigen Vers: „Der Irländer folgt des Glückes Stern,“ nicht allein sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttlerschen Regiments. Der erste Kürassier endlich ist aus dem Pappenheimschen Regiment, welches der jüngere Piccolomini befehligt. Er stellt die noble, edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geist des Max spricht aus ihm. Ungeachtet er seine Eltern nicht nennen kann, ist er

ein Adliger unter den Gemeinen. Gleich sein erstes Auftreten mit den Worten: „Friede! Was giebt's mit dem Bauer da!" und wie er den Scharfschützen schilt, daß er sich so wegwerfen und blamieren konnte, mit einem Bauer sein Glück zu probieren, kündigt sein geistiges Übergewicht und stolzes Ehrgefühl an, und diesen Charakter führt er auf eine herrliche Weise durch.

So sind die Figuren des Stücks die Stimmführer ihrer Regimenter und die Abbilder ihrer Führer. Wie verschieden aber die Soldaten sich auch charakterisieren, so vereinigen sich doch alle in der vollsten Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem förmlichen Beschluß, ihn nicht zu verlassen, welcher nur in dem stumpfen Blödsinn der Kroaten und der ängstlichen Treue der ehrlichen Deutschen eine Grenze findet.

Außer den Soldaten treten noch ein ruinierter Bauer, der sich aufs Betrügen legt, ein Bürgerssohn als Rekrut, den der jammernde Vater vergebens bittet, bei ihm zu bleiben, und ein Kapuziner auf. Sie sind die Vertreter des Bauern-, Bürger- und geistlichen Standes.

32. „Die Sonne bringt es an den Tag" und „die Kraniche des Ibykus."

(Eine Parallele.)

Während Chamisso sein Gedicht nach dem Märchen aus der Grimmschen Sammlung: „Die klare Sonne bringts an den Tag," bearbeitet hat, ist der Gang der Handlung in der Ballade Schillers fast ganz des Dichters Werk; beiden Dichtungen aber liegt derselbe Gedanke zu Grunde: Es ist nichts so fein gesponnen, das nicht käme an die Sonnen, und unwillkürlich wird man beim Lesen des einen an das andere erinnert. Hier wie dort handelt es sich um einen Mord; hier wie dort erregen die Mörder unabsichtlich Verdacht gegen sich selbst, bei Schiller vor einer festlich versammelten Menge, bald nachdem die That geschehen, bei Chamisso nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren, in der Stille des Hauses. Beide Dichter haben die Stoffe zu ihren Dichtungen überlieferten Sagen entnommen, Schiller dem Plutarch, Chamisso einer Sage aus den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Während aber Chamisso die überlieferte Sage im ganzen so gelassen hat, wie er sie vorfand, auch ihre Tendenz, daß nämlich unvorsichtiges Geschwätz ein begangenes Verbrechen gar oft an den Tag bringt, beibehielt, hat Schiller dagegen den dürftigen,

kärglichen Gehalt, den die Sage ihm bot, nicht nur erweitert, er hat derselben auch eine ganz andere Tendenz und einen tieferen poetischen Gehalt gegeben. Abweichend von der überlieferten Fabel hat er weniger an den rechtzeitig erscheinenden Kranichzug, als an die erschütternde und überwältigende Macht der dramatischen Dichtkunst das Geständnis geknüpft. Der Ermordete erscheint bei ihm in der heiligen Hut der Götter, die einen Frevel gegen denselben um so weniger ungestraft lassen, da er ihr Sänger, ihr auserwählter Gesandter ist. Der Chor der Eumeniden, die erschütternde Wirkung desselben, die Schilderung des Theaters füllen daher einen großen Teil der Ballade aus und sind ganz des Dichters Werk. In Chamissos Gedicht, das Götzinger eine echte, reine Ballade nennt, in der alle Grundarten der Poesie spielen, und die durch den Kehrreim einen bindenden Zusammenhang und eine hervorragende Pointe erhalten hat, ist die Sprache der Natur des geschilderten Vorganges angepaßt, der lebendig dargestellt und uns ungeschminkt vor die Augen geführt wird; alles geht ohne Scenenwechsel an demselben Orte vor. In Schillers Ballade wechselt der Schauplatz der Handlung, ohne daß dadurch im geringsten ihre Einheitlichkeit und Wirkung beeinträchtigt wird. Ist es Chamisso nur darum zu thun, die wunderbare Entdeckung eines im geheimen verübten Mordes zu berichten, so beabsichtigt Schiller in „Die Kraniche des Ibykus“ in erster Linie, „die unbekannte und darum wunderbare Gewalt der Poesie und der Kunst überhaupt auf das menschliche Gemüt, auch auf das rohe, zu verherrlichen. Die Dichtkunst ist die Verbündete der strengen Schicksalsgöttinnen. Jeder Zug, jeder Gedanke ist bedeutungsvoll in dem Gedicht, das ein in sich vollendetes, abgerundetes Ganzes ist, wie es nur je der Genius eines Dichters hervorgebracht hat.“

33.

„Befiehl du deine Wege.“

(Paul Gerhardt.)

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“

(Martin Luther.)

(Vergleichung dieser Lieder.)

Gläubiges Gottvertrauen spricht sich in beiden Liedern als Grundgedanke aus, aber bei Luther entsprang das Vertrauen aus dem Glauben an die Versöhnung durch Christum, bei Gerhardt aus dem Glauben an die Liebe Gottes. Während

Gerhardt diesen Gedanken fast ausschließlich als eine Mahnung sich oder einem Mitchristen vorhält, und in Betrachtungen über die göttliche Vorsehung sich ergeht, ertönt er aus dem ganzen Lutherschen Liede als ein Losungswort des gesamten Protestantismus heraus, als die Parole im Gottesstreite gegen Welt und Teufel. Darum berührt uns der Glaubensmut Luthers in seinen kraftvollen, schlagenden Äußerungen viel unmittelbarer, als der mehr ruhig und überlegend erscheinende des Gerhardt. Es läßt sich dies leicht aus den äußeren Veranlassungen erklären, welche beide Lieder schufen. Von dem Gerhardtschen können wir nicht bestimmt behaupten, daß es auch nur eine mittelbare Frucht der damaligen Kämpfe zwischen Lutheranern und Reformierten gewesen sei, wenigstens bietet der Inhalt des Liedes keinerlei Veranlassung zu dieser Behauptung dar; das Luthersche Lied dagegen entstammte einer Zeit der großartigsten geistigen Erhebung fast eines ganzen Volkes, und der Dichter befand sich als Führer an der Spitze der Bewegung, durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung einer Sache, der er sein Leben zu opfern nicht anstand. Darum erhielt auch sein Lied, das durch Zeit und Umstände recht eigentlich zum Feldgeschrei des kämpfenden Protestantismus bestimmt war, eine größere Bedeutung für die protestantische Kirche als Gemeinschaft bekennender Glaubensgenossen, während Gerhardts Lied, auf dem allgemeinen christlich-religiösen Standpunkte stehend, von geringerer Bedeutung für den Protestantismus wurde.

Beider Lieder beruhen ferner auf biblischer Grundlage und atmen den biblischen Geist: doch das Luthersche in einem höheren Grade, als das Gerhardtsche, sowie jenes auch in der Ausdrucksweise, namentlich in dem Gebrauche der Bilder mehr an die Bibel erinnert als dieses. Dort finden wir einen ganzen Psalm (37), aber nach neutestamentlicher Anschauungsweise in schlagender Kürze, hier nur einen einzelnen, aber lang ausgesponnenen Vers (5) poetisch wiedergegeben. Endlich ist auch die Melodie beider dem Inhalte treffend angepaßt, nur daß auch wieder die Luthersche, als die zugleich mit dem Text geschaffene, ursprünglicher und unmittelbarer wirkt.

34. Erläuterung des Liedes: Die Wacht am Rhein.

(Von Max Schneckenburger.)

Als im Jahre 1840 Thiers in seinen Kammerreden die eiteln Franzosen zu einem Rheinfeldzuge aufzustacheln suchte und mit ihm fast die gesamte französische Presse in wilder Weise dem

räuberischen Verlangen nach den friedlichen Rebengeländen unserer rheinischen Grenzmarken zujauchzte: da erscholl, gleichzeitig mit Beckers Liede: „Sie sollen ihn nicht haben," als Antwort auf jenes frevelhafte Gelüst, das die Franzosen von jeher gehegt haben, die „Wacht am Rhein." Lange wurde die schwungvolle Weise dieses Liedes in friedlichen Zeiten gesungen, in Städten und in Dörfern, auf Bergkuppen und in Rebenlauben, von der frischen Jugend wie von dem ernsten Alter, ohne daß man den Verfasser des Liedes kannte, bis im Jahre 1870, als die Dichtung zur Wahrheit ward, der Name des Dichters plötzlich aus der Vergessenheit auftauchte und wie in einem Triumphzuge ganz Deutschland durchflog. Aber noch ehe dem Gesange die That folgte, hatte, ohne daß die Sänger des Liedes es geahnet, der greise Schirmherr des deutschen Reiches mit seinen treuen Paladinen: Moltke, Roon und Bismarck die Wacht am Rhein gehalten mit scharfem Auge und starkem Herzen; sie hatten dem gleißnerischen Worte Napoleons: „das Kaiserreich ist der Friede!" nicht getraut, so daß es dem räuberischen Erbfeinde Deutschlands nicht gelang, uns, wie er gehofft, mit den wilden Horden seiner Zuaven und Turkos zu überfallen. Kaum hatte Napoleon in heimtückischer Weise seine freche Kriegserklärung der erstaunten und erbangenden Welt angekündigt, so konnte auch, Dank der Fürsorge des greisen Schirmherrn, der deutsche Krieger, die Hand am Schwerte, mit dem Dichter singen:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Diese einfachen, warmherzigen Worte bilden durch das ganze Lied hindurch den Refrain jeder Strophe. Sie sind der Ausdruck eines festen, einmütigen Wollens, mit dem Schwerte in der Hand vereint zu stehen für den Besitz des deutschen Rheins, und sie klingen wie eine beseligende Melodie, welche Trost und Ruhe bingt in das von Angst und Sorge erbangende Herz. Man kann sich deshalb auch an ihren Tönen nicht satt hören. Immer von neuem erquicken sie wieder, so oft sie auch vernommen werden, und es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß gerade dieser Refrain dem Gedichte seine große Volkstümlichkeit mit verschafft hat. Derselbe wäre jedoch eine leere Phrase, wenn die notwendigen Bedingungen nicht vorhanden gewesen wären, worauf das Vertrauen bei einem ausbrechenden Kriege gegründet sein muß, wenn es so die natürliche Sorge und Angst des Herzens ersticken soll. Diese

Bedingungen gehen in jeder Strophe, außer in der einleitenden, dem Refrain jedesmal vorauf. Es sind folgende: ein frommer Mut, der sich bewußt ist, den Krieg nicht in blinder, frevelhafter Überhebung heraufbeschworen zu haben, und der deshalb auf die Hülfe des Höchsten bauen kann; ein fester Wille, der entschlossen ist, bis zum letzten Blutstropfen auszuharren und zu streiten für das, was mehr wert ist, als das Leben; eine stärkende Erinnerung an die glorreichen Helden früherer Zeit, die fremde Eindringlinge siegreich zurückgewiesen und endlich die Einigkeit, die jeden Parteigroll verscheucht und das gesamte deutsche Volk zu den Waffen greifen heißt. Da das Gedicht sich vorzugsweise auf den Schutz des Rheins bezieht, so kehrt es auch in den verschiedensten Variationen in jeder Strophe zu diesem Strome, der unter allen deutschen Flüssen unserem Volke der liebste ist, immer wieder zurück und schließt mit der beseligenden Gewißheit, daß der Ausruf, den bedrohten Strom zu schützen, kein vergeblicher sein wird:

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind.
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein.“

In diesem Schwur erreicht das Gedicht seinen Höhepunkt, auch im sprachlichen Ausdruck, welcher, der ruhigen Entschlossenheit entsprechend, überall einfach, aber fest und sicher mit männlichen Reimen stolz einherschreitet.

Mit den Klängen dieses Liedes sind unsere braven Truppen im Jahre 1870 an die bedrohte Grenze gezogen, und wenn ein Eisenbahnzug, der die Krieger nach dem Rheine führte, irgendwo hielt, da erscholl aus demselben tausendstimmig im freudigen Gesange „die Wacht am Rhein“; mit den Klängen dieses Liedes sind die Tapfern am Abend nach manchem heißen, schweren Schlachttage in die eroberten Städte Frankreichs eingezogen, und durch die Straßen derselben erscholl das Lied wie Donnerhall und Schwertgeklirr; mit den Klängen dieses Liedes hat die Jugend in den Schulen und auf den Straßen die Kunde der Siege gefeiert, und das Alter hat mit der Weise desselben gern die Siegesbotschaften begleiten hören. Noch nie ist ein Lied so volkstümlich geworden, als dieses. Dem Dichter desselben ist leider nicht vergönnt gewesen, den Triumphzug mit anzusehen, welchen sein einfaches und markiges Wort durch die deutschen Gauen und hinüber über den Rhein nehmen sollte; er ruhte bereits seit 1849 in stiller Erde. —

Zu der allgemeinen Verbreitung der „Wacht am Rhein“ hat aber auch nicht wenig die Komposition des Liedes beigetragen. Was nicht gesungen werden kann, dringt auch nicht ganz und voll in alle Schichten des Volkes ein. Der Komponist des Liedes ist ein Hesse, Karl Wilhelm mit Namen.

35. Das deutsch-patriotische Lied.

Keine Litteratur ist so reich an patriotischen Liedern als die deutsche, kein Volk hat aber auch so oft mit dem Schwerte in der Hand um seine Existenz ringen müssen, als das deutsche. Zwei Feinde sind es vorzugsweise gewesen, welche es von jeher bedroht haben, sich in seine inneren Angelegenheiten mischten und die Zerrissenheit Deutschlands auf ihre Fahne geschrieben hatten, um es in Ohnmacht zu erhalten: das Papsttum und Frankreich. War Deutschland einig, so war es auch stark und siegreich, war es in sich zerspalten, so triumphierten seine Widersacher. Daher geht durch alle patriotischen Lieder der Mahnruf der Dichter zur Einigkeit. Schon im Mittelalter vernehmen wir solche Stimmen, insbesondere dann, wenn bei der Kaiserwahl das deutsche Volk in zwei Heerlager sich teilte und der Papst den Riß noch größer dadurch machte, daß er den einen von den Gewählten in den Bann that. Ernst mahnend ruft bei solchem Ereignis Walther von der Vogelweide dem deutschen Volke zu:

„Weh' dir, du deutsches Land,
Daß alle Ordnung schwand!
Selbst Mücken haben einen König,
Doch deiner Ehren wahrt man wenig.
Bekehre dich geschwind,
Daß dich die Herrn nicht, stolz gesinnt,
Die armen Könige verderben:
Dem Philipp setz' die Krone auf
Und wehre denen, drum zu werben.“

An einer anderen Stelle seiner Gedichte heißt es:

„Zu Rom hört ich lügen,
Zwei Könige betrügen.
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals war in aller Zeit;
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Not war über alle Not;
Da lagen Leib und Seele tot.“

Die Sehnsucht nach einer staatlichen Einigung Deutschlands wurde jedoch erst in dem jetzigen Jahrhundert allgemeiner und

lebendiger. Sie erwachte unter der Zwingherrschaft Napoleons I., der es vermocht hatte, daß deutsche Fürsten ein Bündnis mit ihm schlossen, und daß deren Truppen unter seinem Befehle gegen Preußen und dessen Verbündete fochten. Unablässig mahnten daher die Dichter der damaligen Zeit die einzelnen Volksstämme, sich als Deutsche zum Kampfe gegen den Zwingherrn an Preußen anzuschließen und dem gemeinsamen Vaterlande alle Sonderinteressen unterzuordnen. Am kräftigsten und schönsten gab Arndt diesem Gemeingefühl Ausdruck in seinem „Vaterlandsliede," in welchem er jeden deutschen Volksstamm auf das allen gemeinsame Vaterland hinweist und mit den Worten schließt:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh' darein!
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!"

Selbst die Sehnsucht nach Kaiser und Reich erwachte in den Befreiungskämpfen. Max von Schenkendorf hielt an der Erfüllung dieser Sehnsucht auch da noch fest, als der Pariser Friede die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs zu schanden machte. Er sang 1814:

„Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich."

Die Erfüllung seiner Sehnsucht kam in dem letzten deutsch-französischen Kriege, in welchem gleich beim Ausbruch desselben ganz Deutschland wie ein Mann gegen den Erbfeind aufstand, und Germania nach langer Zeit zum erstenmale wieder alle ihre Kinder unter ihrem Heerbann versammelt sah, wie in den glorreichsten Zeiten der deutschen Kaiser. Mit freudigen, stolzen Klängen gaben daher die Dichter dieser Einigung Ausdruck, insbesondere Freiligrath in seinem Liede „Hurra Germania!" in welchem es in Str. 5 heißt:

„Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland,
Wir fragen's heut nicht mehr!

Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!"

Hatte Arndt 1813 sein Vaterlandslied bei jeder Strophe mit der Frage beginnen müssen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" so war eine solche Frage jetzt nicht mehr nötig. Die Einigung war da und war um so unerwarteter gekommen, als noch wenige Jahre vorher, im Jahre 1866, der Norden von Deutschland im bitteren Kampfe mit dem Süden für die Entwickelung der nationalen Einigung gerungen hatte, und nach dem Kampfe auf Frankreichs Verlangen ein staatlich gesondertes Nord= und Süddeutschland gebildet wurde. Geibel ließ da seinen „Mahnruf über den Main" erklingen, der die süddeutschen Brüder auffordert, allen Hader zu vergessen und dem Norden die Hand zu reichen. Sein Ruf beginnt mit den Worten:

„Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah;
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania!"

So haben die Sänger mit ihren Liedern den eigentümlichen Entwickelungsgang unserer nationalen Einigung durch alle Stadien hindurch begleitet und zur endlichen Erfüllung und Herstellung der Einheit auch mit beigetragen.

Im vorigen Jahrhundert, in welchem Deutschland in eine Menge ohnmächtiger Staaten zerfallen war, brachte Friedrich der Große das unglaublich erniedrigte Deutschland wenigstens durch Preußen dem Auslande gegenüber wieder zu Ehren. Da war es Gleim, der durch eine ganze Reihe von patriotischen Gesängen die Thaten jenes Königs verherrlichte und freudig sang:

„Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin.
Der Landesvater Friedrich
Ist Held in großem Sinn!"

Gleims Patriotismus ist allerdings ein specifisch preußischer und konnte kein anderer sein. Das deutsche Volk mit seinen verschiedenen Stämmen und Staaten mußte sich erst zu einer großen, gemeinsamen That erheben und diese durchführen, ehe ein gemeinsames Nationalgefühl entstehen konnte. Den äußeren

Anlaß dazu gab, wie schon erwähnt, die Napoleonische Zwingherrschaft. Preußen aber hatte unter dem vielgefeierten Friedrich d. Gr. bereits gezeigt, was Deutschland zu leisten vermöchte, wenn es einig wäre, hatte unter allen deutschen Staaten stets das meiste für die Größe Deutschlands gethan und dadurch sich die Sympathie des deutschen Volkes am meisten erworben. Daher waren 1813 die Augen aller Patrioten vorzugsweise auf Preußen gerichtet, als dieses sich mit aller Macht gegen den Zwingherrn erhob und sich seiner glorreichen Vergangenheit wieder bewußt wurde. Rückert sagt daher:

„Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male."

Eine eigentümliche Stellung nimmt Klopstock, der zu gleicher Zeit mit Gleim lebte, zu den Thaten Friedrichs d. Gr. ein. Er hat deren auch nicht eine besungen, trotzdem er von einem hohen und stolzen Nationalgefühl beseelt war und in Liedern und Dramen die Thaten Hermanns, des Befreiers Deutschlands vom römischen Joch, verherrlichte. Klopstock glaubte die Größe und das Heil Deutschlands in der alten Bardenzeit zu finden, die doch nimmer wieder herzustellen war. Er verschloß in seinem unklaren Patriotismus das Auge vor den Thaten der Gegenwart, auf die ganz Europa mit Bewunderung blickte, ja Friedrich d. Gr. war ihm sogar ein undeutscher Mann. Weit ärger noch waren die Verirrungen der Dichter „des jungen Deutschlands," welche, berauscht von der französischen Revolution und von französischen Zuständen, das Heil und die Rettung Deutschlands in Umsturz und Empörung suchten und die Revolution verherrlichten. Diese kann wohl Anarchie schaffen, aber kein mächtiges und geachtetes Volk. Die besseren Elemente wandten sich daher von dieser Dichterschule ebenso ab, wie von den Romantikern, welche das Heil Deutschlands in mittelalterlichen Zuständen zu finden glaubten. So hat es denn auch nicht an Verirrungen in der Entwickelung der deutsch-patriotischen Lyrik gefehlt.

36. Volkslied und Sprichwort.

1) Verhältnis beider zu einander.

Was in der Prosa das Sprichwort, ist in der Poesie das Volkslied. Jenes geht hervor aus der Betrachtung des Weltlaufes und giebt in aller Kürze Belehrungen über denselben,

um zur Rechtschaffenheit und Weisheit zu leiten. Dieses spricht innere Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen aus und dient zur geistigen Ergötzung.

2) Ihre Urheber.

Sprichwort wie Volkslied rühren nicht von einzelnen her; das ganze Volk hat an ihnen Anteil, insofern der eine oder andere nur das aussprach oder sang, was in aller Sinn und Herzen sich regte.

3) Ihr Charakter.

Kürze des Sprichwortes, keine lange Auseinandersetzung; Einfachheit und Natürlichkeit des Volksliedes. Eben darum auch die Anwendbarkeit des einen, und die Kraft und Wirkung des anderen.

4) Beachtung und Würdigung.

Das Volkslied in den beiden vorletzten Jahrhunderten aus dem Munde des Volkes fast verschwunden. Herders Verdienst, wieder auf die Volkslieder aufmerksam gemacht zu haben. Bürgers und Goethes volksmäßige Balladen, und Lieder-Sammlungen von Arnim und Brentano, von Uhland und anderen. — An Sprichwörtern Deutschland besonders reich. Früh schon Sammlungen davon veranstaltet.

37. Über die Satire.

I. Begriff. Die Satire hat eigentlich belehrende Zwecke. Sie ist ein von Witz und Laune belebtes Gedicht, daß die sittlichen Gebrechen der Zeit von ihrer verderblichen oder die Schwächen und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt.

Daher a) ernste, b) scherzhafte und komische Satire.

II. Der Stoff der Satire an sich betrachtet.

a) Er darf nicht über dem Horizonte der Satire liegen; wirkliche Verbrechen und Laster verlangen höhere, schneidendere, wirksamere Waffen als die Poesie zu bieten und anzuwenden vermag.

b) Er darf aber auch nicht unter dem Horizonte der Satire liegen, was der Fall sein würde, wenn er zu unbedeutend, unbekannt, oder gar gemein sein würde. Viele deutsche Satiren leiden an diesem Fehler. (Rabener.)

III. Auffassung und Darstellung des Stoffes der Satire.

a) Die Satire muß, auch wenn sie notgedrungen die Person geißelt, doch stets die Sache im Auge haben. Wo das Gedicht es nur auf Herabsetzung oder Karikierung der Person abgesehen hat, da ist es nicht mehr Satire, sondern Pasquill.

b) Der Dichter muß Übertreibungen vermeiden und immer dem Wahrheitsgefühle Geltung lassen.

c) Er vermeide Überfülle von Witz, namentlich zu gesuchte Witze und Anspielungen, sowie jene Einförmigkeit, welche zur Manier wird.

IV. Schluß. Wir haben viele Satiriker, aber noch wenig Satiren! Dem Deutschen sagt sie überhaupt wenig zu und scheint nicht recht zu seinem eigentlichen Wesen zu passen. Er wird leicht zu ernst und eifrig; er zürnt lieber, als daß er ironisch tadelte. Tiefere Auffassung und Innigkeit des Gemüts, wesentlich dem deutschen Charakter eigen, scheinen der Satire weniger hold und günstig zu sein.

38. Wodurch wurde der Verfall der Poesie im 14. und 15. Jahrhundert herbeigeführt?

Das 14. und 15. Jahrhundert gehört zu den unfruchtbarsten für die gesamte Poesie. Als Ursachen hiervon sind anzuführen:

1) die Zersplitterung Deutschlands seit dem Untergange der Hohenstaufen und die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser und Fürsten, die dadurch von der Sicherung der Wohlfahrt des Reiches abgelenkt wurden;

2) die Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche, die endlich die ersehnte Reformation herbeiführten;

3) der geringe Bildungsstand eines Teiles der Geistlichkeit, der zur Zuchtlosigkeit führte und das Volk zu Zweifeln an der Reinheit der Kirchenlehre und zur Verachtung dieses wichtigen Standes herausforderte;

4) die Mißachtung der Poesie und Litteratur überhaupt von seiten der Fürsten und des Adels. An die Stelle der fahrenden Sänger treten die Hofnarren, und jene klagen laut über die Kargheit der Großen;

5) die völlige Verwilderung des Adels, der für seinen Unterhalt kämpfen mußte und dessen Burgen zu Raubnestern geworden waren, von denen aus die edlen Herrn brandschatzten, wenn sie Macht genug dazu besaßen.

6) das Übergehen der Poesie in die Hand der Bürger, wodurch derselben ein handwerksmäßiger Charakter aufgedrückt wurde;

7) die Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutschen Mundart durch die allgemeine Roheit und die Einmischung harter, namentlich österreichischer Elemente:

8) die materielle Richtung der Zeit; insbesondere die Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen, der die Buchdruckerkunst Vorschub leistete.

9) Während den höheren Kreisen tiefgreifende Gedanken, die zu dichterischem Schaffen hätten anregen können, fehlten, bieten die Städte in einer Zeit, wo in Italien Dante und Petrarca lebten und in Deutschland die Universitäten Prag, Wien, Heidelberg gegründet wurden, ein erfreuliches Bild regen Gewerbfleißes. Wenn auch eingeengt in enge Gesetze und Regeln, fand im Bürgerstand die Sangeskunst eine Stätte und gestaltete hier das Leben freundlicher. — Die wachsende Ausbreitung der Gelehrsamkeit drängte das dichterische Schaffen zurück und schuf allmählich eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden. Es zeigen sich die Anfänge des Dramas und des prosaischen Schrifttums.

10) Neben Vermehrung des Kapitals in den Städten infolge weit ausgedehnter Handelsverbindungen auch vielfach äußerliche Bedrängnis durch verfehlte Unternehmungen (Gründungen), Überschwemmungen, Mißwachs, Krieg, Hungersnot und Pest.

39. Über die Entwickelung des Dramas bei den Griechen.

Durch den Ausbau des Epos und der Lyrik zur vollen Reife hatten die Griechen das Vermögen gewonnen, äußere wie innere Vorgänge poetisch darzustellen, und so die unabweisliche Vorbedingung zu einer glücklichen Gestaltung des Dramas erlangt. Die Blüte des Dramas, dieser höchsten Gattung der Poesie, kann aber ein Volk nur erreichen, wenn es bereits die Jünglingsjahre hinter sich hat und mit männlichem Geiste an die Lösung der ihm gestellten Aufgabe geht.

Poesie und Leben standen bei den Griechen in unmittelbarem Verkehr und wirkten auf einander ein; daher ist der Gang der griechischen Geschichte vom 6. Jahrhundert ab zugleich der Entwickelungsgang des griechischen Dramas.

Übersicht über die Geschichte Athens von Solon bis zur Zeit der Perserkriege.

Aus dem zu Ehren des Gottes Dionysos gesungenen und getanzten Dithyrambos ist die griechische Tragödie heraus-

gewachsen, und stets sind die Hellenen sich des Zusammenhanges ihrer Schaudarstellungen mit der Verehrung des Dionysos bewußt gewesen.

Arion ließ zuerst den Dithyrambos von Chören aufführen und gab ihm ein künstlerisches Maß.

Thespis verließ das Gebiet der Dionysosmythen und führte den Schauspieler ein, Neuerungen, die die Entwickelung des Dramas ganz besonders förderten.

Nachdem der Athener Choirilos die Maske zur Anwendung gebracht und das Satyrspiel mit seinen derben Späßen hinzugefügt hatte, ging der Athener Phrynichos, dessen Blütezeit zwischen 511—476 v. Chr. fällt, einen Schritt weiter. Wie uns der Lexikograph Suidas berichtet, führte er die Frauenrollen ein und erfand er den Tetrameter. Seine Stoffe entnahm Phrynichos aus der Mythologie, aber auch aus den historischen Ereignissen seiner Zeit („Einnahme von Milet," „Phönizierinnen") und brach so eine Bahn, in die auch Äschylos einlenkte.

Der Dichter, der die höchsten Gedanken verständlich, weil plastisch verkörpert, darstellen konnte, bei dem echte Dramatik und Gedankengröße untrennbar zusammenhing, der Künstler, der der vorhandenen Form Leben einzuhauchen vermochte, dieser Dichter und Künstler zugleich war Äschylos.

Nach dem Einsturz des alten hölzernen Theaters auf der Agora in Athen ging man an den Bau eines gewaltigen steinernen Theaters, in dem alle Freien Platz finden sollten. Eine neue, glänzende Epoche hielt mit den Tragödien des Äschylos, Sophokles und Euripides hier ihren Einzug.

Schluß: Kurze Schilderung des Dionysostheaters am südlichen Abhang der Akropolis. (Vergl. Ferd. Bender, Gesch. der griech. Litt. 16. Kap.)

40. Über den Einfluß der Dichter auf die Bildung der Menschen.

1) Was bedeutet der Ausdruck: Einfluß auf Menschenbildung haben? Und wodurch unterscheidet sich die Wirksamkeit derer, die sie befördern, von der unnützen oder gar schädlichen Geschäftigkeit anderer?

Des Menschen Bildung wird befördert durch Entwickelung seiner gesamten, sowohl physischen als geistigen Kräfte. Mehr oder minder wirkt dazu jeder, der in einem nützlichen Berufe mit Treue seine Pflicht erfüllet, weil alle Glieder eines Staates gemeinschaftlich auf einander wirken. Aber in Ansehung der Größe und Wichtigkeit des Einflusses findet ein wesentlicher

Unterschied statt. Vorzüglich wichtig ist der Einfluß derer, welche Erkenntnis der Wahrheit, Bildung des Geschmackes und sittliche Richtung des Willens befördern.

2) In wiefern darf man den Dichtern, die reines Herzens waren, diesen dreifachen Einfluß zuschreiben?

a) Einige haben Kenntnisse in Umlauf gebracht und sittliche Wahrheiten eingeschärft, bald im einfachen Gewande der Fabel, bald im ermunternden Volksliede, bald in ernster Sprache des Lehrgedichtes;

b) andere der Vorzeit große Thaten besungen und den Nationalsinn belebt; hier durch Heldengedichte, dort durch Kriegslieder; hier auf der Bühne, dort durch Festgesänge (Homer, Tyrtäus, Gleim);

c) noch andere die erhabenen Gefühle der Religion im Herzen der Menschheit geweckt; den irdischen Sinn geläutert und zum Himmel erhoben, indem sie der Gottheit Majestät im hohen Liede verkündeten, oder die frohen Hoffnungen künftiger Seligkeit erweckten, oder des Christentums göttliche Stiftung besangen (Kramer, Klopstock, Gellert, Tiedge);

d) andere den Lebensgenuß erhöht und verschönert durch gesellige Lieder (Voß, Bürger, Hölty, Overbeck);

e) alle mehr oder minder den Geschmack der Menschen gebildet.

41. Ursachen der Blüte der mittelhochdeutschen Litteratur.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt eine großartige Blüte des deutschen Gesanges. Die Gründe dieses Aufschwunges lagen

1) in den Kreuzzügen, welche den Ideenkreis der abendländischen Völker durch einen Reichtum von Anschauungen der verschiedensten Art erweiterten, die Phantasie belebten und eine Fülle poetischen Stoffes, allerhand Sagen, Märchen, Legenden nach dem Abendlande brachten;

2) in dem Glanze des hohenstaufischen Kaiserhauses, das von 1138—1254 den deutschen Thron inne hatte. Die Kaiser aus diesem Hause haben die Dichtkunst auf alle Weise geschützt und gefördert;

3) in der Blüte des Ritterstandes, der die Poesie vorzugsweise übte und sich durch feine Sitte auszeichnete;

4) in den Vorbildern, welche die Deutschen namentlich bei

den Franzosen fanden. Diese zeichneten sich unter allen Völkern, mit welchen die Deutschen durch die Kreuzzüge in Berührung kamen, durch ritterliche und höfische Bildung aus. Die Poesie ihrer Sänger, der Troubadours im südlichen, der Trouvères im nördlichen Frankreich, wirkte auf die Entwickelung der deutschen Dichtung anregend und fördernd.

Leider traten jedoch gegen Ende des Mittelalters Verhältnisse ein, die nicht nur den ferneren Aufschwung der Litteratur hemmten, sondern sogar ihren Verfall herbeiführten. (Siehe Thema Nr. 38.)

42. Worin besteht der hohe Wert der deutschen Sprache?

Einleitung. Sie genießt besondere Achtung im In- und Auslande, hält sich in Kolonieen auf der ganzen Erde.

Ausführung. Ihr Wert ist mannigfach.

1) Ihr hohes Alter; sie ist eine Stammsprache.

2) Ihr Reichtum an Ausdrücken und Wendungen, worin sie alle lebenden Sprachen übertrifft.

3) Ihre Fähigkeit zur Bildung neuer Wörter (Vermehrung des Sprachschatzes).

4) Ihr Bau in Wort-, Satz- und Redeform zeigt eine organische Entwickelung vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

5) Ihr Klang zeigt Fülle und Charakter, stellt die Vorstellungen in sinnlicher Anschaulichkeit dar.

6) Sie ist für alle Gattungen der Poesie geeignet, kann die dichterischen Erzeugnisse aller Völker wiedergeben.

Schluß. Die deutsche Sprache hat eine merkwürdige Kraft, den Beruf, eine bedeutende Wirksamkeit zu entfalten.

Alle unsere Dichter haben sie gepriesen. Vieles in unserer Litteratur bleibt dem Auslande ein verschlossenes Buch, nicht nur um des Inhaltes, sondern auch um der Sprache willen.

43. War Lykurgs Gesetzgebung dem Zwecke gemäß, welchen Gesetzgeber im Auge haben sollen?

Um diese Frage zu beantworten, muß man

1) über den höchsten Zweck der Menschheit, welchem kein Gesetzgeber Hindernisse in den Weg legen darf, mit sich einig sein. Es ist die freieste Entwickelung der menschlichen Kräfte unter dem Schutze der Gesetze. Es fragt sich also, unter welchen Bedingungen diese stattfinden kann:
   a) wenn jeder Bürger vor innerer und äußerer Gewalt sicher gestellt wird, wenn also die Macht der Obrigkeit

nicht in unumschränkte Herrschergewalt ausarten, das Volk nicht zügellos werden, das Gesetz jeden Störer des Friedens und der Sicherheit erreichen kann, und gegen auswärtige Feinde hinreichender Schutz in einem schlagfertigen Heere dargeboten wird;

b) wenn alle Bedürfnisse auf rechtmäßigem Wege leicht und sicher befriedigt werden, dabei der Ausartung möglichst vorgebeugt wird;

c) dem Geiste alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit, zur Bildung des Schönheitssinnes und zur Erweckung und Entfaltung der edelsten Gefühle, kurz zur Anwendung aller seiner nützlichen Kräfte dargereicht werden.

2) Was hat Lykurg für Sparta geleistet?

3) In wiefern ist jene Aufgabe der Vernunft dadurch nicht gelöset?

44. Warum haben die Griechen niemals mit dem persischen Reiche fertig werden können? Und warum hat es Alexander gekonnt?

I. Die Griechen.

1) Es hat ihnen weder an Kraft noch an Willen gefehlt: Perikles, Agesilaos u. a.

2) Man hat sich auch nicht gefürchtet vor der Macht der Perser, sondern ihre Schwäche und die Schadhaftigkeit aller ihrer Zustände gar wohl gekannt.

3) Allein Griechenland litt an der nämlichen Krankheit wie früher Deutschland, und es hätte stark nach außen sein können, wenn es einig im innern gewesen wäre. Das war aber nur kurze Zeit der Fall z. B. der Perserkriege (wie bei den Deutschen im Befreiungskriege).

Nach Perikles Tode nahmen griechische Staaten die Perser gegen ihre Landsleute zu Hülfe, so wie die deutschen Dynastieen häufig mit dem Erbfeinde, den Franzosen, es gehalten haben, oder wie christliche Monarchen öfter mit den Türken sich verbunden haben. Peloponnesischer Krieg.

5) Agesilaos, im Begriff nach Persien zu ziehen, wird abgerufen durch einen abermaligen Bürgerkrieg, in welchem wieder die Übermacht Spartas gebrochen wird.

6) Daß sich im Norden ein mächtiges Königreich bildete, war ein Glück für die Griechen, und es schadete ihnen gar nicht, daß sie ihm dienen mußten, da die Macedonier den Griechen sehr nahe standen.

Euripides, Agathon, Timotheus, Zeuxis am Hofe des Königs Archelaos um 414—400 v. Chr. Und diese Monarchie vollbrachte, was die Griechen zwar stets gewünscht, aber nie vermocht hatten.

II. Alexander.

Alexander konnte den morschen Bau des persischen Reiches leicht über den Haufen werfen:

1) Weil er ein König war, der die Fähigkeit besaß, eine klar erkannte Aufgabe mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen.

2) Weil ihm sein Vater vorgearbeitet hatte durch die Unterwerfung Griechenlands.

3) Weil er ein homerischer Held und zugleich ein großer Feldherr war.

III. Schluß. Also wurde durch ihn die Aufgabe der Griechen, zu welcher sie von der Vorsehung bestimmt waren, (vergl. die Iliade und die anderen Dichtungen von dem trojanischen Kriege), nämlich Besiegung der asiatischen Barbaren und Ausbreitung der griechischen Kultur über jenen Teil der Welt, in Erfüllung gebracht.

45. Schilderung des Charakters und der Verdienste des Themistokles.

Zur Einleitung giebt der Verfasser eine Schilderung der Zeit, in welcher Themistokles auftrat. — Dann kommt der Reihe nach in Betrachtung:

a) Sein ausschweifendes, aber durch erhöhtes Streben nach Tugend ausgezeichnetes Leben in den ersten Jünglingsjahren;

b) der Gang seiner Bildung zum Staatsmanne. Hierbei vom Bildungsgange, welchen die athenische Jugend überhaupt zu gehen pflegte;

c) sein erstes Verdienst um den Staat durch die von ihm bewirkte zweckmäßigere Anwendung der Einkünfte aus den Bergwerken zur Erbauung einer Flotte, und durch die mit den Kriegern vorgenommenen Übungen im Seedienste. — Wie hierin sich die voraussehende Klugheit des Staatsmannes offenbart;

d) die ungeheure Zurüstung des Xerxes zum Kriege; die geschickte Deutung, welche Themistokles von dem Ausspruche des Orakels machte, und die dadurch bewirkte

Räumung Athens von den Bürgern, bis auf wenige in der Burg zurückgelassene Priester und Alte;

e) die Geistesgegenwart des Themistokles in der Schlacht bei Salamis, wie Xerxes, nach der Einnahme von Thermopylä, wo Leonidas den Heldentod gefunden hatte, Athen einäscherte, und die Griechen, darüber erschrocken, nicht bleiben wollten. Die List, womit er den Xerxes zum Kampfe und dann zur Flucht bewegt;

f) Er, der so groß war im Kriege, zeigte sich nicht minder groß im Frieden. — Er schuf den Athenern den dreifachen Hafen Piräus und errichtete ihnen Mauern, trotz der schon aus Eifersucht widerstrebenden Spartaner, die er zweimal überlistet;

g) Er ward verbannt. Beweggründe dazu: — Anklage desselben von seiten der Lacedämonier. Abreise von Argos nach Corcyra, von da zu Admet. Traum dieses Königs. Flucht nach Ephesus, dann zum Artaxerxes. Aufenthalt in Magnesia. — Tod.

46. Über das Lehrreiche in der Geschichte Philipps von Macedonien.

Das Leben großer Regenten, die durch eine vielumfassende Thätigkeit die Gestalt der Dinge verändern, bietet, man mag auf den Gang ihrer Bildung oder auf die Triebfedern ihres Handelns, auf die Verhältnisse, unter denen sie leben, oder auf die Klugheit, womit sie diese benutzen, auf das Mißgeschick und die Schwäche derer, die vor ihnen sich beugen mußten, oder auf die Ursache dieser Schwäche Rücksicht nehmen — Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen dar. —

Wenn Regentengröße noch immer vorzugsweise in der Staatsklugheit und in den Eigenschaften großer Krieger gesucht wird, so war Philipp von Macedonien gewiß der größten einer. — Hier folgt eine ganz kurze Angabe dessen, was er geleistet, wozu er Macedonien gemacht, und sich selbst empor geschwungen hat. — Das eigentlich Lehrreiche in seiner Geschichte aber liegt in folgenden Betrachtungen, wozu sie veranlaßt:

1) Was der vertraute Umgang mit einem großen und durchaus edlen Charakter bei einem Jünglinge von guten Anlagen bewirken kann.

2) Was großer persönlicher Mut, Festigkeit des Willens, unterstützt von Menschenkenntnis, Beredsamkeit und Feinheit,

auch unter den ungünstigsten Umständen, auszurichten fähig sind. — Philipp hatte, bei seinem Auszuge aus Theben, keinen anderen Beistand, als seinen Mut und seine Klugheit, die aus der Uneinigkeit der Griechen und den Wirren in Macedonien den größten Vorteil zu ziehen verstand.

3) Wie selten politische Größe mit einem durchaus tugendhaften, reinen Sinne verbunden sei. Ob wohl Philipp so in der Welt geglänzt haben würde, wenn er durchaus ehrlich, offen und wahrheitsliebend gewesen wäre? Hierbei ein Blick auf den Privatcharakter des Mannes, auf die menschliche Schwäche überhaupt, und auf den Unterschied der äußeren Größe und der inneren Würde.

4) Wie Völker, in denen durch eigene und durch der Väter Schuld allmählich wahre Vaterlandsliebe und echter Gemeinsinn erloschen sind, ein Raub verschmitzter Nachbarn werden.

47. Über die Scheingröße im Charakter Philipps von Macedonien.

In der Einleitung wird darauf hingewiesen, daß die Thaten hochgepriesener Männer in der Vergangenheit oft in einem viel günstigeren Lichte erschienen sind, als sie in der Gegenwart erscheinen. Geblendet durch trügerischen Schein oder aus Schmeichelei ist manchem einst der Beiname des Großen von seinen Zeitgenossen gegeben worden, dem die vorurteilsfrei prüfende Nachwelt diesen Namen mit Recht aberkannte. — Die Menschheit im ganzen werde zu leicht durch den Erfolg, durch die Ausdehnung der Wirksamkeit, durch die Begünstigung des Glückes, durch die Schlauheit und den Mut in ihrem Urteil über Größe bestimmt; und man werde finden, daß Weisheit, Milde und Gerechtigkeit, bescheidener Sinn und Selbstüberwindung auf dem Welttheater weniger geglänzt haben, als starker, wenn auch zuweilen ungerechter Wille; unerschrockener Mut, wenn auch anmaßend und übermütig; überlegener Verstand, wenn auch nicht immer zu den besten Zwecken angewendet. — Es sei hohe Zeit, daß die Menschheit von diesem Irrtume zurückkomme, und endlich einmal das Wesen der Dinge von dem Scheine und dem nichtigen Blendwerke unterscheide.

Auch Philipp, Alexanders Vater, sei zwar unter allen gleichbenamten Königen Macedoniens ohne Widerrede hervorragend durch Mut, Schlauheit, Selbstvertrauen; und wenn man insofern den Jugendgenossen des Epaminondas einen ausgezeichneten

Mann nenne, so sei nichts dagegen einzuwenden. Denn wer könne es leugnen, daß ein ungewöhnlicher Geist dazu gehört habe,

a) im bloßen Vertrauen auf eigene Kraft in das von Thronstreitigkeiten und Parteiungen zerrüttete, von auswärtigen Feinden bedrohete Macedonien sich hinauszuwerfen und daselbst seinen Thron zu begründen?

b) Aus schlechtgeordneten und verwilderten Kriegerscharen ein wohlgeordnetes Heer zu schaffen und eine Taktik, wie die macedonische, zu erfinden?

c) Eine Macht, die bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, zur herrschenden in Griechenland zu erheben?

Aber dennoch, und obgleich das Urteil über die Größe eines Mannes nach den Begriffen damaliger Zeit anders ausfallen müsse, als nach den unsrigen, müsse man seinem Charakter die Bestandteile dessen, was zu allen Zeiten unbestritten für groß gehalten worden sei, schlechthin absprechen; denn

I. zu einem großen Charakter gehört vor allen Dingen Gerechtigkeit und Wahrheit. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß überlegener Verstand, Umsicht und Wachsamkeit für das Beste des Staates, Mut und Besonnenheit in Gefahren nicht fehlen dürfen, wenn wir bei jenen Eigenschaften den Charakter eines Regenten wahrhaft groß nennen sollen, so sind doch jene Eigenschaften die eigentliche Grundlage der wahren Größe. —

Beispiel: Ludwig XVI. war gutmütig, wollte das Beste der Nation, war weder ungerecht, noch unwahr. Allein wer möchte ihn groß nennen, da ihm die Stärke des Willens, die Entschlossenheit und der Mut fehlten? — Wo dagegen jene Grundlagen sind, da kann doch die Achtung der Nachwelt bei anderweitigen Schwächen dem Manne nicht entgehen. Und wo mit diesen moralischen Eigenschaften sich auch noch die Klugheit und Tapferkeit verbinden, da übersieht eine unparteiisch abwägende Nachwelt gern die Fehler des Zeitalters und der Erziehung. — Beisp. Peter der Große.

Klugheit ohne Güte des Herzens artet aus in Arglist; mit jener verbunden, wird sie zur Weisheit. —

II. Beweiset Philipps Geschichte zur Genüge, daß es seinem Charakter durchaus an Wahrheit, Treue und Gerechtigkeit fehlte. —

Zu dem Ende wird sein Betragen gegen Amphipolis und Athen, gegen Potidäa und Pydna, gegen Olynth und die Phocier, seine grausamen Zerstörungen in Thracien, und die

List, womit er, Griechenland täuschend und entzweiend, aus den inneren Spaltungen dieses unglücklichen Landes seinen Vorteil zog, einer strengen Beurteilung unterworfen.

Das Resultat der Untersuchung ist, daß er, bei glänzenden und dem Regenten höchst nötigen Eigenschaften, des eigentlichen wahren Seelenadels ermangelte. —

48. Über die wahre Größe im Charakter des Epaminondas.

Der Verfasser schließt seinen Vortrag unmittelbar an den vorhergehenden an. Den leichtesten Übergang dazu giebt ihm der Umstand, daß zwar Philipp als Jüngling in den Jahren 368—365 v. Chr. in Theben den Sieger von Leuktra kennen und schätzen gelernt hatte, daß aber, wieviel Gewinn auch immer an Klugheit, Scharfblick und kriegerischen Talenten der Macedonier aus diesem Umgange möge gezogen haben, doch an innerer Würde, an dem Adel des Herzens, ihm nichts daraus zugeflossen sei.

Epaminondas habe nicht nur jene großen Eigenschaften des Kriegers und des Staatsmannes, sondern, was mehr als diese wert sei, den Charakter eines edlen Menschen, eines uneigennützigen Patrioten, eines nach echter Weisheit begierigen Forschers, eines bescheidenen Wahrheitsfreundes sein ganzes Leben hindurch behauptet. Schon dies müsse Achtung für die, auch sonst durch ihren Einfluß auf Menschenbildung bewährte, pythagoreische Philosophie einflößen, welcher auch er seine hohe Begeisterung für Weisheit und Tugend verdankt habe. (Er hatte zum Lehrer den Philosophen Lysis.) Es sei ihm das Studium der Philosophie nicht bloß Sache des Wissens geblieben. Sein ganzes Leben sei eine Lobrede auf ihn. Man wolle daraus das Bedeutendste hervorheben:

1) Von armen Eltern geboren, bildete er Körper und Geist bis in sein 40. Jahr mit anhaltendem Eifer.
2) Er sprach mit nachdrucksvoller Beredsamkeit gegen die Anmaßungen der Lacedämonier.
3) Er zerbrach das Joch der Messenier, unter welchem dies herabgewürdigte Volk seit Jahrhunderten seufzte.
4) Er und Pelopidas machten das Volk der Thebaner auf kurze Zeit zu einem der angesehensten in Griechenland.

Wie keine menschliche Größe ohne Flecken ist, so könnte man auch ihm den Vorwurf machen, daß er zu eigenmächtig die Würde eines Böotarchen 4 Monate über ein

Jahr behalten habe. Aber die hohe Würde, mit welcher er sich vor Gericht verteidigte, und der Nutzen, welcher dem Vaterlande daraus erwuchs, nötigen uns die tiefste Verehrung ab, wiewohl nach seinem eigenen Geständnisse der Schritt, nach strengem Rechte beurteilt, nicht zu billigen war.

5) Höchst bescheiden und wißbegierig war er im Kreise einsichtsvoller Männer.
6) Wahrheitsliebe bewies er selbst in Kleinigkeiten.
7) Durch Uneigennützigkeit blieb er in Armut.
8) Bestechungen war er unzugänglich, wie der verunglückte Versuch des Königs von Persien beweist.
9) Gegen Arme war er wohlthätig.
10) Er war mäßig nach den Grundsätzen der Pythagoräer.
11) Er diente auch in niedrigen Ämtern seiner Vaterstadt mit Treue, denn er diente, nachdem er schon Böotarch gewesen war, als gemeiner Soldat und riß das thebanische Heer großmütig aus einer schlimmen Lage, in welche es durch die Ungeschicklichkeit eines schlechten Feldherrn, den man ihm vorgezogen hatte, verwickelt war.

49. Ist die hohe Bedeutung, welche die Griechen in Wissenschaft und Kunst erlangt haben, als eine Folge günstiger, äußerer Ereignisse anzusehen?

Nach einer vorläufigen, möglichst energischen Darstellung des hervorragenden Verdienstes der Griechen um Wissenschaft und Kunst, in welchen sie in einer verhältnismäßig kurzen Zeit den Gipfel der Vollendung erreichten, wird man, um diesen Gegenstand zweckmäßig zu behandeln,

1) die Umstände schildern müssen, unter welchen geistige Bildung am besten und sichersten gedeihet;
2) zeigen, welche dieser Umstände wirklich in Griechenland zusammen trafen;
3) untersuchen, ob aus diesen allein die merkwürdige Erscheinung eines an geistiger Bildung über alle Nationen des Altertums hervorragenden Volkes könne begreiflich gemacht werden.

Als vorzüglich günstige Umstände sind zu betrachten:

1) die Einwanderung gebildeter Fremdlinge aus dem schon früher kultivierten Ägypten;

2) die, nach Abschaffung der monarchischen Verfassung, so herrlich aufblühende Freiheit in so mannigfaltig organisierten Staaten, wo eine Menge politischer Ideen und eigentümlicher Lebensansichten in Umlauf kam, und wo in jedem die Entwickelung der Geisteskraft ihren eigentümlichen originellen Gang nehmen konnte;
3) das durch die Perser-Kriege erweckte Nationalgefühl, noch gehoben und verstärkt durch gemeinschaftliche, der ganzen Nation angehörende Heiligtümer und Volksgebräuche; besonders das delphische Orakel, die olympischen, isthmischen und nemeischen Spiele, und durch den bei Gelegenheit der ersten veranlaßten regen Wetteifer in historischer Darstellung und poetischen Werken;
4) das treffliche Klima und die malerische Gegend, worin besonders die kleinasiatischen Griechen so viel Stoff und Reiz für Phantasie und Gefühl fanden;
5) der durch lebhaften Handelsverkehr beförderte Wohlstand und die dadurch veranlaßten Reisen.

Dennoch wird die aufgestellte Frage verneinend beantwortet werden müssen. Denn

a) auch die günstigsten äußeren Umstände machen aus einem geistlosen Volke nimmer ein geistreiches. Umstände können die Kraft nur erregen, nicht ihren Mangel ersetzen.
b) Unter ähnlichen Umständen lebende Völker möchten doch schwerlich in so kurzer Zeit gleich starke Fortschritte gemacht haben.

Der Verfasser hat also vorzüglich auf den hohen Geist, der dies Volk beseelte, und auf die ursprünglich ihm eigene Schöpferkraft hinzuweisen.

50. Über die wichtigsten Ursachen der Größe des römischen Freistaates.

Einleitung. Hinweis auf den unbedeutenden Ursprung, das zuerst langsame, nach Beilegung der inneren Streitigkeiten aber rasche Umsichgreifen das römischen Staates, dessen Verfall mit dem Schwinden der nationalen Tugenden beginnt.

Die Hauptaufgabe besteht in der Untersuchung der wichtigsten Ursachen, denen Rom seine Größe verdankte. Diese scheinen zu liegen:

1) Vor allem in der Erkenntnis des römischen Bürgers, daß der einzelne unbedingt zunächst den Vorteil des Ganzen

im Auge haben müsse, und der Dienst fürs Vaterland jedem anderen vorgehe;

2) im kriegerischen Geiste des Volkes, in seiner Abhärtung, in einfacher Lebensweise, verbunden mit jenem Sinne für Freiheit, der sich im Widerstande gegen den stolzen Tarquin offenbarte;

3) in den seltenen Tugenden und Feldherrn-Talenten mancher Mitbürger;

4) in der steten Waffenübung und Wachsamkeit, welche die Nähe der umherwohnenden eifersüchtigen Völker nötig machte;

5) in dem bei Bekämpfung der Gegner mit unerbittlicher Strenge und größter Rücksichtslosigkeit durchgeführten Grundsatze: divide et impera.

6) in dem durch die gewaltigen Erfolge der römischen Waffen außerordentlich gehobenen, aber auch durch die schwersten Niederlagen nicht gebeugten Nationalstolze der Römer.

51. Über die Entartung des römischen Volkes in den letzten Jahrhunderten der Republik.

Diese Abhandlung zerfällt in drei Abschnitte. Nach einer Schilderung der einfachen und reinen Sitten des in der älteren Zeit zwar rauhen, mit Kunst und Wissenschaft wenig bekannten, aber tapfern, mäßigen, religiösen und arbeitsamen Römervolks werden die Ursachen der Ausartung desselben hergeleitet:

1) aus dem ungeheuren Zuwachs an Macht und Reichtum. Die reichsten Länder der kultivierten Welt wurden ihre Beute; selbst aus fernen Weltteilen strömten unermeßliche Schätze nach Rom. Städte wurden geplündert, Provinzen ausgesogen, ungeheure Kriegssteuern erhoben. — Glück macht übermütig, und Reichtum erzeugt Luxus;

2) aus der Bekanntschaft mit besiegten Völkern, die zwar feiner und geistig gebildeter waren, aber auch in Weichlichkeit und Üppigkeit lebten; namentlich Griechen und Asiaten. Liv. XXX. 9.;

3) aus der durch die Zerstörung Karthagos aufgehobenen, mit Eifersucht verbundenen Furcht vor einer mächtigen Nebenbuhlerin;

4) aus der Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Religion, die unter den höheren Ständen immer mehr überhand nahm;

5) aus dem verderblichen Beispiele einiger durch Waffengewalt übermütig gewordener und durch Eroberungen bereicherter Römer;

6) endlich aus der durch die kriegerische Lebensart eines großen Teils der Nation genährten Zügellosigkeit und Roheit.

52. Wodurch wurde die Sittenverderbnis der Römer seit dem dritten punischen Kriege beschleunigt?

Ein Volk, dem es an fester Überzeugung von geläuterten Religionswahrheiten mangelt, dessen ganze Geistesbildung aus der Teilnahme an Staatshändeln und Kriegen hervorgeht, in welchem durch die Reibung innerer Parteien und durch unablässiges Streben nach Eroberung der Sinn stets auf die äußere Seite des Lebens gerichtet, und, begünstigt von der Freiheit, jede Leidenschaft geweckt wird — ein solches Volk kann, so lange ihm die Genüsse einer entarteten Sinnlichkeit unbekannt bleiben, und es geleitet wird von einem unverdorbenen Gefühle für Recht und Ehre, eine Zeit lang groß und edel handeln. Wenigstens sind strenge Rechtschaffenheit im Verkehr mit andern, uneigennützige Liebe und Aufopferung für das Vaterland, schlichte Einfalt der Sitten, Unbestechlichkeit, hoher Mut in Gefahren, Bundestreue und edler Freiheitssinn und Ehrfurcht vor dem Heiliggehaltenen in dem Jugendalter eines Volkes nicht seltene Tugenden.

Solch eine Periode war unter den Römern die von den Samniterkriegen bis zum letzten der punischen. (Hier wird ein Gemälde der hervorstechendsten Tugenden dieses Volkes, durch Beispiele anschaulich gemacht, am rechten Orte sein.) Aber von Bestand ist eine rohe Tugend der Art nicht. Nur wahre Geistesbildung, nicht etwa die Klugheit und Gelehrsamkeit, sondern Weisheit vermag die Begierden im Zügel zu halten, und wo nicht Religion, als echte, lautere, das Herz durchdringende Liebe zum Guten, mit dem Lichte des Verstandes sich vereinigt, da wird bald der Eigennutz das Recht verstummen machen und die tierische Lust jedes edlere Gefühl ersticken. Was nicht auf dem rechten Grunde beruhet, das kann nicht im Strome der Zeit fortbestehen.

So erging es auch den Römern. Denn nachdem schon in dem heftigen und selten unterbrochenen Kampfe der Plebejer mit den Patriziern alle gehässigen Leidenschaften aufgeregt waren, vereinigte zwar anfangs die Furcht, daß Karthagos Herrschaft in Sizilien ihrer Sicherheit und Wohlfahrt nachteilig werden möchte, alle Stände zur Abwehr und zum bewundernswürdigen Wettkampfe mit der schon damals bedeutenden punischen Seemacht, und auch im zweiten punischen Kriege wurden alle Privatfehden der Verteidigung des Staates aufgeopfert; aber

schon im dritten hatte die Erbitterung und die Eifersucht die nachteilige Folge, daß

a) der Patriotismus in die eigennützigste Selbstsucht ausartete, wie sie sich in den Worten des gehässigen und über seines Vaterlandes Wohl dennoch verblendeten Cato aussprach;

b) daß Falschheit und Überlistung an die Stelle einer rechtlichen, unzweideutigen Politik trat, wie sich aus der Begünstigung des Massinissa, aus den Vorspiegelungen, mit denen man Karthago täuschte, und endlich aus den übertriebenen, grausamen Forderungen an das unglückliche Volk zur Genüge ergiebt. Wie trüglich war die scheinbare Großmut der Römer gegen die Griechen! — Beispiel des Flamininus, der, nach erteilter Freiheit, noch 3 Jahre mit einem Heere in Griechenland bleibt. — Wie unzuverlässig ward ihre Freundschaft, z. B. gegen Nabis, König von Sparta. Wie verfuhren sie mit den Äolern und Achäern! — Dazu kam,

c) daß mit den Siegen über Philipp III. von Macedonien, über Antiochus von Syrien, über Perseus, über die Galater, sowohl der Staat als der Krieger bereichert, mit der Liebe zur Kunst auch die Üppigkeit und Prachtliebe erweckt wurde, so daß die Weiber sich gegen das Oppische Aufwandsgesetz empörten, daß Schlemmerei und Weichlichkeit, Geiz und Verschwendung überhand nahmen — Laster, die um so verderblicher wüteten, je weniger eine das Herz ergreifende Religion und wahre Erleuchtung des Geistes ihnen zu wehren vermochten, zumal da

d) der Soldat bei seinem langen Aufenthalte in den eroberten Ländern mit asiatischer Weichlichkeit vertraut geworden war; da

e) unter dem Deckmantel der Religion in den schändlichen Mysterien, die man schon aus Etrurien kennen gelernt hatte, die größten Ausschweifungen getrieben wurden; da

f) endlich von Grund aus verderbte Sklaven des Auslandes die römische Jugend im Keime verpesteten.

So mußte das sittliche Leben im Staate, einiger großer Männer ungeachtet, immer mehr sinken; so jene greuelhafte Zeit schon von ferne vorbereitet werden, die der Freiheit den Untergang bringen sollte.

53. Coriolan vor Rom.

(Stoff zu einer Schilderung.)

Coriolan, ein junger Patricier, vorher nur Cn. Marcius genannt, verdankte seinen Beinamen dem Umstande, daß Corioli, die Hauptstadt der Volsker, durch ihn erobert war. Ihm verdankten auch die Römer einen Sieg über die Antiater, wofür ihm der Konsul Cominius eine goldene Krone aufs Haupt setzte, ihm den zehnten Teil der Beute, ein schönes Pferd, so viel Geld als er wollte, und zehn Mann von allen Gefangenen schenkte. Er nahm das Pferd und einen Gefangenen, den er in Freiheit setzte. Aber als bei einer in Rom entstandenen Hungersnot Zwist unter dem Volke und den Patriciern ausgebrochen, und nun eine Menge Getreide aus Sizilien angekommen war, stimmte die Volkspartei für unentgeltliche Austeilung. Coriolan aber stellte im Senate den Antrag, daß dies nur geschehen möchte, wenn die Plebejer in die Beseitigung des Volkstribunates willigten. Die erbitterten Tribunen luden den Marcius vor ihren Richterstuhl; er erschien nicht, man wollte ihn verhaften; die Patricier verhinderten es. Man reizte endlich das Volk gegen ihn; da er aber nicht bat, nur verschmähte, so verurteilte man ihn, vom tarpejischen Felsen gestürzt zu werden. Die Patricier retteten ihn. Ein Volkstribunal sollte endlich, aller Widersetzung des Senats ungeachtet, entscheiden. Coriolan stellte sich; auf alle Verleumdungen antwortete er mit der Erzählung seiner Thaten, mit Vorzeigen seiner Narben. Schon war das Volk zum Mitleid geneigt, als noch die wahre Beschuldigung hinzukam, er habe einst, den römischen Gesetzen zuwider, statt dem Quästor die Beute zu überliefern, sie den Soldaten gegeben. — Er ward zum Exil verurteilt. — Er verließ Rom standhaften Sinnes, ging zu Roms erbittertsten Feinden, den Volskern, nach Antium, in das Haus des Attius Tullus. — Empfang daselbst. —

Beide benutzten eine den Volskern widerfahrene Beleidigung, sie zum Kriege zu reizen. Man beschloß in einer Volksversammlung, Rom noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zu bekriegen. — Coriolan wurde der Versammlung vorgestellt, gewann ihren Beifall und ward von ihr, nebst dem Attius, zum Feldherrn erwählt. Letzterer sollte mit seiner Armee sich nur verteidigungsweise halten, während Coriolan den Angreifenden machte. Unvermutet stand Coriolan vor Rom. Er hatte Latiums Städte erobert, die Güter der Plebejer verbrannt

und zerstört, die der Patricier geschont. Der Streit beider Parteien in Rom verhinderte die Anwerbung eines Heeres. Schon war bei der Fossa Cluilia das volskische Lager aufgeschlagen, Rom in der lebhaftesten Bestürzung. Das Volk forderte Coriolans Zurückberufung. Der Senat willfahrte nicht. Coriolan rückte näher, um die Stadt zu belagern. Eine vom Senat abgeschickte Gesandtschaft ward mit Stolz zurückgewiesen; er verlangte durchaus die Zurückgabe des den Volskern abgenommenen Gebietes. Endlich bewilligte er Waffenstillstand auf 30 Tage, vollendete während derselben seine Eroberungen in Latium und kehrte nun mit gesamter Macht zurück. — Nach einer neuen Gesandtschaft 3 Tage Bedenkzeit. — Vergebens kommen Priester und Auguren in Amtskleidung. — Veturia, Coriolans Mutter, und Volumnia, seine Gattin, gehen nun an der Spitze jener Römerinnen, die aus des kapitolinischen Jupiters Tempel zu ihnen kamen, zu Coriolan. Sie erweichen ihn; er zog ab, aber er wurde in einem Aufstande der Volsker ermordet. Wie sprach die Mutter zu ihm? Durch welche Vorstellungen suchte sie ihn zu rühren?

54. Wodurch wurde der Verfall und der endliche Untergang Karthagos herbeigeführt?

Einleitung. Reiche entstehen und vergehen. Der Untergang einer Stadt von 700,000 Einwohnern nach 120jährigem Streite mit Rom ist eins der denkwürdigsten Ereignisse. Die Erforschung der Gründe desselben enthält viel Belehrendes.

Ausführung. 1) Der unglückliche Parteigeist, zunächst der beiden Heerführer Hanno und Hamilkar, von denen der letztere durch die Eroberung Spaniens in der Gunst des Volkes höher gestiegen war; ferner der Zwiespalt im Volke selbst, in welchem eine patriotische, eine römische und eine numidische Partei zu unterscheiden waren, deren Anhänger nicht aus Zuneigung, sondern aus Verblendung, oder durch Bestechung gewonnen, oder aus bloßer Feindschaft gegen andere ihren Führern folgten. — So konnte ungeachtet der vorzüglichen Einrichtung, daß die bürgerliche stets von der Militärgewalt getrennt war, der Krieg, der nach dem ersten Frieden mit Rom gegen die Mietstruppen geführt werden mußte, in einen förmlichen Bürgerkrieg ausarten.

2) Verkehrte Regierungsmaßregeln. Mißbräuche bei der Wahl von Beamten; Übertragung verschiedener hoher Ämter an eine und dieselbe Person; unangemessene Vergrößerung der

Volksmacht, herbeigeführt durch das Übergewicht des barkinischen Hauses; Uneinigkeit im Senate (eine Kommission von 100 Senatoren hatte das Verhalten des Feldherrn zu untersuchen). Durch die Einrichtung von Landheeren und deren ausschlaggebende Bedeutung wurde der Verfall der Seemacht, der Hauptstütze Karthagos, herbeigeführt.

3) Unglückliche äußere Umstände. Das moralische Übergewicht Roms, während Karthago sich teils auf seinen Reichtum verließ, teils fremder Hülfe vertraute; die gefährliche Nachbarschaft des mächtigen Massinissa, der, sich stützend auf die Friedensbedingungen nach dem zweiten punischen Kriege, ein Stück Land nach dem andern wegnimmt; der unversöhnliche Haß des mächtigen Roms, besonders der eines Cato; der Abfall von Utika, als Rom den Krieg erklärt.

Schluß. Karthago, mächtig in seiner Blüte, beklagenswert in seiner Uneinigkeit, erscheint endlich groß in seinem Untergange. Im Hinblick auf Scipios bedeutungsvolle Worte hatte Rom von ihm lernen können. Der Untergang mächtiger Staaten bleibt belehrend für alle Völker.

55. Welche Künste und Wissenschaften haben die Römer besonders getrieben, welchen haben sie sich gar nicht, und welchen nur mit geringem Erfolge zugewandt?

I. Einleitung.

1) In Hinsicht der Staatseinrichtung und bürgerlichen Verfassung sind die Römer ein selbstschöpferisches Volk — aber nicht in Hinsicht auf künstlerische und wissenschaftliche Bildung. Hier sind die Griechen ihre Muster.
2) Blütezeit von Karthagos und Korinths Fall bis bald nach dem Tode Augustus. In dieser Zeit Griechen die Lehrer.
3) In einigen Zweigen früher — Dichter, Geschichtsschreiber, Rechtskundige; aber unvollkommen.

II. Erst als die Griechen die Lehrer wurden und Muster lieferten,

1) erfreuten sich einige Zweige der Kunst und Wissenschaft einer sehr glücklichen Bearbeitung. Dahin gehören
   a) die Dichtkunst. Es traten nach und nach auch in Rom treffliche Dichter auf. Sie lieferten Dramen, epische und lyrische Gedichte, Elegieen, Episteln — und in der Satire sind sie eigenartig.

b) Beredsamkeit übten sie schon früher — jetzt wurde dieselbe mehr auf Regeln gebaut. Rhetoriker. Auch hier waren Griechen Muster. Bald nach Cicero mußte die Beredsamkeit, weil der Freistaat aufhörte, sinken.

c) Geschichte. — Der römische Stolz und die Großthaten des Volkes feuerten dazu an.

d) Rechtskunde.

2) Andere wurden fast gar nicht oder mit geringerem Glück betrieben. Dahin gehören:

a) Philosophie. — Der Sinn der Römer war mehr auf das Praktische gerichtet; daher wurden sie später mit der griechischen Philosophie bekannt, und erst zu der Zeit, da die römische Litteratur dem Blütepunkte nahe war und mithin auch dem Anfange des Sinkens. — Lucretius, Cicero, Seneca.

b) Arzneikunde. — Man sah dieselbe als eine unedle Kunst an, und lange Zeit beschäftigten sich damit nur Unfreie und Fremde.

c) Naturwissenschaft — nur der einzige Plinius.

d) Mathematik. — Man überließ den praktischen Teil derselben, besonders die Baukunst, den Griechen. Nur Vitruvius machte eine Ausnahme.

e) Die übrigen schönen Künste, Malerei, Skulptur u. s. w. — Die Schauspielkunst etwa ausgenommen.

56. Warum mißlang den Römern die Unterwerfung der Germanen?

Einleitung. Überall war Rom siegreich, an Deutschland scheiterte seine Macht.

Ausführung. Die Gründe sind zu suchen:

1) In der Beschaffenheit des Landes, das wenig Reiz für die verwöhnten Römer hatte; wegen seines Klimas (Nebel, Frost); wegen seiner Produkte (Wald, Hafer, Gerste; dürftige Weideplätze mit unansehnlichen Pferden und Rindern); wegen seiner Bevölkerung (freie Barbaren in schmucklos einfachen, oft sogar dürftigen Hütten).

2) In der Natur des Volkes: ein selbständiger, unvermischter Menschenschlag, von weiter Verbreitung, aber merkwürdiger Übereinstimmung in den charakteristischen Zügen (Körpergestalt, Sprache, Religion, Sitten und Lebensweise), ein natürliches Brudergeschlecht voll Tapferkeit und Kampfesmut.

3) Im dem Aufzwängen fremder Sitten: Ruten und Beile, fremdes Gesetz, Spitzfindigkeit bei der Rechtspflege, willkürliche Steuern; Erregung allgemeinen Unwillens.

4) In der angeborenen Freiheitsliebe, welche die Deutschen wider ihre Natur zur Verschwiegenheit und List antrieb, infolge deren sie dem Cheruskerfürsten freudig folgten; die ihnen ungeachtet der schlechten Bewaffnung überlegene Stärke gab. — Sturm und Regenströme kamen ihnen zu Hilfe. Sie waren nur auf die Rettung des Vaterlandes bedacht, nicht auf Verfolgung des Sieges.

Schluß. Die Macht des stolzen Roms hat nicht viel über tausend Jahre gedauert; deutsche Völker haben sie gestürzt; ein einiges Deutschland war stets unbezwinglich.

57. Was hinderte und was beförderte anfangs die Ausbreitung des Christentums?

I. Hindernisse der Ausbreitung.

A. Allgemeine Herrschaft des Unglaubens und des Aberglaubens unter den heidnischen Völkern.

B. Roheit der Sitten; Verlangen nach Befriedigung der Sinnlichkeit auch beim Gottesdienste, gegenüber den strengen Forderungen des Christentums.

C. Allgemeine Verachtung des jüdischen Volkes, dessen allgemeine Bildung hinter der der Griechen und Römer sehr zurückgeblieben war.

D. In den heidnischen Staaten war der Herrscher meist auch Oberpriester und beherrschte als solcher die Gewissen.

E. In den heidnischen Staaten bestand eine schroffe Scheidung der Bevölkerung in Herren und Sklaven, auf der die Verfassung der Staaten beruhte. Das Christentum erkennt alle Menschen als gleich vor Gott an.

II. Beförderungsmittel der Ausbreitung.

A. Die heidnischen Religionen hatten allen sittlichen Halt, und mit demselben ihr Ansehen selbst bei dem niederen Volke verloren.

B. Der musterhafte Lebenswandel der ersten Christen bildete zu den überall herrschenden Lastern einen scharfen Gegensatz.

C. Der allgemein erwachte Forschungstrieb übertrug sich von dem wissenschaftlichen auch auf das religiös-sittliche Gebiet.

D. Die Begeisterung der ersten Christen bei Verbreitung der neuen Lehre, und ihre Standhaftigkeit bei Verfolgungen wirkte erhebend und reizte zur Nachfolge.

58. Welchen Einfluß hat das Christentum auf die Civilisation der Völker ausgeübt?

Einleitung. Das Christentum fing klein und unscheinbar an. In einigen Jahrhunderten war es von den Ufern des Ganges bis an das atlantische Meer ausgebreitet, in den meisten Ländern siegreich, in anderen wenigstens aufkeimend und neue Wurzeln schlagend; allmählich hat es die ganze Welt umgestaltet; es fragt sich: in welcher Weise?

Ausführung. 1) Allgemeinheit des religiösen Bedürfnisses. Das Bedürfnis nach Religion ist tief in dem Wesen der Menschennatur begründet; jedem Sinnenrausch folgt eine unausfüllbare Leere; Besorgnis vor der Zukunft, Angst im Unglück rufen das Verlangen nach Trost hervor; alles fühlt seine Abhängigkeit von einer höheren Macht; ein geheimnisvoller Zug lenkt den Geistesblick unwillkürlich zum Himmel. Das religiöse Gefühl läßt sich nicht gewaltsam zurückdrängen.

2) Einfluß auf das Judentum, innerhalb dessen das Christentum entstand. Die Hoffnung der Juden, ein mächtiges Volk zu werden, war getäuscht worden; die Erwartung eines Messias, der ein irdisches Reich aufrichten werde, war fehlgeschlagen; Haß und Verfolgung der Person Christi war die nächste Folge. — Eine kleine Anzahl nur hatte Sinn für die höheren Grundsätze des Christentums; dennoch glaubte die erste, natürlich nur aus Juden bestehende christliche Gemeinde, das mosaische Gesetz befolgen zu müssen, so daß die ersten Christen als eine jüdische Sekte erschienen. Der größte Teil der Juden verschmähte das Christentum und zollt ihm noch heute nur eine sehr bedingte Anerkennung.

3) Einfluß auf das Heidentum. Die homerische Götterlehre konnte nur der Sinnesweise eines jugendlichen Volkes voll reger Phantasie entsprechen; auch die römische Religion setzte Sitteneinfalt und kindliche Leichtgläubigkeit voraus. Bei reiferer Verstandesbildung, bei dem Fortschreiten in der Philosophie und den Wissenschaften mußten die heidnischen Altäre untergraben werden. Man sah ein, daß in dem Geiste der Natur allein das Heil nicht zu finden sei. Alle Philosophen kamen überein in der Verachtung der Volksreligion, deren Gebräuche

sie höchstens als symbolische Bezeichnung der Vernunftideeen, aber nicht im Sinne der Priester ehrten. — Die Grausamkeit und die Willkür der obersten Gewalthaber ließ jeden die Unsicherheit alles weltlichen Besitzes, alles irdischen Glückes erkennen. Dem gegenüber bot das Christentum in Tugend und Gottseligkeit unverlierbare Güter dar, es bewährte sich als eine Gotteskraft.

4) Allgemeine Wirkungen. Das niedere Volk, unfähig den höheren Spekulationen zu folgen, verleitet durch das Beispiel der gegen die Staatsreligion gleichgültigen Philosophen, wandte den heidnischen Altären mißtrauisch den Rücken. — Ihnen gegenüber gewährte das Christentum eine innere Beseligung, die keines äußeren Wohllebens bedurfte. — Der Mangelhaftigkeit der heidnischen Götter gegenüber erschien ein einziges höchstes Wesen in geistiger Vollkommenheit; den unfruchtbaren, zum Teil unmoralischen Glaubenssätzen, sowie dem höchst mangelhaften Pflichtensystem des Heidentums gegenüber erschien eine Religion, welche den Anforderungen der menschlichen Vernunft genügte, welche, frei von Widersprüchen, ewige, allgemeine Wahrheiten verkündete, die erhabensten Pflichten auferlegte und statt der Vernichtungsgedanken eine Aussicht auf Vergeltung jenseits des Grabes eröffnete, welche die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechtes auf einem Wege herbeiführte, den keine Philosophen hatten ersinnen können. Sie ergab eine andere Ansicht von den Menschenrechten, lehrte die Gleichheit der Herren und Knechte vor Gott, während das Heidentum nur die Freiheit der Bürger anerkannte. Das Christentum bewährte seine Kraft in der Bruderliebe, der Sorge für die Armen, die Kranken und Gefangenen, in einem einfachen, mäßigen Leben, der Pflichterfüllung gegen die Staatsobrigkeit, in dem allmählichen Heranreifen der herrlichsten Früchte der Erkenntnis und der Tugend.

Schluß. Die christliche Religion allein ist geeignet eine allgemeine zu werden; alle anderen erscheinen national beschränkt oder klimatisch bedingt, nach ihren Lehren, Gebräuchen, Geboten, Verboten, selbst nach ihren Verheißungen. — Die christliche Religion hat keinen Nationalgott; ihr Gott ist ein allgemeiner, sie kennt nichts Heiliges oder Unheiliges in der Natur, keine religiöse Diät; sie befiehlt keinen Krieg, verheißt keine Herrschaft; Christi Reich ist nicht von dieser Welt, es ist das Reich der Duldung, des Friedens und der Liebe.

59. Vergleich der Gottesurteile im Mittelalter mit den Auspicien der Römer.

Der Aufsatz zerfällt in drei Hauptteile. Im ersten wird eine Beschreibung der Gottesurteile — oder Ordalien — im Mittelalter gegeben; im zweiten die Natur und Bedeutung der Auspicien geschildert; im dritten wird die Ähnlichkeit und Verschiedenheit beider Gebräuche, nach ihren ursprünglichen Zwecken und nach der Anwendung, die man davon machte, untersucht.

Bemerkungen über diese Abschnitte.

I. Unter den Gottesurteilen dachte man sich eine wundervolle, von Gottes Teilnahme an der Sache der Wahrheit und Unschuld zu erwartende Bezeichnung der nicht erwiesenen Strafbarkeit oder Unschuld eines Angeklagten. Dieser Aberglaube war alt; man findet Spuren davon im jüdischen Altertum, und obgleich aus den Gerichtshöfen verbannt, ist er doch unter dem gemeinen Haufen noch nicht ganz verschwunden. Schon im 6. Jahrhundert der christlichen Kirche erwarten Streitende am Grabe eines Märtyrers die Entscheidung des Schutzheiligen, als eines Stellvertretreters der Gottheit. Späterhin wurden die Gebräuche der Art so vervielfältigt, daß man eine Wasserprobe, mit heißem und kaltem Wasser, eine Feuer-, eine Kreuzes- und Abendmahlsprobe anstellte. Die gebräuchlichste unter allen war aber die Probe durch den Zweikampf.

II. Der Zweck der Auspicien und Augurien war anfangs Erforschung des Willens der Gottheit und ihres Gutachtens über die Zulässigkeit und den zu erwartenden Erfolg gewisser Unternehmungen.

Die Magistratsperson bezog am Tage der Komitien in Gesellschaft eines Augurs ein Zelt vor der Stadt, nachdem ein Ort, nach gewissen Vorschriften, dazu erwählt war. Nun beobachtete man entweder die Erscheinungen am Himmel, oder die Vögel, von welchen manche durch Gesang, andere durch den Flug vorbedeutend waren (aves oscines und aves praepetes). Auch das Fressen oder Nichtfressen der heiligen Hühner wurde als günstige oder ungünstige Vorbedeutung angesehen.

Waren die Auspicien günstig, so durften die Komitien gehalten werden. Aber eine andere, mit gleichem Rechte begabte Magistratsperson konnte durch ihre, sogar oft erdichtete Aussage eine Amtshandlung hintertreiben, wenn sie vorgab, widerratende Erscheinungen wahrgenommen zu haben.

III. In wiefern waren nun beide Gebräuche ähnlich oder verschieden?

Der Zweck des einen wie des andern war, den Mißbrauch abgerechnet, ursprünglich: Erforschung der Wahrheit durch gewisse Vor- und Anzeichen. Beiden lag gleicher Aberglaube zum Grunde, nämlich die Überzeugung, von Gott nach Gefallen ein Zeichen erhalten zu können. Aber

a) die eine Nation wollte dadurch Recht und Unrecht, die andere den Ausgang ihrer Unternehmungen bestimmen lassen; die eine sah auf das Vergangene, die andere auf das Zukünftige.
b) Die eine hofft von Gottes Gerechtigkeitsliebe, die andere von seiner Güte, Fürsorge und besonderen Vorliebe der Wahrheit Offenbarung. Beide rechnen auf einen Zusammenhang der Naturerscheinungen mit dem Willen der Gottheit.
c) Die Römer aber mißbrauchten ihre Sitte häufig zu politischen Zwecken.

60. Über das Gefolgschaftswesen der Germanen.

Die Einleitung geht aus von der Schilderung des Tacitus, wie die germanischen Krieger sich allmählich aus ihren zerstreuten Sitzen über die Wald- und Sumpfpfade sammeln, bis die Gaugemeinde vollzählig ist und ihre Entscheidung über Hals und Hand, über Krieg und Frieden, über Heerfahrt und Aufgebot trifft. Die Auswahl zum Kriege brauchte nicht immer durch Aufgebot zu erfolgen, sie konnte auch auf Grund des Angebotes von Freiwilligen geschehen, und diese Form der Auswahl ist eines der wichtigsten Kennzeichen des Heerwesens der Germanen.

Ausführung. Die seit den frühesten Zeiten erscheinenden Gefolgschaften kann man in

1. ordentliche,
2. außerordentliche unterscheiden.

Unter den ordentlichen sind nach Tacitus (Germania 12, 13) die Kriegsgefolge (comitatus) zu verstehen, welche den Gaufürsten (principes) zu halten das Recht zustand. Pflichten des Princeps gegen seine Gefolgschaft und dieser gegen jenen.

Sonderstellung des Comitats innerhalb der herrschenden Geschlechterverfassung, deren Bedeutung nach Tacitus zu schildern ist.

„Im Frieden ist die Waffenbrüderschaft der Stolz,
im Kriege der Schutz des Fürsten.“

Ziel und Zweck der fürstlichen Heergeleite. Trat das Volkskriegertum vorzugsweise zur Verteidigung des Landes zusammen, so suchten jene, so oft es die Volksgemeinde gestattete, ihre Kriegslust jenseits der Grenze zu befriedigen.

Außerordentliche Heergeleite können die genannt werden, welche vertriebene, unzufriedene, oder vom Landerbe ausgeschlossene Edle sammelten, um sich eine neue Heimat oder auch bloß Unterhalt zu verschaffen.

Des Ariovist siegreiches Vordringen nach Gallien. Dem Sieger eilen immer neue Scharen zu, der besiegte Ariovist geht, da ihm jede Unterstützung aus der alten Heimat fehlt, zu Grunde. Den freien Gefolgschaften fehlt die gesetzliche Stellung in der alten Heimat, und dennoch sind sie geschichtlich oft von großer Bedeutung gewesen. Auch die nordischen Seekönige sind nichts anderes als Gefolgsherren.

Vergleiche hiermit auch die Vorstellung, welche im 9. Jahrh. der Verfasser der sächsischen Evangelienharmonie, des „Heljand“, sich von dem Verhältnis Christi zu seinen Jüngern macht.

Wie die Germanen, kennen auch die Kelten das Gefolgschaftswesen, wie uns Cäsar (Bell. gall. 3, 22) berichtet.

Schluß. Auch zu wirklichen Heeren sind die Gefolgschaften angeschwollen und sind wie bei Ariovist zum Wanderheer, oder wie es bei dem Markomannenkönig Marbod der Fall war, zum stehenden Heere geworden. Beides aber sind vorübergehende Erscheinungen; weltgeschichtliche Bedeutung hat das Gefolgschaftswesen im Mittelalter gewonnen, insofern es eines der Grundelemente des Lehnkriegswesens darstellt.

(Nach M. Jähns.)

61. In welcher Weise ist es geschehen, daß die Griechen und Römer unsere geistigen Vorfahren geworden sind?

1) Überall herrscht der Geist; so oft daher ein Gebildeterer und Klügerer einem leiblich Stärkeren unterliegt, wird trotzdem der erstere diesen nach seinem Willen leiten, und der Knecht wird der Beherrscher seines Herrn werden.

2) Was daher Horaz sagt: „Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio“, das findet eine weitere Anwendung auch auf die Macedonier und die Germanen.

3) Denn ehe noch die Macedonier Griechenland unterworfen hatten, waren sie bereits selbst von den Griechen geistig besiegt und zu Griechen gemacht worden.

4) Indem sodann durch die Macedonier das ganze Vorderasien unterworfen wurde, war das so gut, als wenn es von den Griechen unterworfen worden wäre; denn überall in den unterworfenen Ländern (in Ägypten, in Judäa, in Pergamos, in Syrien) wurde die griechische Sprache herrschend und griechische Kunst und Litteratur eingeführt.

5) Ähnlich ging es den Römern, als sie Griechenland und die meisten einst von Alexander eroberten Länder unterwarfen.

6) Aber die Römer haben sich allmählich zu einer geistigen Selbständigkeit empor gearbeitet, also daß ihre Litteratur und Sprache neben der griechischen Geltung bekam und in den unterworfenen (romanischen) Ländern die herrschende wurde.

7) Wie es aber den Macedoniern und den Römern seitens der Griechen ergangen war, dasselbe erfuhren auch die Germanen wieder seitens der Römer bei und nach der Völkerwanderung. Die Germanen waren die Sieger und Besiegten zugleich.

8) Luther hat uns von der Herrschaft Roms befreit, aber seine Befreiung war nur möglich mittelst des Geistes der römischen und griechischen Autoren selbst.

9) Diese sind und bleiben unsere geistigen Vorfahren, und schon darum müssen wir in den Geist ihrer Werke einzudringen und ihn uns anzueignen uns bemühen.

62. Welche Verdienste hat sich Karl der Große um die deutsche Volksbildung erworben?

I. Einleitung. Gewöhnlich werden die kriegerischen Thaten der Könige und Fürsten als Hauptsache betrachtet, da sie am meisten in die Augen fallen. Schöpfungen, die solchen Thaten ihr Dasein verdanken, zerfallen wieder; von bleibendem Werte dagegen sind die Schöpfungen des Geistes, die ihr freies Leben fortsetzen auch unter dem Wechsel sinnlicher Erscheinungen. Karl der Große selbst war in seiner Jugend ohne wissenschaftlichen Unterricht geblieben, denn er lernte erst als Mann schreiben. Aber griechische und römische Gesandtschaften erschienen an seines Vaters Hofe. So ward er vielleicht durch irgend einen trefflichen Mann angeregt, die Bildung des Altertums auch seinem Volke zu gute kommen zu lassen. Er selbst besaß bedeutende Geisteskräfte und war beseelt von dem Streben, sie für große Zwecke zu verwenden.

II. Ausführung. Ungeachtet seiner vielen Kriege, denn er hat seine Franken fast vierzig Jahre lang durch beinahe halb Europa geführt, fehlte es ihm nicht an Sinn für eine tüchtige Durchbildung des Volkes, die er wenigstens anbahnte.

1) Der Grundgedanke seiner friedlichen Einrichtungen war der, die Idee des christlichen Staates endlich mit Ernst durchzusetzen; er bezeugte deshalb den Geistlichen große Achtung, erkannte ihre Wichtigkeit für die religiöse und wissenschaftliche Bildung der Völker an, schärfte ihnen Mäßigkeit, Anstand und würdevollen Wandel ein, verlangte von den Mönchen Arbeit im Felde und in den Schulen, verdammte den Bilderdienst und untersagte die Anbetung der Heiligen.

2) Er versammelte ausgezeichnete Männer um sich, in deren Gesellschaft er den Kaiser vergaß. In dieser Akademie nahm Alkuin, ein angelsächsischer Mönch, den ersten Platz ein. Er war ein gelehrter und geistreicher Mann, dem Karl die geistlichen Geschäfte und die Schulen übertrug. Eine Musterschule zu Tours wurde gegründet, aus der viele tüchtige Gelehrte hervorgingen. Die Beschäftigung der Mitglieder in der kaiserlichen Akademie war eine mannigfaltige, besonders aber war sie auf die Ausbildung der Muttersprache gerichtet. Heldenlieder und Sagen wurden niedergeschrieben, eine Grammatik versucht, der Kalender verbessert, den Monaten und Winden deutsche Namen gegeben, eine Bibliothek gesammelt. Der Kaiser ließ sich selbst Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten.

3) Um die nötigsten Kenntnisse im Volke und auch unter den Geistlichen zu verbreiten, wurden Kloster- und Stiftsschulen angelegt, die Mönche zum Bücherabschreiben ermahnt, Schreiblehrer, Rechenmeister, Sänger und Musiklehrer aus Italien berufen. An seinem eigenen Hofe hatte Karl eine Schule, welche außer seinen Söhnen die aller seiner Diener besuchen mußten.

4) Er machte sich verdient um die Gesetzgebung, erließ zahlreiche Verordnungen, um die bürgerlichen und moralischen Gebrechen zu lindern, sorgte für Ackerbau, Gewerbe und Volksaufklärung, für Anlegung von Straßen, wie für Gesetze zur Sicherung der Reisenden, für Marktplätze im Innern und Verbindung mit äußeren Handelsplätzen. — Seine eigenen Pfalzen waren Muster guter Haus- und Feldwirtschaft.

III. Karls des Großen Streben war ein Ideal, dem die Richtung seiner Zeit vielfach widerstrebte, denn die Franken waren ein rohes und plumpes Volk; indessen blieb er siegreich, so lange er persönlich eingriff. Nach seinem Tode erlosch das

von ihm angefachte Licht der Wissenschaft, wohl vorzugsweise deshalb, weil seinem Nachfolger die Fähigkeit fehlte, das begonnene Werk thatkräftig fortzusetzen. Aber was Karl gewollt, prägte sich wenigstens in einzelnen Richtungen dem Gesamtgeiste der abendländischen Welt so fest ein, das es nicht wieder vollständig zu Grunde gehen konnte.

63. Über den Nutzen der Kreuzzüge.

I. Einleitung. Die Stätten, an denen der Heiland lebte, litt und starb, waren von jeher das sehnsüchtig erstrebte Ziel frommer Christen, und stetig mehrte sich die Schar der nach Palästina wallenden Pilger. Ungestört hatten sie am heiligen Grabe und den andern heiligen Orten ihre Schuld abladen und ihr Gewissen beruhigen können, bis die Seldschukken sich zu Herren Syriens und Kleinasiens machten und die Klagen über die unerträglichen Bedrückungen, Mißhandlungen und Erpressungen, die die Pilger von den Ungläubigen zu erdulden hatten, das Abendland in Bewegung brachten. Jerusalem und das heilige Land den Feinden der Christenheit zu entreißen, war der Zweck jener merkwürdigen und folgenreichen Bewegung, die wir mit dem Namen der Kreuzzüge bezeichnen.

II. Vorbereitende Ursachen.

a) Konstantins Mutter, Helena. — Eroberung des Landes durch die Seldschukken, einen rohen Türkenstamm. — Mißhandlungen, welche die nach Palästina wallfahrenden Christen von diesen erdulden mußten.

b) Tiefes religiöses Gefühl. Begeisterung fürs Höhere. — Peter von Amiens, Urban II. Kurze Darstellung ihres Verlaufes.

III. Nutzen der Kreuzzüge.

a) Die rohe Kraft und Leidenschaft des Rittertums bekam durch sie eine höhere Weihe und ein edleres Ziel.

b) Der Bürger- und Bauernstand hoben sich zu größerer Freiheit und größerem Besitze durch die Entfernung und den Tod so vieler vom Adel, deren Güter veräußert wurden.

c) Die Kirche und mit ihr im engeren Verband stehende wohlthätige Institute bekamen mehr Vermögen und hiermit höhere Selbständigkeit durch Schenkungen und Vermächtnisse. Deshalb konnten sich viele religiöse Institute bis zur Gegenwart halten.

d) Abendland und Orient wurden durch die Kreuzzüge enger mit einander verbunden. Handel, Wissenschaft und Kunst erhielten einen neuen Aufschwung.
e) Die christlichen Länder wurden von einer Menge raubsüchtigen, schlechten Gesindels befreit, welches statt Reichtums in fernen Ländern seinen Tod fand.
f) In der gesamten Christenheit wurde der Sinn vom Irdischen durch die Kreuzzüge mehr aufs Himmlische gelenkt. Die Herzen der Menschen schlugen einer Idee, welche sich später durch die herrlichsten Werke gotischer Baukunst Sprache verschaffte.

64. Übersicht der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften und Künste während des 15. Jahrhunderts.

Schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts durchbrechen die ersten Strahlen der wissenschaftlichen Morgenröte die dichte Finsternis, welche Europa deckte.

Die ersten herrlichen Namen, die aus dem 14. Jahrhundert zu uns herüberstrahlen, sind die eines Dante Alighieri, eines Petrarca und Boccaccio. In Deutschland ist die anmutige Zeit der Minnesänger vorüber, doch regte sich der Sinn für wissenschaftliche Bildung. Zu Prag, Wien, Köln, Heidelberg, Erfurt und Leipzig wurden Universitäten errichtet. Eigentlich war auch die Liebe zur Wissenschaft nie ganz ausgestorben. Hie und da hatte, gleich dem einsamen Stern in dunkler Nacht, ein großer Mann geglänzt, z. B. Roger Bacon (geb. 1214, gest. 1294), der erste, welcher nach geraumer Zwischenzeit den geheimnisvollen Schleier der Natur zu heben suchte.

Doch glänzender als die vorhergehenden war das 15. Jahrhundert.

a) Die Buchdruckerkunst erleichterte die Mitteilung der Gedanken und sicherte vor dem Rückfall in Barbarei.
b) Durch die allgemeine Anwendung des im 14. Jahrhundert erfundenen Schießpulvers wird die Art Krieg zu führen, verändert, und Europa erhält dadurch das Mittel, seine Herrschaft auf einer andern Erdhälfte zu begründen.
c) Der Kompaß wird verbessert.
d) Die Inseln an der Westseite Afrikas werden entdeckt und ein neuer Weg nach Indien durch Vasco de Gama geöffnet.

e) Die Posten werden fast in alle Reiche Europas eingeführt.
f) Während der Handel die Erzeugnisse Asiens und Amerikas lieferte, erwachte auch der inländische Kunstfleiß; die Handwerke wurden geteilt und vervielfältigt; ein dritter Stand freier Menschen bildete sich; der kriegerische Geist verschwand, und der Geist der Ordnung und des stillen Fleißes trat an seine Stelle.

65. Durch welche Eigenschaften des Kopfes und des Herzens war Luther zum Reformator der Kirche geeignet?

Nach einer kurzen, aber treffenden und lebendigen Schilderung der Hauptgebrechen des Zustandes der christlichen Kirche im 15. Jahrhunderts und am Anfang des 16., soweit dieser aus der allgemeinen Geschichte bekannt ist, zerfällt die Abhandlung in zwei Teile:

1) Welche Eigenschaften mußte der Mann besitzen, der diesen Gebrechen abhelfen oder wenigstens sich laut gegen solche Mißbräuche erklären durfte?
   a) Er mußte durch die Biederkeit und Wahrheitsliebe seines Charakters das Vertrauen gleichdenkender Wahrheitsfreunde erworben haben.
   b) Er selbst mußte nicht aus niedrigen Nebenrücksichten handeln, sondern von der Herrlichkeit seiner Sache durchdrungen sein.
   c) Zu dieser an sich schon herzerhebenden und Mut einflößenden Gesinnung mußte noch persönliche Stärke, männlicher Eifer und Todesverachtung hinzukommen.
   d) Auch Kenntnisse durften dem Reformator nicht fehlen.
2) Waren solche Eigenschaften in Luther vereinigt?

66. Welchen Einfluß hat die Reformation auf die Belebung der Studien gehabt?

Die Einleitung erwähnt der Verbindung, in welcher von jeher große Weltbegebenheiten mit dem Fortschritte, wie mit dem Rückgange der wissenschaftlichen Bildung standen; woraus denn schon die Vermutung gezogen werden kann, daß auch die heroische That des großen Luthers nicht ohne wichtigen Erfolg für das Gebiet der Wissenschaften bleiben konnte. Denn

1) durch eine freimütige Erklärung gegen die Untrüglichkeit des Papstes, und mehr durch die öffentliche Verbrennung des päpstlichen Gesetzbuches, der Bannbulle u. s. w. erregte er den Geist der Deutschen mächtig, der schon seine Fesseln fühlte, und öffnete ihm die Bahn zur Freiheit im Denken, welches von menschlicher Autorität in Glaubenssachen unabhängig bleiben muß.

2) Durch seine treue, sorgfältige, mit beharrlichem Fleiße und gewissenhafter Benutzung aller Hilfsmittel abgefaßte Übersetzung der Bibel hat er

a) unsere Sprache unendlich biegsamer und ausdrucksvoller gemacht und sie wirklich bereichert;

b) den Schatz großer und umfassender Wahrheiten der Menschheit geöffnet, durch welchen unendlicher Stoff zum Denken dargeboten wurde.

67. Was bereitete die Reformation vor?

Ein solch großes Ereignis, wie die Reformation im 16. Jahrh., ist nicht das Werk eines Augenblicks; es reift nur allmählich und tritt nur nach langdauernden Vorbereitungen ein. Die Vorbereitungen zur Reformation zeigen sich schon frühzeitig, einige Jahrhunderte vor dem Eintritte derselben. Gewissermaßen können hier schon

1) die Kreuzzüge genannt werden. Diese bewirkten eine Annäherung der Völker, einen Umtausch der An- und Einsichten, einen Fortschritt der Bildung, indem die Kreuzfahrer das wissenschaftlich gebildete Griechenland kennen lernten. Die Kreuzzüge thaten, sofern sie nicht gelungen waren, dem Ansehen des Papstes gewaltigen Eintrag.

2) Das Auftreten berühmter Theologen und Philosophen schon im 11. und 12. Jahrhundert, die gegen manche Lehren der herrschenden Kirche sprechen und schreiben und freiere Meinungen äußern (Arnold von Brescia, Bernhard von Clairvaux u. a.).

3) Die Entstehung der Albigenser und Waldenser im südlichen Frankreich, im 12. Jahrhunderte. (Darstellung ihrer Lehren und wie sie sich von der herrschenden Kirche und dem Papste lossagen.)

4) Mehrere Erfindungen, wie z. B. die Erfindung des Schießpulvers im 14. Jahrh., die Erfindung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrh. (Weitere Angabe, inwiefern diese Erfindungen für die Herbeiführung der Reformation wichtig waren.)

5) Die i. J. 1453 erfolgte Eroberung des griechischen Reiches durch die Türken. — Viele griechische Gelehrte flüchteten nach dem Abendlande, besonders nach Italien, und verbreiteten hier Künste und wissenschaftliche Bildung. Wo aber diese einkehren, schwindet Irrtum und Aberglauben.

6) Mehrere zweckmäßige und heilsame Einrichtungen des Kaisers Maximilian I., z. B. die Unterdrückung des Faustrechtes, die Einführung des ewigen Landfriedens, die Beförderung des Handels und Verkehrs (um diese Zeit entsteht die Hansa). Alles dies wirkte wohlthätig auf Ruhe und Sicherheit der Völker, auf ihre Beschäftigung, auf ihren Wohlstand und somit auf ihre geistige Bildung.

7) Das Auftreten des Johann Wiclef in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu Oxford in England. Professor der dortigen Universität. Er spricht und schreibt gegen manche Mißbräuche der Kirche, besonders gegen das Mönchstum und den Ablaß. Er wird geschützt von seinem Könige Eduard III. Er erhält viele Anhänger.

8) Das Auftreten des Johann Huß, Professor zu Prag, in Böhmen im Anfange des 15. Jahrhunderts. Durch Wiclefs Schriften und durch eigenes Denken und Forschen in der heiligen Schrift hat er sich zu reineren und helleren Religionsansichten erhoben. Auch er predigt und schreibt gegen Irrlehren und Mißbräuche in der damaligen Kirche, namentlich gegen das Fasten, die Ohrenbeichte, die Seelenmessen, die Anbetung der Heiligen u. a. — Sein unglückliches Ende in Kostnitz i. J. 1415. — Seine Anhänger, Hussiten. Hussitenkrieg.

Wiclef und Huß werden deshalb die Vorläufer Luthers oder der Reformation genannt.

68. Welche Verdienste hat sich Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, um den brandenburgisch=preußischen Staat erworben?

I. Einleitung. Dem großen Kurfürsten gebührt das Verdienst, seinen Staat zuerst aus dem Stande der Erniedrigung und Schwäche zu einer europäischen Macht emporgehoben zu haben.

II. Ausführung. 1) Blick auf die Jahre der Vorbereitung. Er verlebt eine ernste Jugendzeit während der traurigen Jahre des 30jährigen Krieges, bei beschränkten Mitteln des Hofes, in strenger Zurückgezogenheit, anfangs in Küstrin, später in Pommern und Berlin, vom 14. Jahre an im Auslande, in

Holland. Er verläßt den Haag freiwillig, wegen des üppigen Hoflebens, geht nach Breda ins holländische Lager, lernt hier praktisch den Krieg und macht Bekanntschaft mit dem Seewesen; kehrt, achtzehn Jahr alt, nach Berlin zurück, tritt mit dem zwanzigsten die Regierung an.

2) Seine Politik. Er behält seine freundliche Stellung zum Kaiserhause, schließt jedoch einen Neutralitätsvertrag mit den Schweden, macht sich frei von der polnischen Lehnshoheit (Friede von Oliva), weiß sich überhaupt in die trügerische Politik jener Zeit zu finden, da ein ehrlicher Charakter auf gradem Wege nicht durchkam; auch während der Unterhandlungen blieb er stets gerüstet. Er versteht es, seine Staaten zu vergrößern, sich selbst Achtung und seinen Landen Erleichterung zu verschaffen.

3) Sein Feldherrntalent. Organisation des Heeres, Veränderungen in demselben, um es von der kaiserlichen Oberhoheit loszulösen und eigener Herr desselben zu werden. Bildung einer Leibgarde von 3000 Mann, welche die Grundlage seines später so tapferen Heeres wurde, das bald als ein rein brandenburgisches, und zwar stehendes, von 8000 Mann bestand, und bei dem Beginn des polnischen Krieges auf 27,000 Mann mit 72 Geschützen vermehrt wurde. — Sein Feldherrntalent bekundet er zuerst in der Schlacht von Praga oder Warschau durch kluge Maßregeln und Besonnenheit, später glänzend bei Fehrbellin. — In dem Kriege gegen Ludwig XIV. erscheint er mit einer Armee von 20,000 Mann als der mächtigste Reichsfürst; seinem Nachfolger hinterläßt er ein Heer von 20,000 Mann.

4) Sorge für seine Länder. Verheerungen durch den 30jährigen Krieg; nur Preußen hatte sich erholt. Seinen Ländern fehlte Zusammenhang, Einheit, Selbständigkeit, Kultur, Erwerbsmittel. Er schuf einen Staat, der trotz des Lehnsverhältnisses zum deutschen Reiche schon anfing unter den europäischen Staaten etwas zu gelten. Er schickte Gesandte nach London, Paris, Wien und Warschau und ließ sie mit Würde und Glanz auftreten. Er verschönerte Berlin und gründete die Bibliothek; förderte die Einigkeit zwischen Lutheranern und Reformierten, die er als Evangelische bezeichnet wissen wollte, und die durch sein Dazwischentreten unter dem Namen „augsburgische Konfessionsverwandte" in dem westfälischen Frieden mit den Katholiken gleiche Rechte erhielten. Durch Unterstützung der französischen Emigranten gewann er 20,000 arbeitsame Staatsbürger.

III. Schluß. Friedrich Wilhelm war ein selbständiger, unbedingten Gehorsam verlangender Mann. Der Absolutismus, den man ihm bisweilen zum Vorwurf macht, war für ihn als Führer des Volkes gerechtfertigt; es war kein katholischer, sondern ein echt protestantischer Fürst, der nur die vernünftigen Forderungen seiner Zeit anerkannt und durchgesetzt wissen wollte. — Die Idee der geistigen Freiheit, das glänzende Erbteil der Hohenzollern, trat in ihm mit klarem Bewußtsein hervor, oft im Widerstreit mit dem historischen Recht, das sich immer dem Fortschritt entgegensetzt. Er legte das Fundament zu dem Staate der Intelligenz.

69. Warum verdient Friedrich II. den Beinamen „der Große?"

I. Einleitung. Die Geschichte giebt diesen Beinamen öfter. Häufiger sind es einzelne Thaten, einzelne Eigenschaften, bisweilen auch günstige Zeiten, welchen ein Fürst diesen Beinamen verdankt. Bei Friedrich II. zeigte sich eine Vereinigung vieler trefflicher Eigenschaften zu einem harmonischen Ganzen; er war in hervorragendem Maße alles das, was ein Fürst sein soll; Wohlfahrt des Staates war der Hauptzweck seines Wirkens.

II. Ausführung. Wie wurde er groß? Durch des Vaters Beispiel — durch bittere Erfahrung — durch seinen scharfen Verstand — er fand den Staat in guter Ordnung vor. — Worin bestand seine Größe?

1. Die Eigenschaften seines Geistes und Charakters überhaupt. Rastlose Thätigkeit, Pflichteifer, Scharfblick, Gewandtheit des Geistes, rasches Handeln mit der nötigen Besonnenheit, Ruhe im Unglück, Selbstbeherrschung, Festigkeit des Willens.

2. Sein Feldherrntalent. Das Entwerfen und Ausführen der Pläne, die Benutzung der Siege, meisterhafte Rückzüge nach verlorenen Schlachten — halb Europa war sein Gegner; dennoch siegte er, vergrößerte das Reich um 1325 □ Meilen, indem er ihm Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen hinzufügte.

3. Sein Wirken als Staatsmann. Treffliche Ordnung im Innern, sicheres Ineinandergreifen aller Verwaltungszweige, Vorbereitung eines Gesetzbuches, klarer Blick bei dem Schließen von Bündnissen mit anderen Staaten. Seine Einrichtungen sind zum Muster anderer Staaten geworden; Preußen ward durch ihn eine Großmacht.

4. Seine praktische Verwaltung des Staates. Er war ökonomisch und doch freigebig, hinterließ keine Schulden, sondern einen Staatsschatz von mehr als 70 Millionen und ein Heer von 200,000 Mann; er verstand es, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. — Aufnahme von Kolonisten, Beförderung des Gewerbfleißes und des Handels; Anlegen von Fabriken und Kanälen, des Hafens von Swinemünde; zahlreiche Bauten in Berlin und Potsdam.

5. Besondere Vorzüge. Seine Beliebtheit bei dem Volke und bei dem Heere; seine Leistungen als Musiker und als Schriftsteller. — Obwohl ein absoluter Herrscher, äußerte er, daß das Volk nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte habe, und daß das Volk nicht um des Fürsten, sondern der Fürst um des Volkes Willen da sei. Er war ein Freund der Wissenschaft und Kunst, wenngleich er die deutsche Litteratur gering schätzte; er gestattete Preßfreiheit und Religionsfreiheit.

III. Schluß. Eine Reihe tüchtiger Regenten, wie die Hohenzollern, mußte den Staat fördern; Friedrich selbst betrachtete sich als den ersten Diener; Bewunderung ward ihm von seinem Volke, von dem Auslande, von seinen Feinden, von der Nachwelt zu teil; er wurde nicht nur der Große, sondern der Einzige genannt.

70. Kaiser Wilhelm I. als Prinz.

Ruhig und sicher, unaufhaltsam wachsend reifte Prinz Wilhelm für seine große Zukunft heran. Der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter und die schrecklichen Erfahrungen der napoleonischen Zeiten hatten ihn früh ernst gestimmt, ihn gewöhnt, seine natürliche Heiterkeit zu beherrschen. An eine Zeit, da er selbst die Krone tragen könnte, dachte er in jenen Jahren nicht; seine Hoffnung war, dereinst als Feldherr seines Vaters oder seines Bruders die Fahnen Preußens zu neuen Siegen zu führen, und in diesem Waffenhandwerk ward er so bald zum Meister, daß er schon jetzt (am Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts) als das Vorbild des preußischen Soldaten galt. Sein ganzes Wesen erinnerte an den Fridericianischen Wahlspruch, den die Offiziere der Grenadierregimenter noch auf den Klingen ihrer Degen trugen: Ne me tirez sans raison, ne me remettez sans honneur. Ein glückliches Gleichmaß kriegerischer Thatkraft und klarer Besonnenheit sprach aus dem ritterlichen Anstand dieser hohen Gestalt, aus diesen offenen Zügen und den freundlich ernsten Augen. Im Dienste bemerkte er jeden

falschen Griff, jedes kleine Versehen, und oft sprach er es aus, daß gerade dies Volk in Waffen jeden einzelnen ununterbrochen und peinlich streng ausbilden müsse, damit der Wehrmann, wenn er nach Jahren zur Fahne zurückkehre, all sein Können noch gegenwärtig habe und sich sogleich wieder zurechtfinde. Durch seinen Vater, der die militärische Begabung dieses Sohnes bald erkannte, war er schon im Knabenalter, gründlicher als der Kronprinz, über alle Reformen des Heerwesens unterrichtet worden; und fortan blieb er von der Größe der organisatorischen Gedanken Scharnhorsts, von der sittlichen Überlegenheit des preußischen Volksheeres tief überzeugt. Lebhaft äußerte sich sein Unmut, als in diesen Jahren Johannes Voigt und einige andere durch Schön beeinflußte ostpreußische Schriftsteller versuchten, dem Vater der Landwehr seinen Ruhm zu verkürzen. Dem alten Boyen als dem Erben Scharnhorsts erwies er auch in den Zeiten seiner Ungnade dankbare Verehrung, und immer wählte er mit sicherer Menschenkenntnis die fähigsten Offiziere sich zu Freunden aus, so unter den älteren den General Brause, seinen geliebten Lehrer, und General Natzmer, unter den jüngeren General Röder und seinen langjährigen Generalstabschef Oberst Reyher. Mit ihnen besprach er sich über die Einzelheiten des Dienstes wie über die Fragen der Heeresverfassung und der Strategie. Sein Ideal war die Kriegführung großen Stiles nach Scharnhorsts Worten: getrennt marschieren, vereinigt schlagen. Die Infanterie nannte er die Hauptwaffe der modernen Heere, auch die lehrreichste für den Führer, weil sie jede Gestaltung des Bodens benutzen könne und darum dem Nachdenken immer neue Aufgaben stelle.

Draußen im Reich kannten viele den Prinzen kaum oder hielten ihn für einen glänzenden Paradesoldaten. Seine Freunde wußten, daß die ernste Gewissenhaftigkeit seiner militärischen Arbeiten mit seiner Anschauung von Preußens Berufe unzertrennlich zusammenhing. Feuriger, bestimmter als irgend einer der zeitgenössischen Staatsmänner, vielleicht den einen Motz ausgenommen, hatte er schon während der letzten stillen Jahre beständig die Meinung vertreten, daß diesem Staate vor allem Macht not thue, Macht weit mehr als Freiheit. Immer und immer hoffte er auf Krieg, wahrhaftig nicht um des rohen Schlagens willens, sondern weil er fühlte, daß Preußen wachsen, seine schlummernden Kräfte bethätigen müsse. Schon sechs Jahre nach dem Kriege (1813—1825), in einer Zeit, da das Volk sich noch kaum von den Wunden erholt hatte, klagte er

bitter über die erschlaffende Wirkung des langen Friedens: „Gewiß ist uns nichts gefährlicher, als ein langer Frieden. Man sehe unseren politischen Standpunkt an: unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten daneben betrachtet. Wir müssen dieser Schwäche also durch intellektuelle Kräfte zu Hilfe kommen, und diese müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden.“ Mit Verachtung fertigte er die Schwächlinge ab, die schon, wie der Prinz am 31. März 1824 an den General Natzmer schrieb, zu behaupten wagten, „daß es lächerlich sei, mit 11 Millionen eine Rolle zwischen Nationen von 40 Millionen spielen zu wollen! Man vergißt aber dabei, daß drei Millionen jene Ereignisse begründeten und sich, im Verbande mit einer sehr geschwächten alliierten Armee, dem lang gefürchteten Coloß entgegenstellten. Und was damals bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun. Wenn man das lächerlich findet, schwindet selbst den Tüchtigsten und Kühnsten der Mut. Auch Alliierte wird in bedrängten Fällen eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgiebt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt. Und wenn man nichts mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?“

Auch nach der Juli-Revolution hielt Prinz Wilhelm den Krieg für notwendig. Er wußte, das revolutionäre Frankreich werde das Erstarken Preußens im Frieden niemals dulden, und als das Wetter sich verzog, meinte er traurig: Der Kampf ist verschoben, „nicht zum Heile der Menschheit;“ der Feind behält Zeit, sich zu befestigen.

Als dem Prinzen Wilhelm 1831 am siegverheißenden Jahrestage der Leipziger Schlacht ein Sohn geboren wurde, der vermutliche Thronfolger, da erklang in allen Provinzen ein Freudenruf, der offenbar aus den Tiefen der Herzen kam. Das neue, von Rektor Thiersch gedichtete Preußenlied, von Neithardt in Musik gesetzt, machte damals die Runde auf allen vaterländischen Festen. Und da man sich in Preußen so stolz und sicher fühlte, so gewann auch der Traum der deutschen Einheit in einzelnen Kreisen der preußischen Jugend schon eine festere Gestalt.

(Nach Heinrich von Treitschke.)

71. Durch welche Mittel haben Preußens Herrscher die innere Entwickelung ihres Staates befördert?

I. Einleitung. Die geistige Überlegenheit der Bewohner des preußischen Staates über die so vieler anderen Länder ist das Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung, die zur Reife gelangte Frucht einer Arbeit von mehreren Jahrhunderten. Die Anregung erfolgte durch thatkräftige Einwirkung einsichtsvoller Fürsten; die Arbeit selbst wurde von dem Volke mit sittlichem Ernste vollzogen. Die erste Grundlage verdankt der Staat den askanischen oder ballenstädtischen Markgrafen (1134—1319), während die Mark Brandenburg unter den Bayern und Luxemburgern (1323—1415) äußerlich und innerlich verkümmerte. Mit den Hohenzollern begann die eigentliche Aufführung des Staatsgebäudes, dessen Richtung und Krönung zu Versailles am 18. Januar 1871 erfolgte und dessen weiterer Ausbau und Erhaltung die Aufgabe der kommenden Geschlechter ist.

II. Ausführung. Die angewandten Mittel bezogen sich teils auf das äußere, teils auf das geistige Wohlergehen der Bevölkerung.

1. Aufnehmen des Kampfes mit einer unergiebigen Natur („des heiligen römischen Reiches Erzsandstreubüchse"). Aufmunterung, Beispiel und Belehrung, besonders seit der Zeit des großen Kurfürsten, demnächst Gesetze und Verordnungen zur Hebung des Landbaues, förderten die innere Entwickelung. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hielt Thomasius an der Universität zu Halle die ersten Vorlesungen über Landwirtschaft, wodurch diesem Zweige der Volksbeschäftigung auch in den vornehmsten Kreisen Achtung verschafft wurde. Albrecht Thaer, dem Stifter der ersten landwirtschaftlichen Lehranstalt (zu Mögelin bei Küstrin) ist in Berlin ein Denkmal errichtet. In dem schönsten Teile der Residenz steht das eherne Standbild eines preußischen Staatsrates mit der Hand an dem Pfluge.

2. Kämpfe gegen Roheit und Barbarei. Die Zurückwerfung vordringender Nachbarn slavischen Stammes erforderte Jahrhunderte lange Ausdauer; die von den Kaisern Heinrich I. und Otto I. eingesetzten Markgrafen machten zuerst deutsches Wesen an der Havel und Spree heimisch. Kampf mit den Raubrittern in der Mark bis in die Regierungszeit Joachims I. Nestor. — Im 13. Jahrhundert eroberten die Ritter des deutschen Ordens unter Hermann von Salza Preußen und brachten ihm das Christentum, wodurch Königsberg zu einem Bollwerk des

Deutschtums gegen das Slaventum wurde. — Im 16. Jahrhundert wandelte Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Hochmeister des deutschen Ordens, Preußen in ein weltliches Herzogtum um, bis es Johann Sigismund 1618 auf immer mit Brandenburg vereinigte.

3. Heranziehen von Bildungselementen. Nach überstandenen Kämpfen waren Preußens Fürsten jederzeit bemüht, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen. Sie zogen deshalb fleißige und geschickte Arbeiter in das Land, zuerst Albrecht der Bär im 12. Jahrhundert aus Holland, Westfalen und Franken; auch die späteren Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt und besonders der große Kurfürst. So bürgerten sich neue Gewerbe ein, es hoben sich Wohlstand und Bildung. König Friedrich Wilhelm I. hielt seine Unterthanen mit eiserner Strenge zu Fleiß und Arbeitsamkeit an; Friedrich der Große war ihnen ein seltenes Vorbild riesiger Arbeitskraft, und Friedrich Wilhelm III. ein Muster von Sparsamkeit und Ordnungsliebe.

4. Verfolgung weiser Grundsätze in der Regierung und Verwaltung. In der Mitte des 13. Jahrhunderts erhielten Berlin und Köln, als wichtige Handelsplätze für den Verkehr zwischen Slaven und Deutschen, brandenburgisches Stadtrecht. — Kurfürst Friedrich I. unterwarf den übermütigen Adel und förderte die friedlichen Bestrebungen des Bürgers und des Landmannes; Friedrich II. machte Berlin zu seiner Residenz. — Albrecht Achilles sicherte durch das unter dem Namen dispositio Achillea bekannte Hausgesetz die Unteilbarkeit der Mark Brandenburg; Joachim I. Nestor stiftete 1516 mit Bewilligung der Stände das Kammergericht. Joachim Friedrich, besonders fest in Verwaltungssachen, legte durch sein „Geheimrats-Kollegium" den ersten Grund zu einem Staats-Ministerium. — Der große Kurfürst erwarb sich durch den Frieden von Oliva unbedingte Souveränitätsrechte in Preußen; König Friedrich I. verband die getrennten Glieder zu einem festen und zwar deutschen Staatskörper; Friedrich II. wurde der Begründer eines deutschen Rechtes neben dem römischen; Friedrich Wilhelm III. förderte die Einheit durch eine streng bureaukratische Einrichtung; Friedrich Wilhelm IV. gab Preußen eine Verfassung; Wilhelm I. übertrug diese Segnungen auf ganz Deutschland.

5. Religiöse Duldsamkeit. Joachim II. führte die Reformation durch, ohne die Katholiken irgendwie zu beschränken. Johann Georg nahm die vor Philipps II. Tyrannei flüchtenden Niederländer auf; der große Kurfürst, ein Feind von Religions-

zänkereien, die Hugenotten, von denen sich allein 10,000 in Berlin niederließen. Friedrich Wilhelm I. gewährte den protestantischen Salzburgern eine Freistatt; Friedrich II. verkündete, daß in seinen Staaten jeder „nach seiner Façon“ selig werden könne; und Friedrich Wilhelm III., unter dessen Regierung die protestantischen Zillerthaler 1837 eine Kolonie bei Erdmannsdorf in Schlesien gründen durften, wurde der Begründer der Union zwischen Reformierten und Lutheranern. Auch Kaiser Wilhelm I. hielt an der Einrichtung seines Vaters fest.

6. Weckung des Sinnes für höhere geistige Bildung. Schon an den Höfen der Markgrafen wurde die Dichtkunst gepflegt; die Rittermönche, besonders die Deutschherren, die Johanniter und die Templer, machten sich um die Bildung des Volkes verdient. — Der Kurfürst Johann Cicero war durch seine Beredsamkeit berühmt, und Joachim Nestor, der sich durch seine hervorragende Bildung die Achtung aller deutschen Fürsten erwarb und auf den Reichstagen stets zum Sprecher erwählt wurde, gründete 1506 die Universität Frankfurt a. O. Mit der von Preußens Fürsten kräftig geschützten Reformation erfolgte die Begründung eines tüchtigen Schulwesens, die allgemeine Pflege der Kunst, besonders unter dem großen Kurfürsten. König Friedrich I. stiftete die Universität Halle und die Akademie der Wissenschaften; und Friedrich II., welcher der Geistesfreiheit eine der ersten Stätten gründete, hielt den Fürsten einen bis dahin unbekannten Regentenspiegel vor. Friedrich Wilhelm III. führte die allgemeine Wehr- und Schulpflicht ein, und unter dem geistreichen und kunstsinnigen Friedrich Wilhelm IV. nahm die geistige Entwickelung des Volkes einen mächtigen Aufschwung.

III. Schluß. Preußens Herrscher haben von jeher ein hohes ideales Ziel verfolgt, sind nicht nur Herren, sondern auch Diener ihres Staates gewesen, haben Kunst, Wissenschaft und Religion um ihrer selbst willen gepflegt und gefördert und Deutschlands Interessen mit Opferfreudigkeit vertreten. Mit Friedrich II. war der Sieg der neuen über die alte Zeit entschieden. Nach der französischen Revolution, welche den kaum gegründeten Staat seinem Untergange nahe brachte, wurde das allgemeine Unglück eine strenge Schule für Fürst und Volk. Mit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalbewußtseins wurde das fremde Joch abgeschüttelt, bis es Wilhelm I., dem für Preußens und Deutschlands Ehre mit all seiner Macht freudig eintretenden Herrscher, vergönnt war, den Übermut des gallischen Nachbars zu züchtigen und dem ruhmreichen Werke seiner Vorgänger die Krone aufzusetzen.

72. Haben die Deutschen wirklich Grund, auf ihren Namen stolz zu sein?

I. Einleitung.

1) Unbegründeter Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich, schädlich; — aber Liebe zu seiner Nation ist Pflicht eines jeden.

2) Zu ihr gehört auch, daß man seine eigene Nation nicht verachte, sie nicht verkleinern lasse, sondern dieselbe verteidige, daß man selbst zu ihrer Ehre und zu ihrem Wohle beitrage.

3) Auffallend ist es, daß, da die deutsche Nation durch so vieles sich ausgezeichnet hat, sie doch lange den Ruhm nicht genossen, der ihr gebührte; daß man es sich sogar zur Ehre rechnete, sie zu verachten — deutsche Bären! daß dies selbst Deutsche thaten und zum Teil noch thun. Ausländerei. Das entehrende Wort, wenn man etwas tadeln will: es ist nicht weit her!

Das sollte anders sein: denn

II. Abhandlung. Die Deutschen haben wirklich Grund, auf ihren Namen stolz zu sein. Denn unleugbar ist, daß sie sich vor allen andern europäischen Nationen hervorgethan haben:

1) Durch große Thaten und Begebenheiten, welche von ihnen ausgingen.

a) Deutsche waren es, welche die römische Übermacht beschränkten — Hermann gegen Varus, — ja selbst in den Jahrhunderten des eintretenden Verfalles das Römerreich schützen mußten.

b) Sie waren es, welche die meisten Länder der Römer eroberten und neu einrichteten (Italien, Spanien, Gallien, Britannien).

c) Sie waren es, welche den barbarischen Völkern des Ostens Grenzen setzten und gegen sie Reiche stifteten — den Hunnen, Tartaren, Türken.

d) Germanische Geschlechter haben vielen europäischen Staaten Regenten gegeben.

2) Durch rühmliche Erfindungen und Künste, wodurch dem menschlichen Geiste aufgeholfen, Barbarei vertrieben und Kultur befördert wurde. Buchdruckerkunst, Taschenuhren, astronomische Entdeckungen (Kopernikus, Kepler), Luftpumpe.

3) Durch rühmliche Bestrebungen.

a) Die Deutschen sind in den neueren Zeiten in keiner Wissenschaft und Kunst zurückgeblieben. Große Dichter (Schiller, Wieland, Goethe), Philosophen (Leibnitz, Kant,

Fichte, Schelling), Kenner der Griechen und Römer Heyne, Wolf, Böckh u. a.), Geschichtsforscher, Naturforscher, — Musiker, Maler, Bildhauer, Baumeister.

b) In keinem anderen europäischen Lande ist die Bildung so allgemein verbreitet, in keinem sind die Schulen so trefflich eingerichtet. Basedow, Pestalozzi, Niemeyer u. a.

c) Die Deutschen sind anerkannt die besten Missionäre für die Verbreitung des Christentums.

d) Die Deutschen sind in den Kolonieen, wohin sie verpflanzt werden, die tüchtigsten, fleißigsten und ordentlichsten Arbeiter.

e) Die Deutschen zeichnen sich vorzugsweise vor den übrigen Europäern durch ihre Liebe zu ihrem angestammten Fürsten aus. In Deutschland die wenigsten Revolutionen, Empörungen und Fürstenmorde.

f) Der lernbegierige und bescheidene Deutsche sucht alles Gute, wo er es findet, sich anzueignen und von allen zu lernen.

III. Darum, ihr Deutschen, mögt ihr immer stolz auf euren Namen sein! Fort mit aller Ausländerei! Thut das Eure, daß unser Volk immer weniger und weniger verkannt werden möge!

73. Vergleichung der Deutschen des gegenwärtigen Jahrhunderts mit ihren Vorfahren.

Sind die Lobsprüche, die man den ältesten, uns bekannten Germanen erteilt, so begründet, und ihre gepriesenen Tugenden so echt und rein, daß wir in Vergleichung mit ihnen den Vorwurf der Entartung verdienen?

Einleitung. Erwähnung der gewöhnlichen, fast veralteten Klage über Verschlimmerung der Zeiten, besonders über die Entartung der deutschen Nation, deren Treue, Freiheitsliebe, Mäßigkeit und heldenmütige Tapferkeit einst so berühmt waren.

Hauptfrage: Sind jene Klagen und diese Lobsprüche begründet, und wenn auch etwas Wahres daran sein mag, sind unsere deutschen Zeitgenossen darum zu einer niederen Stufe der Sittlichkeit herabgesunken?

Um diese zu beantworten, bedarf es

1) eines Sittengemäldes beider Zeitalter, worin kurz, aber treffend, die hervorstechenden Eigentümlichkeiten eines jeden gezeichnet werden;

2) der Prüfung, ob
   a) die von Tacitus und andern gerühmten Tugenden wirklich diesen Namen ohne Einschränkung verdienen?
   b) Ob denn wirklich Freiheitsliebe und Heldenmut den jetzigen Deutschen mangele?
   c) Ob nicht manche, unseren Altvordern unbekannte sittliche Vorzüge — Thätigkeit, Menschenliebe ꝛc. — unseren gegenwärtigen Zeitgenossen eigen sind?

74. Durch welche Ereignisse ist Deutschland von seinem Mittelalter getrennt worden?

1) Im vorigen Jahrhundert war das Mittelalter nicht allein verschwunden, sondern auch vergessen; seine Litteratur, seine Religion, seine Sitte und Denkart mußten erst wieder entdeckt und hervorgezogen werden, ähnlich wie die klassische Welt im 15. Jahrhundert.

2) Den Anfang dieser Abtrennung macht die Reformation mit ihrer Lehre, der Rechtfertigung durch den Glauben. Das Christentum war auf das Heidentum gepfropft, der alte Stamm, der Glaube an die magische Kraft der Zeremonien und der guten Werke war beibehalten, und die alten Götter waren in Heilige übersetzt worden. Dieser Art von Christentum war mit jener Lehre der Krieg erklärt.

3) Der zweite Akt war der 30jährige Krieg, welcher Deutschland fast zur Wüste machte und mit dem Bestehenden auch fast die Erinnerung an das Dagewesene austilgte.

4) Der dritte Akt war das Aufkommen der absoluten Fürstenmacht, welche ohne Scheu vor dem Bestehenden und Überlieferten nach vernunftgemäßen Grundsätzen alles umschuf.

5) Endlich hat die aus diesem Verfahren hervorgehende Aufklärung (der „aufgeklärte Despotismus") in Staat, Religion und Wissenschaft die Austilgung vollendet.

6) Als diese Aufklärung auf die Spitze getrieben war, schlug sie in die Romantik um, welche mit dem Versuch, das wieder entdeckte Mittelalter wieder aufzuwecken, zusammenhing.

75. Inwiefern wird unser Urteil über die Begebenheiten der Gegenwart durch die Kenntnis der Geschichte berichtigt?

Wenn auch die Kenntnis der wichtigsten historischen Begebenheiten nicht für jeden Wißbegierigen schon an sich großen Reiz

hätte; wenn nicht Geist und Herz auch manchen anderen Gewinn daraus ziehen könnten, so müßte schon die Berichtigung unseres Urteils über die Begebenheiten, an denen wir selbst beteiligt sind, oder die wir beobachten können, zur Erlernung und Betrachtung derselben einladen; denn

1) alle Ereignisse von entscheidendem Einfluß auf die Entwickelung der Menschenwelt stehen mit einander in Verbindung; die Gegenwart kann nur aus der Vergangenheit deutlich erkannt und im Zusammenhange mit ihr begriffen werden. Selbst die Männer, die mit starkem Willen eigenmächtig und selbstthätig eingreifen in das Getriebe der Weltbegebenheiten, sind doch Produkte ihrer Zeit, gebildet im Geiste ihres Zeitalters, und wirken nur durch die ihnen gleichzeitigen, im Geist derselben Zeit gebildeten Menschen. — Beisp. Marius, Cäsar, Elisabeth von England, Napoleon.

2) Die blinde Bewunderung und das unvernünftige Staunen hört auf, wenn man sich ähnlicher Vorfälle im großen, wie im kleinen, erinnert. Wer z. B. die Geschichte der durch Mohammed gemachten Eroberung kennt, wird der sich noch über die reißenden Fortschritte der Wahabiten wundern? Welche Ähnlichkeit zwischen dem Kampfe der Schweizer mit Österreich und dem Kampfe Spartas mit Persien? Die schnelle Rückkehr des Marius und die Napoleons I.? — Der Kampf Englands und Frankreichs, wie ähnlich dem der Russen und Türken in Europa?

3) Unser Urteil wird auch billiger. Wir verwerfen und loben nicht unbedingt.

76. Über den Nutzen des Studiums der Geschichte.

Einleitung. Jede Wissenschaft kann auf den Geist des Menschen und auf die Veredelung seiner ganzen Natur vorteilhaft wirken. Die Anstrengung der Denkkraft ist allein schon Gewinn und bleibt fruchtbar in ihren Folgen, wenn auch für den Stand des einzelnen Bürgers der Inhalt mancher Wissenschaften nicht unmittelbar angewandt wird.

Aber fruchtbarer und umfassender ist nicht leicht ein Zweig des Wissens, als die Geschichte.

Wir wollen den Nutzen darzustellen versuchen, den sie

I. dem Menschen überhaupt und

II. dem Menschen in einigen Verhältnissen des Lebens gewähren kann.

Was ihren allgemeinen Nutzen betrifft, so lehrt sie uns

a) den jetzigen Zustand der Menschheit durch die Kenntnis vergangener Begebenheiten deutlicher einsehen;

b) sie ersetzt den Mangel eigener Erfahrung durch die Betrachtung der Thaten und Schicksale anderer, und durch die Entwickelung ihrer Ursachen und Folgen;

c) sie stellt große und nachahmungswürdige Beispiele der vortrefflichsten Gesinnungen auf; zeigt die Vaterlandsliebe, die Großmut, die Sorgfalt guter Regenten, die treue Liebe guter Unterthanen in rührenden Zügen;

d) sie warnt durch Beispiele des Gegenteils vor dem Laster.

Abgesehen von diesem für die geistige Bildung, d. h. für die Aufklärung und Veredelung der Menschen, so wichtigen und vielfachen Nutzen, kann das gründliche Studieren derselben für besondere Stände und Verhältnisse der Menschen ungemein fruchtbar werden. Denn

1) sie ist es, die dem Staatsmanne über die Lage des Landes, dem er vorsteht, über dessen Verhältnisse zu auswärtigen Staaten, über die Mittel, den Wohlstand der Länder zu befördern, den besten Aufschluß giebt. Das Leben eines Sully, eines Pitt u. a. — wie lehrreich ist es nicht für den Politiker!

2) Sie zeigt dem Gelehrten den Ursprung und den Fortgang, die Rückschritte und die Beförderungsmittel seiner Wissenschaft, macht ihn bekannt mit den verdientesten Verehrern und Bearbeitern seines Faches. Ohne sie bleibt dem Theologen in der Geschichte der Kirche, dem Rechtsgelehrten in der Ausbildung des Rechtes manches dunkel; sie giebt dem Altertumsforscher Aufschluß über den wahren Sinn alter Schriften.

3) Sie befruchtet des Künstlers Phantasie mit mannigfachem Stoffe.

4) Sie zeigt dem Kaufmanne den Gang des Handels, die Erwerbsmittel der Nationen in den verschiedenen Zeiten.

77. Das Mittelmeer als Vermittelung der Kultur bis auf Kolumbus.

1) Vom Flußgebiet des Ganges und Indus nach Westen, aus dem Nilthal nordwärts, drang zumeist durch Vermittelung der handeltreibenden Phönizier die Kultur an die Küsten des Mittelmeeres.

2) Von Syriens, Ägyptens und Kleinasiens Küsten nimmt nun die Kultur über die Inselwelt des ägäischen Meeres ihren Weg nach Griechenland, wo sie frühzeitig, unterstützt durch die ungemein günstige Lage und den dadurch erleichterten Verkehr des Landes, zu hoher Blüte gelangt und tief eingreift auch in die Entwickelung Italiens.

3) Afrika bleibt hinter den Küstenlandschaften Europas am Mittelmeer infolge seiner unzugänglichen, hafenarmen Küste, an der nur das Gebiet der Nilmündungen, die Landschaft Kyrene und Karthago zu großer Bedeutung gelangen, weit zurück. Auch die Einwanderung germanischer Völker in der Zeit der Völkerwanderung vermochte den Rückgang der Kultur an Afrikas Nordküste nicht aufzuhalten, fruchtlos geht die germanische Welt auf dem ihr fremden Boden unter.

4) Die Kultur des Morgen- und Abendlandes begegnet sich in den Zeiten der Kreuzzüge aufs neue: nur giebt diesmal der Westen des Mittelmeeres, das südliche Frankreich, und die benachbarten Gestade Spaniens und Italiens die Hauptveranlassung dazu.

5) Aus dem Umkreis der Mittelmeerländer dehnt sich die Kultur an den Küsten des atlantischen Ozeans entlang nordwärts, durchdringt die umschlossenen Lande und bewirkt, daß statt des Südens in Spanien, in Frankreich, in Deutschland u. s. w. der Norden dieser Länder den Süden durch Betriebsamkeit und Bildung überflügelt.

78. Was verdankt England seiner Insellage in Bezug auf seine Macht und Seeherrschaft?

1) England, zwischen Dänemark und Frankreich, vor dem mittleren Teil der Westküste Europas im Atlantischen Ocean gelegen, mußte bei der Größe, Vortrefflichkeit und Menge seiner Häfen zu einer großen Rolle in der neueren Zeit bestimmt sein.

2) Vereinigung des romanischen und germanischen Geistes und Mischung der Sprache aus beiden Elementen, welche dadurch die reichste und vielseitigste geworden ist. Die Verschmelzung geschah z. Z. Johanns ohne Land und beginnt mit dem Erlaß der Magna Charta, welche den Anfang der eigentlichen Geschichte Englands bezeichnet.

3) Zeitige Ausbildung eines selbständigen Lebens (im 13. Jahrh.). Das Inselvolk konnte sich ungehindert entwickeln, indem es nicht von allen Seiten eingeengt und in Schach

gehalten wurde, und seine Kraft erstarkte in den Kämpfen mit den Dänen (Alfred) und den Franzosen.

4) Ein einheitliches Regiment (Egbert) ließ sich auf der Insel leichter herstellen und erhalten, als etwa in Deutschland, und diese Einheit verschaffte sodann den Engländern das Übergewicht über Schottland und Irland. Eduard III. gegen Macbeth. Heinrich II. gegen Irland. Verschmelzung der Parlamente.

5) Bereits Alfred baute eine Flotte zum Schutze gegen die Dänen. Die Macht nach außen nimmt zu mit der inneren Entwickelung der Freiheit. Nach dem Siege des Protestantismus, Sieg über die Armada, Entdeckungsreisen, ostindische Compagnie u. s. w. Unter Cromwell die Schiffahrtsakte.

6) Sicherheit vor Einfällen feindlicher Heere; 1746 die letzte Schlacht auf britischem Boden. Die Erschütterungen (Napoleon) pflanzten sich nicht so unmittelbar fort auf die Insel, wie auf die zusammenhängenden Ländermassen.

79. Welchen Umständen und Vorzügen verdankt Europa seine Überlegenheit über die übrigen Erdteile?

I. Einleitung.

1. Die Geschichte lehrt, daß früher das nordöstliche Afrika und mehrere Länder Asiens eine höhere Bildung und größere Macht hatten, als jetzt.

2) Einige dieser Länder sind tief gesunken (Kyrene, Persien); andere sind auf früh errungener Bildungsstufe stehen geblieben, ohne weiter zu schreiten (China).

3) Die neu entdeckten Erdteile standen, mit wenigen Ausnahmen (Peru, Mexiko), bei ihrer Entdeckung sehr weit hinter Europa zurück.

II. Das kleine Europa hat sich emporgeschwungen und hat jetzt über die übrigen Erdteile eine entschiedene Überlegenheit.

Thema. Worin findet diese Überlegenheit ihre Erklärung?

1) In der Lage Europas, fast ganz in der gemäßigten Zone, und der natürlichen Beschaffenheit des Bodens.

a) Hier gilt es Anstrengung des Geistes und Körpers, wenn man sich ernähren und ein behagliches Leben führen will, während in den wärmeren und fruchtbareren Tropengegenden die Bedürfnisse (Kleidung 2c.) teils geringer sind, teils leichter befriedigt werden können. In den Polargegenden ist der Boden zu undankbar, und des Menschen Mühe bleibt unbelohnt.

b) Daher denn auch das Übergewicht des Geistes — daher gehen die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen von Europa aus.

2) Aus dem Umstande, daß Europa weit mehr Küstenländer und Häfen hat, wodurch es zugänglicher wird, während Asien, Afrika und Amerika in sich abgeschlossene große Kontinente sind. Daher waren auch Griechenland und Italien die am frühesten sich aus dem Zustande der Barbarei emporarbeitenden Teile Europas.

3) In dem Umstande, daß sich in Europa die Christuslehre am ersten und weitesten verbreitete und ihre großen Segnungen geltend machen konnte.

III. Schluß. Wird diese Überlegenheit fortdauern?

Möge Europa nie zurückschreiten, möge stets der Geist redlichen Fleißes und wahrer Bildung in ihm herrschend bleiben; dann hat es von außen her so leicht nichts zu fürchten.

80. Welche Vorteile und Annehmlichkeiten haben die Küstenbewohner von der Nähe des Meeres?

Einleitung. Die Erde spendet in jeder Gestaltung einen reichlichen Segen. Die Tiefländer haben ihre fruchtbaren Auen, die Gebirge ihre Schätze an Holz, Mineralien u. s. w.

Thema: Auch die Meeresküste bietet ihren Bewohnern viele Vorteile und Annehmlichkeiten dar.

1) Boden und Temperatur. Oft besteht die Küste aus fruchtbaren Niederungen und Ackerland, Weideplätzen, Torfmooren. Die Flüsse sind gewöhnlich in der Nähe ihrer Mündungen am tiefsten, selbst für größere Fahrzeuge schiffbar. Manche teilen ihre Wassermassen, um weite Strecken zu tränken, bisweilen wie die Weichsel, der Nil u. a., ein gesegnetes Delta bildend. Die frischen Seewinde und der häufige Regen mildern ebenso die Hitze wie die Kälte. England hat den Winter der Lombardei und den kühlen Sommer Schwedens. Das immergrüne Irland.

2) Produkte. Fast überall Fischfang, Viehzucht, Getreidebau, Torfgräbereien von großer Ergiebigkeit. Rinder hauptsächlich in Holland und Oldenburg; Pferde in Dänemark, Hannover, Mecklenburg; Getreide in Belgien, wo derselbe Acker in jedem Sommer zwei Ernten liefert; Torf in Dänemark, Holland, Belgien; Kohlen in England. An klippenreichen Küsten eine Menge Seevögel; die Eidergänse mit den kostbaren Daunen in

Island, Norwegen, auf den Faröern und den Orkneys. Preußen war schon im Altertume durch seinen Bernstein berühmt. Das Jahr 1770 brachte noch 65,760 Pfund, 1885 gewann die Firma Stantien und Becker 183,500 kg, und zahlte der preußischen Regierung 900,000 Mark Jahrespacht.

3) Schiffahrt und Handel. Die Strandbewohner sind geborene Schiffer und die besten Lotsen. Die merkwürdige Lotsenschule auf Helgoland. Selbst die Eisenbahnen können den Transport der Waren nicht so billig besorgen, wie die Schiffe. Die Handelsstädte an der See stehen mit dem Auslande in unmittelbarer Verbindung und sind für das Binnenland und die Hinterländer die Stapelplätze.

4) Die Bäder. Mit welchen Umständen und Kosten ist eine Badereise verknüpft, namentlich wenn eine ganze Familie einige Monate an der See verleben will. Das Unternehmen verschlingt vielleicht die Ersparnisse mehrerer Jahre. Die Bewohner der Küste haben die Annehmlichkeit, das erfrischende Seebad ihr lebenlang umsonst oder mit geringem Aufwande an Geld und Zeit benutzen zu können. Vielen Stranddörfern gewährt der regelmäßige Besuch wohlhabender Sommergäste eine erhebliche Einnahme.

An der Samländischen Küste giebt es von Pillau bis Cranz kein einziges Dorf, in welchem nicht des Bades und der Seeluft wegen in jedem Sommer einige Familien ihren Aufenthalt nehmen, und manches ist so besucht, daß es die Fremden kaum beherbergen kann.

5) Der erhabene Anblick des Meeres und der Küste. Alle Dichter preisen die ergreifende Schönheit des Meeres, mag es sich bei heiterm Himmel bis zum fernsten Wolkensaume wie ein glänzender Spiegel ausbreiten, oder mögen sich seine schaumbekränzten, donnernden Fluten mit wildem Ungestüm erheben. Die See hat den Vorzug vor dem Gebirge, daß sie sich mitunter in der Bewegung zeigt, wobei sie eine Kraft entwickelt, die so erstaunlich ist wie ihre Masse, während die Last der Berge stets in träger Ruhe verharret. In den Küstenländern finden sich oft das Meer und das Gebirge, die beiden erhabensten Schöpfungen der Natur, an einem Platze beisammen (Rügen, Schottland, Norwegen u. a.).

Schluß. Die Auseinandersetzung beschränkt sich auf die Darlegung der äußeren Vorteile; doch bleibt das Meer auch in betreff der geistigen Anregung nicht zurück. Manche Küstenvölker, wie die Phönicier und die Griechen, haben sich durch

eine frühe Entwickelung ausgezeichnet, andere, wie die Spanier, Niederländer, Engländer, in späteren Zeiten durch die Oberherrschaft im Welthandel die Interessen der Kultur gefördert.

(Cholevius.)

81. Italien, das Land der deutschen Sehnsucht.

(Nach Joh. Meyer.)

1. Einleitung. Der Deutsche empfindet mehr, als dies einem anderen Volke eigentümlich ist, die Sehnsucht, ferne Länder zu schauen.

„Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite Welt.“

Nicht nach Norden, nach Süden, vornehmlich nach dem Lande jenseits der Alpen, nach Italien ist sein Sinn gerichtet.

2. Ausführung. Der Grund hierzu liegt

1) in der Größe und Herrlichkeit der Natur Italiens;
2) in den überall in Italien ausgestreuten Denkmälern der Kunst;
3) in der Bedeutung Italiens für die Weltgeschichte überhaupt, wie insbesondere für die deutsche Geschichte.

Die Größe und Herrlichkeit der Natur Italiens ist bedingt durch sein bevorzugtes Klima, das es zu einem Lande voll herrlicher Früchte, linder Lüfte, heiter glänzenden, tiefblauen Himmels macht, unter dem Lorbeer und Myrte besonders gedeihen. Seeen Oberitaliens — Fruchtbarkeit der Po-Ebene — Reichtum der oberitalischen Städte — Venedig „la bella“ — Genua „la superba“ — Toskanas anmutige Hügellandschaft — Florenz, das Ziel unzähliger Reisenden — Rom, die Siebenhügelstadt. Reize der süditalischen Landschaft mit dem von Ceres und Bacchus umstrittenen Neapel; Vesuv — Sicilien — Ätna.

„Das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.“

Italien ist von jeher die Heimat der Künste und Wissenschaften gewesen. Terentius, P. Virgilius Maro, Q. Horatius Flaccus, Ovidius Naso, Phädrus. Ihre Werke erregen unser Interesse für Italien nicht minder wie die Schriften Cäsars, Livius', Ciceros und die Werke Dantes, Petrarcas, Boccaccios, Ariosts und Tassos. Neben der Dichtkunst bot Italien der Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst eine bevorzugte Stätte. Palestrina — Michelangelo Buonarotti — Leonardo da Vinci — Raphael — Tizian.

Die Sehnsucht der Deutschen nach Italien erklärt sich endlich aus Italiens Bedeutung für die Weltgeschichte und insbesondere für die deutsche Geschichte.

Zweimal, im Altertum und im Mittelalter hat es fast den ganzen damals bekannten Erdkreis beherrscht. Zur Zeit der Völkerwanderung herrschen Germanen in Italien: Odoaker, Theodorich der Große, Alboin. — Wiederherstellung des abendländischen Kaisertums durch Karl den Großen, der den Titel eines römischen Kaisers annimmt. Seit Otto dem Großen geht dieser Titel und die Oberherrschaft über Italien an die Könige der Deutschen über. Römerzüge. Der Bischof von Rom Oberhaupt der abendländischen Christenheit. Macht der Päpste. Kämpfe zwischen Kaiser und Papst.

Schluß. Wir Deutsche weilen gern dort, wo deutsche Großthaten geschehen sind; weil ein großer Teil der Deutschen in Italien die Befriedigung der heiligsten Gefühle des Menschen sucht, darum erfüllt den Deutschen unnennbare Sehnsucht nach dem sonnigen Land Italien.

„Ich blick' in mein Herz und blick' in die Welt,
Bis vom schimmernden Auge die Thräne fällt,
Wohl leuchtet der Süden mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche ihn nicht.
O, die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!" (Geibel.)

82. Was versteht man unter Charaktergemälde?

Eine der interessantesten, aber auch zugleich schwierigsten Beschreibungen oder Schilderungen ist die Darstellung eines Charakters oder — wie man gewöhnlich spricht — ein Charaktergemälde. Unter Charakter verstehen wir, im weitesten Sinne, den Inbegriff der wesentlichen Merkmale eines Gegenstandes, deren jedes daher auch charakteristisch oder bezeichnend heißt. So haben das Tier, die Pflanze, das Wasser, die Luft ihren bestimmten Charakter. Im engeren Sinne wird dies Wort nur auf den Menschen bezogen und bezeichnet die sämtlichen Eigentümlichkeiten, wodurch sich ein einzelner vor den übrigen seines Geschlechtes auszeichnet, man mag auf sein Körperliches oder auf sein Geistiges sehen; mithin ungefähr das, was man auch die Persönlichkeit eines Menschen nennt. In einer dritten, noch engeren Bedeutung drückt das Wort Charakter bloß die eigentümliche Art aus, wie sich der Wille (die Willkür, Gewohnheit) bei einem einzelnen Menschen in Mienen

Gebärden, Worten und Handlungen äußert. Jede einzelne Äußerung der Art wird dann zu einem Charakterzuge; und insofern Nahrung, Kleidung, Wohnung und andere unmittelbare Lebensbedürfnisse von der Wahl eines Menschen abhängen, können selbst diese Dinge charakteristisch bei ihm genannt werden. Es ist in letzterem Sinne, wenn man spricht, dieser oder jener Mensch sei charakterlos (habe keinen eigenen Willen), habe einen festen, einen edlen rc. Charakter (lasse sich in seinen Willensäußerungen nicht stören, folge edlen Grundsätzen rc.). Noch mehr beschränkt wird unser Wort in einem vierten Falle, wenn man nämlich nur eine einzelne Eigenschaft oder ein Merkmal, das einem Menschen zukommen kann, z. B. eine Tugend, ein Laster, eine Gewohnheit, eine Beschäftigung rc., für sich betrachtet und achtgiebt, wie sie sich bei ihm äußere. So redet man von dem Charakter eines Spielers, eines Geizigen, eines Dienstfertigen, eines Zerstreuten, eines Seemannes, eines Einsiedlers u. s. w. Denkt man sich einen Charakter mit der Vollkommenheit einer Vernunftidee und von der Phantasie mit Leben ausgestattet, so entsteht ein Ideal. Ein Gemälde wird nun vorzüglich von dem Charakter in den drei letzten Bedeutungen entworfen. Der Biograph liefert uns ein Charaktergemälde von seinem Helden, der Geschichtsschreiber ein kurzes von den einzelnen welthistorischen Personen, Völkern, Zeiträumen u. s. w. Der Dichter bildet die mannigfaltigsten Charaktere, indem er fast immer dabei idealisiert. Der Moralist schildert die Tugend und das Laster, um beide kennen zu lehren, zu dem einen hinzuführen und von dem andern abzuschrecken; wenn er die Tugend idealisiert, so ist es, um dem sittlichen Bestreben ein hohes Ziel zu geben.

83. Charakteristik eines wahren Menschenfreundes.

1) Er hilft gern.

Wahre Menschenliebe ist die Quelle seiner Handlungen, denn er ist uneigennützig; er hat Mitleid mit dem Unglücklichen, wer er auch sei; er läßt sich nicht erst durch Bitten und Klagen zur Hülfe bewegen; jeder ist ihm der Nächste, dem er mit Hülfe nahe sein kann.

2) Er hilft behutsam und klug.

Mit der Miene und Gebärde, mit der Sprache des Unglücks naht sich dem Menschenfreunde auch oft der Betrüger; darum hilft er mit Vorsicht, damit er den Betrüger, den Müßiggänger nicht in seinem Laster bestärke; er forscht nach der Ursache des

Unglücks, nach der Anwendung empfangener Wohlthaten, zeigt ihm Wege, wie er durch Arbeitsamkeit sein Unglück mildern kann, teilt solche Gaben aus, die den Unglücklichen aus seiner Not reißen können; giebt so viel, daß er auch noch habe, anderen Unglücklichen mitzuteilen; begleitet seine Gaben mit schonenden, freundlichen Erinnerungen an den rechten Gebrauch; sucht bei dem Unglücklichen besonders das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott zu wecken, als dessen Werkzeug der Hülfe er sich nur betrachtet.

3) Er hilft unermüdet.

Weder Undank, noch Mühe, noch Aufopferung seiner Bequemlichkeit kann ihn im Wohlthun ermüden; früh und spät ist er zu thätiger Hülfe bereit; was er nicht selbst zu leisten imstande ist, sucht er eifrig durch Beihülfe anderer möglich zu machen; er glaubt nie im Wohlthun genug gethan zu haben; er findet in der ununterbrochenen Liebe und Güte Gottes den stärksten Ermunterungsgrund.

4) Er hilft wirksam.

Ihm ist nicht genug, für den Augenblick geholfen zu haben; er hilft so lange, bis er in den Folgen seiner Wohlthätigkeit die drückende Not abgewehrt sieht.

84. Über den ehrwürdigen Charakter Klopstocks.

Einleitung. Einfluß der Betrachtung erhabener Muster auf die Seele des Jünglings. — Wie namentlich das Beispiel der großen Männer, derer, die Deutschlands Ruhm auch über die Grenzen desselben hinaus verbreitet, das Gebiet der Kunst erweitert, die Sprache veredelt, hohe Gefühle für Ehre und Vaterland und Religion erweckt haben, auf jedes edlere Gemüt begeisternd wirke. — Davon wird hergenommen die Rechtfertigung der Wahl des Gegenstandes.

Thema: Klopstock, wie er sich als Dichter und als Mensch in seinen Werken offenbart. Als Dichter ist er erhaben, gedankenreich, kraftvoll, tiefempfindend, von reiner, sich hoch aufschwingender Phantasie; glücklicher Nachahmer der alten Versmaße;

1) er zeigt überall eine tiefgefühlte Religiosität, ein unbegrenztes Vertrauen zur Weisheit, Macht und Vatergüte Gottes;

2) besonders ist er ganz versenkt in das Meer der göttlichen Liebe, die sich in dem Plane der Menschenerlösung offenbaret hat;

3) er ist Vaterlandsfreund im reinsten, edelsten Sinne des Wortes; voll edlen Stolzes auf die Großthaten der deutschen Vorzeit; voll inniger Teilnahme an jedem Fortschritte des Vaterlandes in Wissenschaft und Kunst;

4) vom echtesten Freiheitssinne beseelt;

5) er ist ein dankbarer Verehrer seiner Wohlthäter, z. B. Friedrichs V., ein herzlich treuer Freund seiner Freunde;

6) er verbindet die männlichste Entschlossenheit mit der zartesten Empfindsamkeit.

85. Der Charakter des Marius (gezeichnet nach dem von Sallust im Jugurthinischen Kriege [63. und 85. Kap.] gegebenen Umrisse) und dessen durch Leidenschaft bewirkte Entartung.

Die Grundzüge zu diesem Bilde sind ursprünglich Geradsinn, (unverfälschte Rechtschaffenheit, probitas), kriegerischer Mut, Mäßigkeit im Privatleben, Verachtung des Reichtums, unverdrossene Thätigkeit, Mangel an aller gelehrten Bildung und städtischer Feinheit, leidenschaftlicher Jähzorn, hochaufstrebender Ehrgeiz, der ihn auch schon im Lager Metells zu Prahlereien gegen die Truppen, zur Verkleinerung des Feldherrn und zur übertriebenen Nachsicht gegen die Ausschweifungen des Soldaten bewog. Auch durch geheime Ränke und Lügen mancher Art zeigte sich deutlich, wozu so übertriebener Ehrgeiz verleitet (Kap. 64 am Ende und 65). Es kam hinzu glühender Haß gegen die Patrizier, unter denen ein empörender Nepotismus herrschte; dieser Haß, durch eine schnöde Antwort Metells noch mehr aufgeregt, ward nach erlangter Konsulwürde von Marius noch unverhohlener gezeigt, so daß er mit allem Bauernstolze eines Emporkömmlings, aber auch mit großem Gefühle eigner Kraft und guten Willens, und voll der heftigsten Erbitterung über die Ungerechtigkeit, Schlaffheit und den Übermut seiner Gegner (Kap. 65) seine Galle gegen sie ergießt.

86. Über das Ehrwürdige in dem Charakter des Sokrates.

Einleitung. Je schwankender und wandelbarer die Meinungen eines Zeitalters sind, je bestechlicher und eigennütziger die Menschen, je größer die mit strenger Rechtschaffenheit verknüpften Gefahren, und die zum Laster reizenden Versuchungen durch

Beispiel und irdische Vorteile, desto ehrwürdiger und himmlischer erscheint uns die in einer so verdorbenen Welt auftretende, mit männlicher Festigkeit sich behauptende Tugend.

Ein solches Zeitalter aber war das, in welchem der Weise von Athen in hervorragender Größe auftrat. Denn

a) nach langen fruchtlosen Träumereien über unbegreifliche Dinge war ein großer Teil seiner Zeitgenossen nicht nur, bei allem Dünkel auf eingebildetes Wissen, in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit höchst unwissend geblieben, sondern es hatte auch der Sophisten falsche Weisheit, ihre den Geist mehr verwirrende, als aufhellende Dialektik, verbunden mit dem gröbsten Eigennutz, alle Überzeugungen der Menschen im innersten Grunde erschüttert und wankend gemacht;

b) gehässige Leidenschaften der Ehr- und Rachsucht trieben, wie immer, so auch besonders damals, in den Gerichtshöfen und Volksversammlungen ihr verderbliches Spiel mit den Menschen. — Beweise davon liefert Xenophon in Menge;

c) die talentvollsten Jünglinge überließen sich, wie Kritias und Alkibiades, mehr dem eitelen Wetteifer in der Bewerbung um Ehre, Macht und Reichtum, als dem Bestreben nach wahrer Veredelung des Geistes und Herzens.

Unter solchen Zeitgenossen war nun ein Charakter, wie der des Sokrates, eine seltene Erscheinung, und es konnte nicht fehlen, daß seine Lehre und sein Beispiel bald einen Platon und andere Männer von ausgezeichneten Anlagen für Wahrheit und Tugend begeisterte.

Es ist

a) sein nach echter Lebensweisheit ringender, in Erforschung des praktisch Wahren und Anwendbaren unermüdeter Geist;

b) die ruhige leidenschaftlose Besonnenheit im Reden und Handeln;

c) die männliche Festigkeit, womit er, sich selbst getreu, bei der mit großer Umsicht und Ruhe erforschten Wahrheit beharrte, sich nicht durch prunkvolle Ankündigung des Neuen irre machen ließ. Vergl. die Unterredung mit dem Hippias von Elis;

d) der erhabene Mut, womit er seine Überzeugung öffentlich zu bekennen, Vorurteile eingebildeter Sophisten zu wider-

legen, parteiischen Richtern und gesetzwidrig handelnden Volksversammlungen sich zu widersetzen wagte und bis in den Tod der erkannten Wahrheit treu blieb;

e) die Ehrfurcht vor der alles lenkenden Gottheit, mit einer ruhmwürdigen Bescheidenheit verbunden;

f) endlich der unermüdete Eifer, womit er alles, was in seinen Kreis kam, zu bilden und zu veredeln bemüht war.

87. Wolfram von Eschenbach.

(Charakteristik.)

Wolfram von Eschenbach stammte aus einem fränkischen Ritter-Geschlecht, welches seinen Namen von dem vier Stunden von Ansbach liegenden Städchen Eschenbach führte. — Er lebte gegen Ende des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in der glänzendsten Periode der Hohenstaufen; die zwei ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, Friedrichs II. Jugendjahre, mögen als die Zeit seiner reichsten Schöpferkraft zu betrachten sein. Sein Wanderleben, seine wiederholten Klagen über Armut scheinen anzudeuten, daß er außer seinem Namen und Wappenschilde nicht viel besaß. So mochte er nicht oft zu Hause weilen; denn er spricht:

Wo ich oft bin eingekehrt,
Und wo man mich als Herren ehrt,
Daheim in meinem eigenen Haus,
Da freut sich selten eine Maus.

Ohne Zweifel war er, wie sein Zeit- und Kunstgenosse Walther genötigt, an den kleinen Fürstenhöfen von Franken und Thüringen den Dienst eines reichen Herrn aufzusuchen, ob als Hofdichter oder Ritter, wissen wir nicht; doch hielt er sich allezeit selbständig. Nach einer unzuverlässigen Erwähnung gewann Wolfram zu Maasfeld bei Meiningen, einem Schlosse des Grafen Henneberg, die Ritterwürde. Den Grafen von Wertheim nennt er seinen Herrn; bei dem Grafen von Wildenberg verweilt er; am bedeutsamsten für sein Leben und Dichten war Wolframs Aufenthalt an dem Hofe des kunstsinnigen und freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen.

Von steilem Waldberge schaut auf Eisenach eine Burg hinab, im Mittelalter ein prachtvoller wohlbewehrter Fürstensitz, dann lange Zeit ein vergessenes Schlößlein, jetzt aufs neue glänzend hergerichtet, voll reicher Erinnerungen an die Geschichte

von acht Jahrhunderten. Hier herrschte um 1200 Landgraf Hermann, ein mächtiger Reichsfürst. Er nahm nicht nur an dem Streite der zwiefach gewählten Kaiser teil, er hatte auch das dauernde Verdienst, an seinem geräuschvollen Hofe die trefflichsten Sänger der Zeit zu bewirten. Auf der Pariser Hochschule gebildet, ein geistig bedeutender und anregender Mann, besaß er eine gewisse Neigung zur französischen, höfischen Dichtung; er veranlaßte die bei ihm weilenden Sänger mehrfach zur Bearbeitung französischer Gedichte; auf Hermanns Schlosse Neuenburg im Osterlande dichtete Heinrich von Veldeck, der Bannerträger dieser ritterlichen Sängerschar, seine Äneide. Um 1204 kam Wolfram von Eschenbach an diesen ältesten thüringischen Musenhof; er traf mit Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Biterolf und andern Dichtern zusammen, die zum Teil schwerlich geschichtlich sind. Bei dem halb sagenhaften Sängerkriege, welcher nach dem Vorbilde der Provençalen etwa 1207 auf der Wartburg stattfand, erhielt Wolfram mit Reinmar das Amt des Preisrichters. Während Heinrich von Osterdingen die Milde des Markgrafen Leopold des Glorreichen von Österreich erhebt, preisen Walther und die übrigen Dichter siegreich den Thüringer Landgrafen. Nur die Fürsprache der Landgräfin Sophie rettet Osterdingen vor dem Strange des Eisenacher Henkers. Vom zauberkundigen Meister Klingsor von Ungerland unterstützt, nimmt Heinrich den Kampf wieder auf; dieser giebt den Gegnern geheimnisvolle, schwer zu deutende Rätsel auf; aber Wolfram von Eschenbach der Weise, der Meister über alle, tritt Klingsors Teufelskunst überlegen gegenüber. Er rühmt sich alles Wissens, er kennt des Windes Aufstehen und Niedergehen, der Sonne und des Mondes Umkreis; durch das Zeichen des Kreuzes und die Anrufung der heiligen Jungfrau überwindet und vertreibt er sogar den Teufel, welchen Klingsor zu Hilfe gerufen hat. So knüpft sich schon in sehr früher Zeit an Wolframs Namen der Ruf einer gewaltigen, in Dichtung und Glauben starken Persönlichkeit.

Wolfram spricht selbst von sich: ich kenne keinen Buchstab, und:

Was in den Büchern steht geschrieben,
Des bin ich künstelos geblieben.

So stand er, was die Kunst des Lesens und Schreibens betrifft, nicht über seinen ritterlichen Zeitgenossen; aber dieser Mangel ward ihm nicht angerechnet, denn er teilte ihn mit vielen gefeierten Dichtern und reichen Fürsten. Dagegen rühmt er sich mit sichtlichem Selbstbewußtsein der Kenntnis des Fran-

zösischen, wie es damals an den Höfen zu sprechen Sitte ward, und mischt gern französische Worte in sein Gedicht. Die deutsche Heldensage und die Dichtungen ritterlicher Zeitgenossen, Heinrichs von Veldeck, Hartmanns von Aue, und des befreundeten Walther kennt und erwähnt er häufig. Diese Anführungen, und die tiefsinnige, mit theologischer Gelehrsamkeit reich ausgestattete Deutung der Gralsage gewannen ihm bei Zeitgenossen und Nachfolgern den ständigen Namen des Weisen. Er selbst spricht das Bewußtsein von seinem hohen Dichterberufe unverhohlen aus. Seine späteren Gedichte, welche um 1216 fallen, blieben unvollendet; dies scheint darauf zu deuten, daß Wolfram etwa damals starb. Den „Parzival“, sein bedeutendstes Heldengedicht, dichtete er zwischen 1200 und 1207.

88. Benjamin Franklin.

(Charakteristik.)

Wodurch ist dieser Name so berühmt geworden? — Nicht durch geräuschvolle Thaten, sondern durch echte Weltweisheit, welche Franklin in seinem langen Leben (1706—90) darlegte; durch das Beispiel eines wahrhaft tüchtigen, nicht von Ehrgeiz angestachelten, thätigen Staatsbürgers, der sich aus niederen Verhältnissen durch Forschergeist und Gewandtheit zu hoher Bedeutung heraufarbeitete. Erzählung der wesentlichsten Punkte aus seinem Leben. Erst mit wechselndem Glücke Drucker, dann Herausgeber nützlicher Volksschriften, dann Vertreter von Pennsylvanien und als Postverwalter angestellt. Wieder abgesetzt wegen seines Freimuts; in England Förderer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Unterzeichner des Pariser Friedens; ein Jahr später Präsident von Pennsylvanien. Geistvoller Schriftsteller. Förderer der Physik durch manche Erfindungen, besonders des Blitzableiters, und Verbesserer der Schiffahrt. In Paris zum Mitgliede der Akademie ernannt. — Er steht größer da, als viele ruhmgekrönte Helden. Allgemeine Verehrung erwarb ihm die Trefflichkeit seines Charakters und seines Strebens, die sich auch in seinen Schriften ausprägt; hervorragende Talente besaß er nicht. Umsomehr ist er für jedermann ein würdiges Vorbild.

89. Über die Härte des Junius Brutus gegen seine Söhne.

Zuerst wird die Lage der Römer kurz nach Vertreibung der Tarquinier und die Verurteilung der mit ihnen insgeheim

verschworenen Jünglinge beschrieben, so daß die felsenfeste Härte des richtenden und bei der Verurteilung anwesenden Vaters deutlich hervorgeht. Dann wird die Frage aufgeworfen, ob eine solche, selbst das Gefühl der Zeitgenossen empörende Härte könne gerechtfertigt werden. Zu dem Ende wird vorher noch alles, was hier besonders empörend ist, daß nämlich der Vater selbst zugegen war, daß er, ohne erschüttert zu werden, selbst verhörte, nicht der Thränen aller Umstehenden achtend, selbst die Liktoren herbeirief, Geißelung und Hinrichtung vor seinen Augen vollziehen ließ, keine Berufung an das Volk sich erlaubte, keinem anderen seine Stelle abtrat u. dgl. mehr, hervorgehoben. Dann wird alles, was sich für die Jünglinge sagen läßt, zur Milderung der Verbrechens aufgeboten. Die Hauptfrage aber ist dann so zu beantworten, daß man dabei Rücksicht nehme

1) auf den Geist eines noch rohen Zeitalters, in welchem auch alle Tugend einen rohen und strengen Charakter annimmt;
2) auf die Erbitterung, die ein Mann, dessen Haus so viel von den Tarquiniern erlitten und der so viel für die Freiheit gethan hatte, gegen jeden Anhänger des Tarquinius hegen mußte; besonders da das Gefühl für den hohen Wert der eben gewonnenen Freiheit so beglückend, so neu war;
3) auf die Unmöglichkeit, dem Vorwurf der Parteilichkeit auszuweichen, wenn er seine Söhne verschonte, und gegen die anderen das Gesetz geltend machen wollte. Die Verwandten des Kollatin würden ja sogleich losgesprochen worden sein, da ihr Verwandter, sein Mitkonsul, sich für sie so lebhaft ins Mittel legte, wenn nicht das Volk jenes Beispiel von Strenge für sich gehabt hätte;
4) endlich hat man zu bedenken, daß im Zeitpunkte der Entstehung einer republikanischen Verfassung das Beispiel der unbedingten Geltung des Gesetzes gegeben werden mußte.

Schluß: Streng gerecht also, aber nicht milde war das Verhalten, und im Zeitalter, wie in den Umständen, liegt manches, was sich zu seiner Entschuldigung sagen läßt.

90. Der Tod des Sokrates verglichen mit dem des Seneka.

Einleitung. Der wahre Nutzen echter Weltweisheit bewährt sich am besten durch den Einfluß derselben auf die Gesinnungen

und das Herz der Menschen. Dieser Einfluß aber bewährt sich vorzugsweise im Unglück und in der entscheidenden Stunde des Todes.

Zwei berühmte Männer des Altertums haben glänzende Beweise von einer durch Philosophie erzeugten Gelassenheit und Standhaftigkeit gegeben: — Sokrates und Seneka.

Die Todesart beider giebt, so verschieden auch die Umstände waren, unter denen sie lebten, Stoff zu einer lehrreichen Vergleichung. Denn ähnlich war

1) die Veranlassung, insofern sie als Wahrheitsfreunde und strenge Sittenrichter, jener den atheniensischen Demagogen, dieser dem wollüstigen und in das Netz schlechter Ratgeber verstrickten Nero, verdächtig waren.

Anmerk. Jedoch trafen bei Sokrates viele Veranlassungen zusammen, die teils keine, teils nur entfernte Ähnlichkeit mit jener hatten, welche den Seneka stürzte.

a) Das Staatsruder war in den Händen des Pöbels, der, wie zu Rom in der Folge die Kaiser, seinen Leidenschaften folgte.

b) Seine Feinde, die Sophisten, deren Unwissenheit und Thorheit er, sowie überall das Laster, mit Kühnheit angriff, hatten ihn angeschwärzt und behauptet, daß er Neuerungen in der Religion sich erlaubte und die Jünglinge verführte. — Den Seneka hatte Natalis als einen solchen genannt, der um seine und des Piso Verschwörung gegen das Leben des Kaisers gewußt habe.

c) Auch der Neid wirkte mit zur Anklage des Sokrates, der für den Weisesten erklärt war, aber nur in der Verzichtleistung auf eingebildetes Wissen seine Weisheit fand. Dies war bei Seneka nicht der Fall. — Dichter, Künstler, Politiker, Sophisten hielten den Sokrates nicht ohne Wahrscheinlichkeit für anmaßend. — Es kam hinzu sein Anhang unter den Jünglingen, von welchen einige ausschweifend waren, andere von der Dialektik ihres Lehrers Mißbrauch machten.

2) Das Benehmen der weisen Männer in den letzten Augenblicken. Doch erscheint hier Sokrates noch größer.

a) Beide beruhigen sich durch ihr Bewußtsein, edel gehandelt zu haben. Aber aus den Reden des Seneka leuchtet doch weniger Freudigkeit hervor, als aus den letzten Aussprüchen des Sokrates; überhaupt erscheint Senekas Leben nicht so rein, daß er von allem Verdachte frei

sein sollte. Seine Weisheit ist mehr eine gelernte, ein gewählter Stoicismus; die des Sokrates mehr aus freiem Nachdenken hervorgegangen.

b) Keiner von beiden versucht ein Mittel, sich zu retten; aber mit dem Unterschiede, daß Sokrates auch das vorgeschlagene und mögliche verschmähet.

c) Beide trösten ihre umstehenden Freunde und Verwandten durch philosophische Trostgründe; doch Sokrates mehr durch Hinweisung auf ein besseres Leben nach dem Tode.

91. Wer von beiden war als Feldherr größer, Alexander oder Hannibal?

Einleitung. Es ist nicht richtig, den Wert eines Feldherrn allein nach der Zahl seiner Siege und nach dem gelungenen Ausgange seiner Unternehmungen zu beurteilen.

Beweis: Denn

a) vieles ist auf die Rechnung des Glückes zu schreiben.

b) Es kommt die Beschaffenheit der Truppen, sowohl ihr natürlicher Mut und ihre Leibesstärke, als ihre Vorübung, Kriegskunst und Disciplin in Betrachtung, mithin auch der Charakter ihrer ehemaligen Feldherren.

c) Nicht weniger die Stärke und Beschaffenheit des Feindes. (Vergl. über a und b den Corn. Nep. im Thrasybulus C. 1.)

Ferner ist Größe ein relativer und unbestimmter Begriff; relativ, insofern auf andere Menschen, mit welchen der Große verglichen wird, Rücksicht genommen zu werden pflegt; unbestimmt, weil man bald mehr, bald weniger Eigenschaften in diesen Begriff aufnimmt.

Um unser Urteil indes so bestimmt als möglich zu fällen, müssen wir

I. die Merkmale, wodurch jeder große Feldherr sich auszeichnet, oder die notwendigen Eigenschaften desselben beschreiben; (vergl. Cic. pro lege Manilia Cap. X.)

II. untersuchen, ob jeder von den obengenannten Feldherren diese Eigenschaften besaß;

III. nach dem in der Einleitung angegebenen Maßstabe zu bestimmen versuchen, wer sie im höheren Grade besessen habe. —

92. Tilly und Wallenstein.

Eine Parallele.

Zu den größten und berühmtesten Feldherren des 17. Jahrhunderts und des dreißigjährigen Krieges gehören ohne Zweifel Tilly und Wallenstein.

Beide stammten aus angesehenen adligen Familien — Tilly aus einer wallonischen, Wallen- oder Waldstein aus einer böhmischen; beide wurden von Jesuiten erzogen, letzterer, obgleich seine Eltern der böhmischen Kirche angehört hatten, zur katholischen Partei bei den böhmischen Unruhen gehörig; beide bestimmten sich aus Neigung wie aus ritterlichem Ehrgeiz zum Kriegerstand, der in den damaligen feindlich gespannten, harten Zeiten zur Herrschaft heranzureifen schien. Beide nahmen kaiserliche Dienste und zeichneten sich schon in den ersten Feldzügen, die sie unter Rudolph II. in Ungarn mitmachten, durch Tapferkeit und andere soldatische Eigenschaften aus und erstiegen daher bald die ersten Stufen zu ihrer künftigen Feldherrnwürde.

Wie beide von hagerer Gestalt, so waren auch beide verschlossen, kalt, ja eisern, auch gegen sich selbst streng und keinem das Gemüt erweichenden Genusse zugethan. Beide erschienen als eifrige Freunde des Kaisers und der katholischen Sache; aber in ihren Beweggründen zum Handeln und in den geheimen Triebfedern ihres Herzens zeigt sich ein unverkennbarer Unterschied, wenn schon sie den Ehrgeiz mit einander gemein hatten.

Beide schienen berufen, in dem furchtbaren Drama des dreißigjährigen Krieges die ersten Rollen zu spielen, und beide schwangen sich, obwohl eine Zeit lang auch neben einander auf dem Kriegstheater auftretend, doch hauptsächlich erst nach einander zu den obersten Stellen in den kaiserlichen Heeren auf, — Tilly, als der ältere natürlich zuerst; Wallenstein, der jüngere erst nach Tillys Fall und Tod. Beide waren erfinderisch, in den schwierigsten Kriegsfällen sich zu Herren der Lage zu machen: beide vortreffliche Taktiker und voll eiserner Beharrlichkeit in der Ausführung ihrer wohldurchdachten Pläne; beide verstanden es endlich, durch eine zügellose Freiheit, die sie ihren Heeren verstatteten, sowie durch Belohnungen und Aufstachelung des Ehrgeizes auf der einen Seite und durch eine furchtbare Disziplin auf der andern, Soldaten an sich zu ziehen und die verschiedensten Elemente in einem lebendigen Ganzen zusam-

menzuhalten. Kein Wunder daher, wenn ihre Unternehmungen von den glücklichsten Erfolgen begleitet waren, wenn sie fast aus allen Schlachten als Sieger hervorgingen und der Ruf der Unbesiegbarkeit sich an ihre Namen knüpfte. Dennoch giebt sich in der Art und Weise, wie sie das Gleiche thaten und an sich erfuhren, doch auch wieder ein Unterschied kund, der auf die Verschiedenheit der Beweggründe und Absichten hinweist. Tilly, von den Jesuiten mit aller mönchischen Härte und zum Fanatismus gegen die Ketzer erzogen, zuerst unter Albas Fahnen dienend, von Natur roh, vereinte gleichsam in seiner Person den religiösen Fanatismus des Spaniers und die Tüchtigkeit des Deutschen. Die katholische Sache war ihm Ernst, und da sich seine kriegerische Ruhmsucht mit Christus, für den er zu fechten meinte, nicht nur verbinden ließ, sondern gerade zum Kampfe für ihn nötig schien, so kam eine gewisse Sicherheit, Einheit und Wahrheit in sein Wesen und Handeln, vor welchen alle andern Rücksichten verschwanden, und die ihn ebenso furchtbar als ehrfurchterregend machten. Daher haßte er allen Prunk und Schein, verschmähte den Reichtum und lehnte großartige Belohnungen uneigennützig ab; daher seine Nüchternheit und Enthaltsamkeit; daher das tägliche Besuchen der Messe und das Hersagen der bestimmten Anzahl Gebete; daher die Selbstgewißheit selbst in seiner Grausamkeit, mit der er das ketzerische Magdeburg zerstörte und den menschlicher gesinnten, ihn bittenden Offizieren kalt erwiderte: „Kommt in einer Stunde wieder — dann will ich mich besinnen!" — In Wallenstein dagegen, der erst in seinem sechzehnten Jahre zu den Jesuiten kam, der die Universitäten zu Bologna und Padua besucht und bedeutende Reisen gemacht hatte, und dessen Begriffe und Weltanschauung durch alles dies viel erweiterter erschienen, vereinigten sich mehr die Schlauheit und Weltlichkeit des Italieners mit dem Ernst und der Tiefe des Deutschen. Die Sache des Kaisers und der katholischen Kirche waren ihm nur Mittel zu seinen Zwecken, und er huldigte, von einem dunkeln astrologischen Fatalismus geleitet, allen seinen herrschsüchtigen Selbstzwecken, die er tief in sich verhüllte. So kam ein geheimnisvolles, selbstbeherrschendes Wesen über ihn, in welchem er alle Zustände auf die Zukunft hin genau zu berechnen und abzuwägen und seine Handlungen danach einzurichten wußte, während es ihm doch den Schein der Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen sie gab, bis sie in voller Reife ihre Frucht in seinen Schoß schütteten; so jene Unergründlichkeit seiner

Absichten und Pläne selbst für diejenigen, die ihm am nächsten standen. Nur aus der tiefverborgenen Quelle seiner Herrschsucht flossen sein Trachten nach Reichtum und seine Liebe zur Pracht und Verschwendung; nur aus dieser war er keinen sinnlichen Lüsten unterthan. Als hoffnungsreicher junger Mann heiratet er eine betagte, aber reiche Wittwe; später, nach dem venetianischen Kriege in den Grafenstand erhoben, vermählt er sich, um dem Hofe näher zu treten, mit der Tochter des an der Spitze der Verwaltung stehenden Grafen Harrach. Und als die böhmisch-mährischen Stände ihn durch die glänzendsten Versprechungen für sich und gegen den Kaiser stimmen wollen, rettet er, die Unhaltbarkeit ihrer Sache erkennend, die Landeskasse, errichtet dem Kaiser ein eigenes Regiment und ficht mit demselben glücklich gegen Thurn und Bethlen Gabor — wofür ihn später der Kaiser mit einem bedeutenden Gebiet in Böhmen und der Erhebung zum Fürsten von Friedland belohnte. Jetzt unermeßlich reich, vermochte er seinen mit der Zeit wachsenden Plänen immer näher zu treten. Er führt dem Kaiser, der durch Errichtung des niedersächsischen Bundes aufs neue in Verlegenheit geraten, auf eigene Kosten ein Heer von 40000 Mann ins Feld — wodurch ihm die Würde eines Generalissimus, und nach den Siegen über den Grafen von Mansfeld und Bethlen Gabor und anderen kriegerischen Zügen, die ihm die Besetzung von Brandenburg, Pommern und Mecklenburg möglich machten, die Herzogswürde und die Landesherrschaft von Mecklenburg als legitimer Besitz gleichsam von selbst zufielen. Seine Sucht nach Länderherrschaft leitet ihn offenbar auch bei der aus Besorgnis vor Gustav Adolf, einem Verwandten der Herzöge von Mecklenburg, unternommenen Belagerung von Stralsund, die unter den damaligen Umständen wohl nicht zu rechtfertigen war. Sie leitet ihn ferner bei den maßlosen Bedingungen, die er, nach Gustav Adolfs Siegeszug und Tillys Fall, gegenüber der kaiserlichen Aufforderung zur Wiederannahme des Oberbefehls stellte. So mußten die unerhörten Erpressungen, Willkürlichkeiten und Grausamkeiten seiner Soldaten gegen Freund und Feind — die ihn endlich um den Oberbefehl gebracht hatten — ihm nur dazu dienen, seine Reichtümer, Macht und Unentbehrlichkeit bis ins Unglaubliche zu vermehren und ihn dem Kaiser zu einem Helfer zu machen, der ihm selbst am furchtbarsten war.

Dem Leben und Streben beider Helden entsprechend war auch ihr Tod. Tilly, der in sechsunddreißig Schlachten Sieger

gewesen, starb einen ehrlichen Soldatentod im Kampfe gegen Gustav Adolf am Lech. Vielleicht nur die Flammen von Magdeburg, die er selbst mit denen von Troja und Jerusalem verglichen hatte, werfen einen düstern Feuerschein auf seinen Ruhm. — Wallenstein hingegen, durch seine unerhörte Ausnahmsstellung und die selbstgeschaffene Heeresmacht dem Kaiser ebenso unbequem als gefährlich scheinend, wurde durch die Ränke seiner Feinde bald zu Schritten verleitet, die vielleicht mehr den Schein der Schuld hatten, als daß diese wirklich in ihm vorhanden gewesen, wenn seine Macht nicht selbst schon eine Schuld war. Man erklärte ihn als Rebellen in die Acht und gab seinen neidischen Feinden, die ihn unter Freundesmaske umgaben, den Auftrag, sich seiner Person tot oder lebendig zu bemächtigen. So erreichte ihn zu Eger der Todesstoß durch Mörderhand, und immer wird wenigstens der Verdacht eines Verrates an seinem Kaiser über seinem Andenken schweben.

93. Ludwig XIV. und der große Kurfürst.

(Eine Parallele.)

1) Die absolute Monarchie ist nach Beendigung der 36jährigen Kämpfe mit den Prinzen von Geblüt (der Guisen, Montmorency, Bourbon und Chatillon), die zugleich Religionskämpfe waren, durch keine Sondergewalt mehr beschränkt, und Ludwig XIV., dem Richelieu in allen Stücken vorgearbeitet hat, hebt die unumschränkte Königsmacht auf den Gipfel, wodurch er das Vorbild aller damaligen Fürsten wird und Frankreich zum tonangebenden Staat von Europa macht.

2) Während Frankreich einen solchen Herrscher hat, bekommt Deutschland eben so viele, als reichsunmittelbare Herren vorhanden sind; unter diesen aber hebt sich Friedrich Wilhelm zur größten Macht empor, der Schöpfer des preußischen Staates. Er that, was der Zeitgeist ihm eingab, und konnte sich dabei ein Muster an Frankreich und Holland nehmen.

3) Die Wirksamkeit Ludwigs und Friedrich Wilhelms trifft aber besonders in folgenden Punkten überein:

a) Unterdrückung der mittelalterlichen Stände (des Parlaments) und Ausübung unumschränkter Selbstherrschaft.
b) Vermehrung der Staatseinkünfte und Beförderung des Handels und der Gewerbe, Hebung der Landeskultur u. s. w., aber durch erhöhte Auflagen und Reform der Finanzen. Colbert. Accise.

c) Schöpfung einer Achtung gebietenden Heeresmacht und mittelst dieser bedeutende Gebietserweiterungen. Gute Feldherren und berühmte Siege.
d) Schöpfung einer Marine und Versuche auswärtiger Niederlassungen.
e) Begünstigung der Künste und Wissenschaften in Frankreich, Hebung des Unterrichts und der Erziehung in Deutschland. Gymnasien in Berlin.
f) Religiosität bei Aberglauben. Aufhebung des Edikts von Nantes. Aufnahme der Vertriebenen in Brandenburg. Hexenverbrennung hier.

94. Inwiefern hat die Buchdruckerkunst Kultur und Gelehrsamkeit befördert?

Einleitung. Künste und Wissenschaften sind unzertrennlich mit einander verbunden; gleichsam hülfreiche Schwestern, die sich gegenseitig die Hände bieten.

Bsp. Wie hätte die Menschheit ohne die Schreibkunst zu wissenschaftlicher Bildung gelangen können?

Übergang zum Hauptthema: Doch nicht minder wichtig ist die Erfindung der Buchdruckerkunst zur Erhaltung und Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse; denn:

1) sie befördert einen schnelleren Umlauf derselben in größeren Kreisen;
2) sie macht durch wohlfeileren Preis der Bücher minder Begüterten den Ankauf leichter;
3) sie sichert die Menschheit durch die Vervielfältigung der Bücher vor dem Rückfalle in die Barbarei voriger Zeiten;
4) sie liefert die Werke richtiger und freier von Entstellungen, als die Schreibkunst;
5) sie macht endlich durch bestimmtere und deutlichere Formen den Inhalt leserlicher.

95. Über die Ausbreitung des Deutschtums nach Osten hin.

1) Die Germanen ziehen sich nach Westen hin in der Völkerwanderung, und im Osten dringen die Slaven nach und lassen sich in deren Wohnsitzen nieder.

2) Später werden ursprünglich germanische Länder von den Deutschen wiedergewonnen, und die hier seßhaften Slaven werden unterjocht und verschwinden.

Das geschieht erstlich durch die Verdienste von Kaisern:

a) im Süden die Gründung der Ostmark (Österreich) von Karl d. Gr., wozu dann später Kärnten, Krain und Steiermark kamen.

b) Im Norden die Gründung der Altmark von Heinrich I. u. s. w. samt der Errichtung von Bistümern in diesen Landschaften.

c) Böhmen, das zwischen Ostmark und Altmark liegt, wird frühzeitig zum deutschen Reiche geschlagen.

3) Erneuerte Ausbreitung des Deutschtums durch die Kämpfe Heinrich des Löwen und Albrecht des Bären in den Marken, ingleichen der Kreuz- und Schwertritter in Livland und der deutschen Ritter in Preußen. Hermann von Salza.

4) In die eroberten Länder wurden Kolonisten, besonders aus Ostfalen gezogen. So ging die Germanisierung unvermerkt vor sich in Pommern und in Schlesien; vielleicht waren auch Deutsche dort sitzen geblieben bei der Völkerwanderung.

5) Aus den so gewonnenen Ländern bildeten sich zwei mächtige Monarchieen, eine ältere in Österreich, eine jüngere in Preußen, und durch diese wird Deutschland mehr als einmal vor dem völligen Zerfall und der Unterwerfung unter ausländische Mächte bewahrt.

6) Ein neuer Sieg des Deutschtums über das Slaventum war wiederum die Teilung Polens.

7) Es ist der Polen eigene Schuld, wenn die Deutschen in ihrer Heimat die Oberhand gewinnen.

96. Was ist in dem 18. Jahrhundert zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes geschehen?

I. Von sehr fernliegenden Ursachen zeigen sich glückliche Wirkungen oft sehr spät. Die Geschichte giebt davon sehr viele Beispiele. Was im 18. Jahrhunderte zum Fortschreiten des Menschengeschlechts geschah, war durch die Eroberung von Konstantinopel, durch die Entdeckung von Amerika ꝛc. im 15. und 16. Jahrhunderte vorbereitet. — Was diese zwei Jahrhunderte vorbereitet hatten, das fing zum Teil erst länger als zwei volle Jahrhunderte nachher an, gedeihliche Früchte zu bringen.

II. Das Menschengeschlecht schritt fort

1) in Rücksicht auf das bürgerliche Wohl.

a) Der Ackerbau fing an, mehr wissenschaftlich betrieben zu werden; wüstliegende Länder wurden urbar gemacht.

b) Manufakturen und Fabriken wurden verbessert, neue Maschinen zur Ersparung von Menschenhänden erfunden, Chausseeen gebaut, Kanäle gegraben.

c) Überall besserten sich die Polizeianstalten zur Sicherheit des Eigentums und des Lebens. Klinische Institute. Schutzblattern.

d) Hier und da Verkürzung der Prozesse. Vergleichungs-Kommissionen, Gewissensgerichte zur Verhütung von Prozessen.

2) In Rücksicht auf die politische Aufklärung. — Die Schriften Voltaires und Rousseaus, Shaftesburys und Addisons bereiteten vor; die Regierung Friedrichs II. von Preußen, Josephs II. von Österreich und Katharinas II. von Rußland halfen dazu; der nordamerikanische Freiheitskrieg und die französische Revolution waren die ersten Wirkungen.

3) Die religiöse Aufklärung gewann. — Die Toleranz wurde allgemeiner; Künstler und Gelehrte, welcher Religion sie auch zugethan waren, fanden Achtung und Unterstützung.

4) Sichtbares Steigen der wissenschaftlichen Kultur.

a) Besseres Erziehungswesen, besonders in den protestantischen Ländern; gereinigterer Religionsunterricht, geschmackvolleres Studium der Klassiker, Rousseau — Basedow, Campe, Salzmann, Niemeyer — Heyne, Wolf.

b) Wissenschaften und Künste hoben sich. Die kritischen Institute der allgemeinen deutschen Bibliothek, der Jenaischen und Hallischen allgemeinen Litteraturzeitung.

α) Namentliche Erwähnung der Koryphäen unter den Dichtern und Künstlern; besonders der Franzosen, Engländer und Deutschen.

β) Ebenso auf dem Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Geschichte und der Länder- und Völkerkunde.

γ) Viele bis dahin unbekannte Teile der Erde wurden untersucht. Cook und sein Nachfolger.

III. Dennoch bleibt der späteren Zeit noch viel zu thun übrig. — Vieles ist bereits geschehen, und mehr noch ist vorbereitet.

97. Der Nord-Ostsee-Kanal.

So lange Deutschlands politische Zerrissenheit währte, und unser Vaterland dem Drucke der Nachbarreiche nachzugeben gezwungen war, war auch an die Herstellung einer ausreichenden, direkten Verbindung zwischen Ost- und Nordsee nicht zu denken gewesen. Seit dem 14. Jahrhundert bestand wohl schon eine unmittelbare Verbindung Lübecks mit Hamburg durch den Stecknitzkanal, auch wurde eine Erweiterung dieser Wasserstraße, die nur für ganz flache Fahrzeuge brauchbar war, wie die Anlage anderer mehrfach geplant, auf Betreiben Dänemarks aber stets verhindert. Erst 1784 wurde ein Kanal von der in die Nordsee mündenden Eider über Rendsburg nach der Kieler Bucht hin gebaut, der für die Küstenschiffahrt bis heute von Bedeutung geblieben ist. In der Zeit nun, in der durch Preußens Vorgehen die Einigung Deutschlands ins Werk gesetzt wurde, tauchen auch verschiedene Pläne auf, um eine für die Zwecke der großen Schiffahrt ausreichende Verbindung zwischen Ostsee und Nordsee herzustellen. Ein 1864 von dem Geheimen Oberbaurat Lentze bearbeiteter Entwurf, nach dem ein Kanal von St. Margarethen in der Elbe über Rendsburg nach Eckernförde in Vorschlag gebracht wurde, ist dem heutigen Nord-Ostsee-Kanal zu Grunde gelegt worden, doch forderte der Kriegs- und Marineminister von Roon die Ausmündung in Kiel und die Verlegung der Westmündung nach Brunsbüttel an der Elbe. Wegen des Krieges Preußens mit Österreich indes wurde der Plan fallen gelassen, der aber später von dem Hamburger Rheder Dahlström wieder aufgenommen wurde. Dem Betreiben dieses Mannes ist, wie Viceadmiral Batsch in einem hier teilweise benutzten Aufsatz (Globus, 1895) sagt, im wesentlichen die Unternehmung des Baues seitens der Reichsregierung zu danken. Lebhaften Beifall fand die Sache auch bei dem Fürsten Bismarck, der besonderen Wert darauf legte, daß die damalige kleine Flotte mit Benutzung eines Kanals bald in diesem, bald in jenem Meere verwendet werden könnte. Für die Wahl des Kriegshafens Kiel als östlichen Ausgangspunkt des nach den Vorarbeiten von Dahlström und Baurat Boden auszuführenden Kanals war nach der Ansicht des Viceadmiral Batsch „in der Hauptsache der nationale Gesichtspunkt entscheidend, denn die beabsichtigte, westöstliche Verschiebung der Flotte“ war, so meinte man, von dem geographischen Zusammenfall der Kanal-

mündung mit dem östlichen Kriegshafen unzertrennlich. Auch der politische Grund kam zur Geltung, daß es wichtig sei, einer möglichst südlichen Lage und der Verlegung dieser Wasserstraße in holsteinisches statt in schleswigsches Gebiet den Vorzug zu geben; die Bewegung der Streitkräfte auf den sogenannten inneren Linien werde dadurch mehr gefördert und einer strategischen Bloßstellung des Kanales vorgebeugt. Aus diesen Gründen ließ man das nautische Erfordernis eines graden Kurses von Fehmarn nach Texel und das wirtschaftliche Erfordernis abgekürzter Fahrtdauer zurücktreten. Durch ein Gesetz vom 16. März 1886 kam der Dahlström-Bodensche Entwurf einer Linie Brunsbüttel — Kudensee — Burg — Gröndal — Wittenbergen — Rendsburg — Flemhudersee — Knoop — Holtenau zur Annahme mit der Bestimmung des Kanals als „Seeschiffahrtskanal".

Die Mündungen des 98,65 km langen, 8,5 Meter tiefen, an der Sohle 22 Meter, am Wasserspiegel durchschnittlich 60 Meter breiten Kanals sind mit zwei nebeneinanderliegenden Schleusen versehen, um störende Einflüsse des Ebbe- und Flutwechsels in der Nordsee und der Verschiedenheiten des Wasserstandes in der Ostsee zu verhüten. Die Breite und Tiefe der Fahrrinne ermöglicht es auch größeren Schiffen ungehindert an einander vorüber zu fahren.

Vergleicht man den Nord-Ostsee-Kanal mit dem Suezkanal, so steht jener diesem an Ausdehnung um wenig mehr als den dritten Teil nach, denn den 160 km des Suezkanals entsprechen 98,65 der deutschen Wasserstraße, doch kostete ersterer nahezu das Dreifache des unsrigen. Unser Kanal erforderte einen Kostenaufwand von 156 Millionen Mark, die Deutschland allein aufbrachte, und von denen Preußen den dritten Teil bestritt, während der Suezkanal mehr als 380 Millionen Mark kostete. Dementsprechend stellen sich auch die Durchfahrtskosten sehr verschieden. Die Schiffer zahlen bei uns für jede Registertonne 75 Pfennige, der Kanalzoll von Port Said bis Suez beträgt aber für jede Registertonne zehn Franks, was selbst bei mittleren Schiffen eine Steuer von Zehntausenden von Franks ausmacht.

Die Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals bedeutet nicht bloß eine bedeutende Abkürzung des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee, von Kiel nach Hamburg um 425 Seemeilen, von Kiel nach London um 239 Seemeilen, sie hat nicht bloß eine Erleichterung und Vergrößerung des Verkehrs sowie das engere Einbeziehen des großen Welthandels und seiner Vorteile in

den Interessenkreis der Ostseehäfen zur Folge, sie bietet nicht bloß die Möglichkeit einer schnelleren Vereinigung und sicherern Operation für unsere Flotte, die Fertigstellung des Kanals bedeutet auch eine unschätzbare Ersparnis an Menschenleben. Die Fahrt um Skagen führt durch einen der gefährlichsten Meeresteile. In einem Zeitraum von fünf Jahren sind hier fast hundert große Schiffe untergegangen, diejenigen nicht mitgerechnet, die, wie aus dem von ihnen gehaltenen Kurs zu schließen ist, im Skagerak oder Kattegat gescheitert sind.

Am 3. Juni 1887 hatte Kaiser Wilhelm I. im Namen des Reiches den Grundstein zum Bau des Nord-Ostsee-Kanals gelegt. Bei der Feier der Schlußsteinlegung am 21. Juni 1895 sprach Kaiser Wilhelm II. vor dem Hammerschlage die Worte: „Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms des Großen taufe Ich den Kanal Kaiser-Wilhelm-Kanal.“ Darauf that Kaiser Wilhelm II. die drei Hammerschläge, während er sprach; „Im Namen des dreieinigen Gottes — Zur Ehre des Kaisers Wilhelm — Zum Heile Deutschlands, zum Wohle der Völker.“

In den Schlußstein wurde eine Urkunde gelegt, aus der nachfolgende Sätze zum Schluß hier Platz finden mögen:

„Ein beredtes Zeugnis deutscher Thatkraft und vaterländischen Fleißes ist das Werk entstanden, begleitet von der hoffnungsfreudigen Teilnahme aller Glieder des Reiches, unter dem sichtbaren Schutze des Himmels, dessen Gunst während des Baues vom Vaterlande jede Störung des Friedens ferngehalten hat. Und wenn Wir heute mit hoher Befriedigung die Erwartungen der Erfüllung näher geführt sehen, welche das Reich an die Herstellung einer für die Zwecke der Kriegs- und Handelsflotte ausreichenden Wasserstraße geknüpft hat, so gereicht es Uns zu besonderer Freude, daß Wir, umgeben von dem erlauchten Kreise Unserer hohen Verbündeten, in Gegenwart der Vertreter des Volkes und unter der dankenswerten Beteiligung der Abgesandten befreundeter Mächte, deren Geschwader Wir in Unserem ersten, ihnen gastlich geöffneten Kriegshafen willkommen heißen, diese Straße dem Verkehr übergeben können.“

„Aber nicht nur dem Vaterlande und seinem Handel, seiner Schiffahrt und seiner Wehrkraft soll der Kanal förderlich sein. Indem Wir ihn in den Dienst des Weltverkehrs stellen, eröffnen Wir neidlos allen seefahrttreibenden Völkern die Teilnahme an den Vorteilen, welche seine Benutzung gewährt. Möge er, ein Friedenswerk, allezeit nur dem Wettkampfe der Nationen um die Güter des Friedens dienstbar sein.“

„Der reiche Segen, welcher das Walten des unvergeßlichen Kaisers (Wilhelm I.) begleitet hat, möge auch auf diesem Werke ruhen!“

98. Woher kommt es, daß so oft die größten Wohlthäter der Menschheit aus den unbemittelteren Ständen hervorgingen?

1) Wer ist ein Wohlthäter der Menschheit?
   a) Derjenige, welcher das leibliche Wohlsein der Menschen,
   b) oder ihr geistiges Wohlsein, also Fortschritt in der Wahrheit und Tugend fördert.
2) Beweis des im Thema aufgestellten Satzes.
   Aus der Geschichte entnommen: die Apostel, Sokrates u. a.
3) Um zu erfahren, woher diese Erscheinung, müssen wir sehen, welche Eigenschaften erfordert werden, um ein Wohlthäter der Menschheit sein zu können:
   a) Lust und Liebe zur Thätigkeit, welche sich in den unbemittelteren Ständen, wo kein Überfluß bequem macht, eher und häufiger finden.
   b) Ein kräftiger, gegen Beschwerden abgehärteter Körper, welchen wir bei den unbemittelteren Ständen eher als bei den höheren Ständen finden.
   c) In den unbemittelteren Ständen gedeiht die notwendige Menschenliebe eher, weil man hier seine Abhängigkeit von andern mehr fühlt.
   d) In diesen Ständen hat man mehr Gelegenheit, die Entbehrungen und Bedürfnisse seiner Mitmenschen kennen zu lernen, und fühlt sie daher auch mehr.

Wer also jenen Ständen durch seine Geburt angehört hat, der werde dadurch ermutigt und bedenke, daß auch er dazu berufen ist, die Wahrheit des Themas zu bestätigen.

99. Hat die Armut auch ihre Vorteile?

Von doppelter Art ist die Armut; es giebt eine geistige und eine leibliche. Von letzterer ist hier die Rede. Was ist Armut? — Sie ist der Zustand, in dem der Mensch nicht das hat, womit er die notwendigsten Bedürfnisse seines Lebens, Nahrung, Kleidung und Wohnung genügend befriedigen kann.

Ein Gegenstand des innigen Mitleids ist die Armut, der viel, oft sehr viel zu einem glücklichen und frohen Leben fehlt;

sie verdient um so mehr unser Mitleid, wenn sie nicht durch Thorheit, Verschwendung u. s. w. verschuldet ist.

So freudenleer uns aber auch die Armut zu sein scheint, so sind doch mit ihr so mancherlei Vorteile verbunden, die sehr zu beachten sind. Diese Vorteile der Armut bestehen darin, daß der Arme

1) unabhängig ist von so manchen Bedürfnissen;

2) freier von der Anfechtung so manchen Lasters ist;

3) durch seine Armut stets gewiesen ist an den Gebrauch seiner Geistes- und Körperkräfte.

100. Solamen miseris, socios habuisse malorum.

(Leidenden ist es ein Trost, Genossen im Unglück zu haben.)

I. Der Gedanke scheint etwas Unmoralisches (Unchristliches) zu haben. — Auch scheint es wirklich ein kläglicher Trost, sich im Unglück damit zu trösten, daß auch andere leiden. — Man möchte vorschlagen, den Spruch umzuwandeln in: Solamen miserum, socios habuisse malorum. (Kläglicher Menschen Trost ist es, Genossen im Unglück zu haben.)

II. Dennoch ist der Gedanke wahr.

1) Schon der Gedanke: Du leidest nicht allein — Leiden ist der Menschheit Los — der eine leidet auf diese, der andere auf jene Weise, hat etwas Tröstendes und Erleichterndes.
2) Leidensgefährten, welche gleiches Schicksal trifft, schließen sich inniger an einander an, tragen gemeinsam, mildern den Kummer durch freundliche Zusprache, Unterstützung &c. Kriegsgefangene — Verbannte — Sehnsucht nach fernem Vaterlande auch dann, wenn man freiwillig sich fern von demselben befindet und mit Landsleuten zusammentrifft.
3) Unter den Leidensgefährten giebt es oft starkmütige Seelen, welche ihre Leiden kräftig ertragen und in andern den Entschluß wecken, dies auch zu versuchen, was dann nicht selten gelingt.

Bei entehrenden Strafen — verschuldeten oder unverschuldeten — wird Schande gleichsam auf mehrere Schultern als Last verteilt.

101. Über den zweckmäßigen Gebrauch der Zeit.

(Dargestellt in dem Beispiele eines thätigen Jünglings.)

Zunächst wird die Flüchtigkeit und der ungewisse Besitz des Lebens recht anschaulich dargestellt, um den unverzeihlichen Leicht-

sinn derer, die ein so köstliches Lebensgut, zu so wichtigen Zwecken dem Menschen von seinem Schöpfer verliehen, mißbrauchen, fühlbar zu machen.

Dann folgt auf die Schilderung dieser Leichtsinnigen ein ganz entgegengesetztes Charakterstück — das Leben eines Jünglings, der mit der gewissenhaftesten Sorgfalt die edelsten Jahre des Lebens auf seine geistige und körperliche Bildung verwendet.

Wie lebte nun dieser Jüngling?

Er teilte seine Zeit so ein, daß für die Bildung des Geistes und Körpers auf das zweckmäßigste gesorgt wurde; jene blieb ihm zwar Hauptsache, aber neben mannigfaltigen Kenntnissen und festen Grundsätzen der Sittlichkeit, suchte er dem Körper Stärke, Gewandtheit und Ausdauer zu geben. Daher waren

a) die Morgenstunden ihm heilig;
b) seine Arbeiten waren planmäßig verteilt; die pflichtmäßigen, und unter diesen die schwersten, nahm er zuerst vor;
c) nichts that er halb; alles machte er so vollkommen als möglich, und, ein Feind der Seichtigkeit, suchte er in jeder Wissenschaft auf den Grund zu kommen;
d) der Umfang seiner Arbeiten war in jedem Halbjahre genau bestimmt; er flatterte nicht von einem zum anderen;
e) die Nebenstunden widmete er teils der Kunst, teils zweckmäßigen Übungen des Körpers.

So lebte er zur Freude der Eltern, geliebt von Lehrern und Mitschülern, ein Muster im Kreise seiner Jugendgenossen.

102.

Mit des Geschickes Mächten Ist kein ewiger Bund zu flechten.

(Chrie.)

1. Exordium cum laude autoris. Schillers Dichtungen zeichnen sich durch eine sinnvolle und vielseitige Lebensbetrachtung aus; auch das Lied von der Glocke ist sehr reich an schönen Denksprüchen.
2. Expositio. Der Mensch soll sich nicht auf das Glück verlassen.
3. Causae. a) Es ist unbeständig; es giebt und nimmt nach Willkür.
   b) Es ist mächtig; weder Stand noch Reichtum, noch Klugheit und Unschuld können uns vor Unfällen schützen.

4. Contrarium. Unvergänglich sind dagegen die Güter des Herzens.
5. Simile. Das Glück ist so launisch wie die Aprilsonne; es täuscht uns wie die Bilder der Fata morgana.
6. Exempla. Krösus, Cäsar, Napoleon.
7. Testimonia. Est rota fortunae variabilis ut rota lunae,
Crescit, decrescit, in eodem sistere nescit.

Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
(Schiller.)

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Seele weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.
(Schiller.)

Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
(Kind.)

8. Adhortatio. Mache dich auf das Schlimmste gefaßt, doch vertraue auch auf Gott und strebe vor allem nach Gütern, die bestehen.

Des eitlen Glückes Gunst ist wie der Welle Schaum,
Der brauset und vergeht, ist wie ein flücht'ger Traum,
Der, eh' wir noch erwacht, entfährt aus unsern Sinnen,
Läßt etwas unser sein, das wir behalten können.
(Aus Cholevius Dispos. u. Materialien.) (Opitz.)

103.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

(Schiller.)

Einleitung. Ans Vaterland sich anschließen heißt: Alles im Sinne und Geiste und zum Nutzen des Vaterlandes denken, sprechen und thun.

Seitdem durch die großen Fortschritte der Menschheit die ganze Erde jedem einzelnen eröffnet worden, ist dieser auch nicht mehr an ein einzelnes Vaterland gebunden, sondern kann überall wirksam und glücklich sein, während dies im Altertum noch nicht möglich war. Beispiele von Männern, die erst im Auslande ihren Wirkungskreis gefunden und berühmt geworden sind.

Wenn diese Wahrheit auch im allgemeinen zugegeben werden muß, so bleibt doch richtig, daß das rechte Wirken und

das rechte Glück eines Mannes nur im Anschluß an das Vaterland erblühen.

Ausführung. Als Beweis gilt dafür folgendes:

1) Wir sollen uns ans Vaterland anschließen, weil in dem Vaterlande die uns von Gott gegebenen näheren (und daher allein erfolgreichen) Bestimmungen für die Art und Richtung unsrer irdischen Thätigkeiten liegen;

2) weil in demselben die alleinigen Wurzeln für die rechte Entwickelung und Erfüllung unsrer Kraft liegen;

3) weil in ihm sonach die letzte Befriedigung unseres Strebens und Wirkens, und also auch unser wahres Glück allein enthalten ist.

Aus diesen Gründen müssen wir zugeben, daß die rechten Wirkungen und das rechte Glück eines Mannes nur innerhalb des Vaterlandes liegen können. Und wenn es auch möglich ist, in einem fremden Lande gutes, selbst großes zu wirken und glücklich zu sein, so ist dies doch nur bis auf einen gewissen Grad und nie in ganz vollkommener Weise der Fall. Ein letzter Mangel, sowohl objektiv als subjektiv genommen, muß immer bleiben.

Schluß. Aufruf an uns selbst, das Vaterland aus allen Kräften zu lieben und uns demselben hinzugeben.

(Nach Rinnes prakt. Dispositionslehre.)

104.

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

(Chrie.)

Exordium cum laude auctoris. Schiller verfaßte von 1798 bis zu seinem Tode im Frühjahre 1805 außer anderem fünf große Dramen, von denen jedes in Handlung, Charakteren und Diktion eine ganz neue Schöpfung war. Er konnte mit Recht behaupten, daß die menschliche Kraft Unglaubliches zu leisten vermag; dennoch überschätzte er dieselbe nicht, sondern er sprach es oft und auch in dem „Liede von der Glocke“ mit frommem Sinne aus, daß wir mit unserem Thun, wie mit unseren Schicksalen, von dem Willen der Gottheit abhängig sind.

1) Expositio. Das Thema bedeutet: der Mensch muß mit unverdrossenem Fleiße thätig sein, damit sein Beginnen ihm Ehre bringt, aber das Gelingen steht gleichwohl in Gottes Hand.

2) Causae. a) Es ist schon eine Wohlthat Gottes, daß wir unser Werk mit Einsicht und frischem Eifer unternehmen und fortsetzen können. Wie manchen versetzen Unfälle aller Art in eine sorgenvolle Stimmung, die seinen Geist niederdrückt und seine Thätigkeit lähmt.

b) Es genügt auch nicht, daß uns unsere Kraft und Arbeitslust erhalten bleibt, der Erfolg unserer Bemühungen ist überhaupt von Umständen abhängig, über die wir selbst nicht gebieten können. Ein fleißiger und begabter Jüngling muß vielleicht dem Studium entsagen, weil die plötzliche Verarmung seiner Eltern ihn nötigt, sich in einem bürgerlichen Gewerbe sein tägliches Brot zu verdienen. Wie soll ein Kaufmann, der sich zu Lieferungen über See verpflichtet hat, den Termin einhalten, wenn ein ungewöhnlich langer Winter die Schiffe über alle Berechnung hinaus in die Häfen einschließt.

3) Contrarium. Dagegen hilft dir auch Gott nicht, wenn du dir nicht selbst zu helfen suchst. Dem Faulen, dem Leichtfertigen lächelt das Glück umsonst, er wird es nicht benutzen oder seine Gaben vergeuden, und schon mancher, der das große Los gewonnen, starb als Bettler. Ist der Acker schlecht bestellt, so bewirken Regen und Sonnenschein und aller Segen von oben nur, daß das Unkraut desto üppiger wuchert.

4) Simile. Unser Thun hat ohne den Beistand Gottes keinen Erfolg, wie ein tüchtiges, gut bedientes Segelschiff bei der Windstille nicht vorwärts kommt, wie der kunstvoll geschliffene Brennspiegel ohne den Sonnenstrahl nichts ausrichtet.

5) Exempla. Die Armada Philipps II. von Spanien, die viele Millionen kostete, drohte England (1588) den Untergang, aber Deus afflavit et dissipati sunt. Friedrich der Große verteidigte sich im siebenjährigen Kriege mit einer bewunderungswürdigen Klugheit und Thätigkeit, dennoch rettete ihn nur der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (1762).

6) Testimonia. Sprichwörter: An Gottes Segen ist alles gelegen; der Mensch denkt und Gott lenkt.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell' es ganz in seine Gunst. P. Fleming.

Adhortatio. Strebe nach Kräften vorwärts, aber überhebe dich nicht; es liegt eine schöne Mahnung in dem alten Reime: ora et labora! (Cholevius.)

105.

Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.

(Goethe.)

Einleitung. Über den Wert des Lebens haben die Menschen sehr verschiedene Meinungen. Wer seine Tage ohne Sorgen, im heitern Genusse der Freiheit zubringt, der kann wohl ausrufen: Am End' ist doch nichts über Leben! Der Leidende dagegen empfindet die Fortdauer seines Daseins oft als eine drückende Last; er ist müde, in „dieser See voll tausend Plagen" herum getrieben zu werden und wünscht, er wäre im Hafen. Die Worte des Themas hat Goethe dem ersten Verlobten Dorotheas, jenem feurigen Jüngling in den Mund gelegt, den seine Begeisterung für die Revolution in den Tod führte. Die bittersten Erfahrungen haben sein Vertrauen zu der Zukunft erschüttert, ihm erscheint das Leben mit allen seinen Gütern als ein Trugbild, dem niemand zu sehr anhängen müsse. — Es soll nun im Anschluß an jene Worte der Wert des Lebens dargelegt werden.

Thema. Erklärung der Verse.

A. Heilig sei dir der Tag.

1) Wir halten das Leben heilig, wenn wir es den ewigen und ernsten Dingen weihen. Es wird damit nicht jenem frommen Wahne der Klausner das Wort geredet, die ihre Tage nur mit Gebeten, religiösen Betrachtungen und Bußübungen hinbrachten, ohne sich um die Angelegenheiten der Welt zu kümmern und ihre Kräfte im Dienste der Nächstenliebe zu gebrauchen. Dagegen warnt uns der Dichter auch vor einem eitlen und nichtigen Treiben. — Andere sorgen und schaffen mit einer unermüdlichen Thätigkeit; doch kommen sie bei ihrem Tagewerke nicht über den Standpunkt des materiellen Erwerbes hinaus und werden sich zu selten des göttlichen Ursprunges ihrer Seele und der sittlichen Verpflichtungen gegen ihre Nebenmenschen bewußt. Es fehlt ihnen an Zeit, eine Predigt anzuhören oder ein Buch zu lesen oder sich an den humanen Bestrebungen eines Vereins von Menschenfreunden zu beteiligen; „sie verachten das, und gehen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung."

Nur der hält den Tag heilig, welcher mit seinem Berufsleben, bei dem ganzen Verkehr mit den Menschen und selbst in der Mußestunde niemals zu vergessen sucht, daß ihn Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen hat.

2) Das Leben ist uns heilig, wenn wir es uns als ein wertvolles Besitztum zu erhalten streben. Nichts ist gewöhnlicher als Klagen über die Kürze des Lebens, und nichts ist gewöhnlicher, als daß der Mensch selbst die Reihe seiner Tage verkürzt. — Schlemmern und Spielern gilt der rasche Verbrauch des Lebens für den wahren Lebensgenuß.

B. Schätze das Leben nicht höher als die anderen Güter, und sie sind alle trüglich.

1) Die Lebensgüter sind trüglich, weil sie an sich keinen Bestand haben und uns über ihren Wert täuschen. Geld und Gut, Ehre und Gunst verlassen uns oft schon, ehe wir am Ziele der irdischen Laufbahn anlangen.

Nicht an die Güter hange dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz! (Schiller.)

Die Lebensgüter bleiben bei unserem Scheiden von der Erde zurück und begleiten uns nicht in das Jenseits hinüber. Sie sind trüglich, weil sie uns zu ihrer Überschätzung verleiten. An sich haben sie gar keinen Wert, sie erhalten ihn erst durch die Art des Gebrauches.

2) Auch das Leben ist ein trügliches Gut. Wer vor allem besorgt ist, sich dasselbe so lange wie möglich zu erhalten, dem zerrinnt es doch vielleicht unter den Händen, und die Überschätzung des bloßen Daseins verleitet ihn, wichtigere Dinge zu versäumen.

Wegen der Zwecke, zu denen es uns gegeben ward und nicht um seiner selbst willen, soll uns das Leben heilig sein. Welchen qualvollen Tod zogen die Märtyrer der Verleugnung ihres Gottes vor! Der Mensch wird in jedem Berufe eine erbärmliche Rolle spielen, wenn die Heilighaltung des Lebens in eine ängstliche Rücksicht auf die Gesundheit umschlägt. Schiller war ein kurzes, aber thatenreiches Leben beschieden; eine eiserne Gesundheit wünschte er sich nur, um seine Kraft noch mehr anstrengen zu können.

Er welkte früh, weil er so tief empfunden. (L. Brachvogel.)

Schluß. Laßt uns daher das Leben heilig halten, indem wir es seinem erhabenen Zwecke gemäß verwenden und es nicht aus Leichtsinn gefährden; laßt uns aber auch bedenken, daß es die Bestimmung hat, um solcher Zwecke willen verwendet zu werden.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!
(Cholevius.) (Schiller.)

106. Schilderung des goldenen Zeitalters nach den Ideeen der alten Welt, und einige Bemerkungen darüber.

Inhalt. Die Schilderung selbst, wie sie uns besonders Ovid und Virgil entwerfen, welche jenes Zeitalter darstellen:

a) als eine Zeit der vollkommenen Unschuld, worin jeder ohne Furcht vor dem Richter und den Strafen des Gesetzes aus eigenem Antriebe Recht und Tugend übte;
b) als eine Zeit der Genügsamkeit, in welcher Habsucht und Geiz, und alle Mittel ihrer Befriedigung, den Menschen fremd waren;
c) als eine Zeit des tiefsten, nie unterbrochenen Friedens;
d) als eine mühelose Zeit, in welcher kein beschwerlicher Ackerbau, noch irgend ein lästiges Handwerk zur Ernährung des Menschen nötig war, sondern wo die Erde, ungepflügt, in reichlichem Maße seine Bedürfnisse stillte;
e) als einen ewigen Frühling, ohne Sturm und Ungewitter;
f) ja, als ein Zeitalter, in welchem Raubsucht und Blutdurst selbst den Tieren fremd waren.

Anmerk. Manche Ähnlichkeit hat diese Schilderung mit der Vorstellung des Paradieses.

Bemerkungen darüber.

1) Worauf mag diese Idee sich gründen?

2) Sollte jemals in der Wirklichkeit ein solches Zeitalter stattgefunden haben?

3) Kann es die Absicht des Schöpfers gewesen sein, den Menschen in solchem Zustande zu lassen?

4) Welches goldene Zeitalter könnten die Menschen selbst wiederherstellen?

107. Über die inneren Ursachen des Verfalles von Staaten.

I. Einleitung.

1) Staaten entstehen, heben sich, sinken, verschwinden — und aus ihren Trümmern gehen neue hervor.

2) Einige erlagen durch äußere, nicht in ihnen selbst begründete Ursachen. Klugheit, Herrschsucht und Eroberungssucht von Nachbarvölkern — Weltstürmern.

II. Es giebt auch innere Ursachen des Verfalles von Staaten, welche in den sinkenden Staaten selbst begründet sind.

1) In der Verfassung.

a) Negativ. — In den Regierungsformen selbst liegt nicht

gerade der Grund des Verfalles, wenn anders dieselben geregelt sind. Monarchische, wie republikanische Staaten, aristokratische, wie demokratische, haben sich lange groß und mächtig erhalten und haben ihre Völker beglückt. Beispiele.

b) Aber (positiv)

a) die Monarchie geht oft in Despotismus und Tyrannei (Spanien unter Philipp II., Türkei), die Aristokratie in übermütige Vasallenherrschaft (Deutschland im Mittelalter, Dänemark, Schweden, Polen), die Demokratie in Pöbelherrschaft über (einige Beispiele aus den neueren und neuesten Revolutionszeiten). Übergroße und lähmende Beschränkung der ausübenden Gewalt (Dänemark im 17. und Polen im 17. und 18. Jahrhundert).

b) Die Regierungen halten in Rücksicht der Staatsverfassung oft nicht Schritt mit der fortschreitenden Bildung des Volkes und mit der der Nachbarvölker. — Dann entstehen Unduldsamkeit (Frankreich unter Ludwig XIV.); starkes Halten am Alten und Veralteten (das alte deutsche Reich, Venedig, Holland); innere Parteiungen (Hüte und Mützen in Schweden, Liberale und Servile); unruhige Köpfe, Volksaufwiegler.

2) In monarchischen Staaten besonders liegen die Ursachen häufig in der Persönlichkeit der regierenden Fürsten.

a) Schwäche derselben. — Mangel an Weisheit in der Wahl der Staatsdiener, welche dann ihre eigennützigen Zwecke verfolgen; Günstlinge; Vergeudung der Staatseinkünfte, Druck der Unterthanen durch unerschwingliche Abgaben und feile Justiz; übermäßige Schuldenlast; verkehrte Politik nach außen und schwankende Maßregeln, schwankende Haltung gegen das Ausland.

b) Leichtsinnige Kriegslust. (Alexander der Große, Karl XII., Napoleon.)

3) In der Lage des Staates.

a) Lose zusammengefügt und Mangel an natürlichen Grenzen.

b) Übergroß und aus Völkern bestehend, die einander gegenseitig beneiden und hassen. (Das Kalifat; Skandinavien und Margaretha; Österreich.)

c) Langer erschlaffender Friede.

4) In dem Volke selbst.

a) Nicht Fortschreiten in der Bildung mit anderen Völkern. (Türkei, Portugal, Spanien.)

b) Luxus, Schwelgerei, Gewinnsucht und im Gefolge derselben Sittenlosigkeit, körperliche Schwäche; Mangel an Kraft, Unheil von außen abzuwehren; lieber fremde Krieger in Sold nehmen, als selbst Krieger werden (Karthago, das Kalifat, Holland); Mangel an Hingebung fürs ganze Vaterland, die sich in Selbstsucht und Eigennutz verwandelt.

III. Kommen zu den inneren Gründen noch äußere — dann erfolgt leicht eine gänzliche Auflösung des Staates.

108. Ordnung regiert die Welt!

A. Der Meister in der „Glocke" nennt in einer Betrachtung, welche die Kulturentwickelung, das Zusammenleben der Menschen, das Entstehen der Ortschaften und Staaten veranschaulicht, die Ordnung eine „heilige," eine segensreiche Himmelstochter, die den ungeselligen Wilden vom Fischer-, Jäger- und Nomadenleben zur seßhaften Lebensweise führte und das Teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande! — Und mit Recht feiert und verherrlicht der Dichter die Ordnung als segensreiche Himmelstochter —

B. denn Ordnung regiert die Welt!

I. in der Natur

1) als ewig unveränderliche Weltordnung im allgemeinen — cf. Neuffers „Hymne an die Natur,"

2) als ewig festes Naturgesetz der Erde im besondern — „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören" 2c. 1. Mos. 8, 22.

II. Im Bereiche der Menschen:

1) als Staatsgesetz im Staate — als gesetzliche Obrigkeit —

2) als Sittengesetz in der Familie, im Leben, Schalten und Walten des einzelnen — als religiös-göttliches Gebot.

C. Da die Ordnung eine so heilige, segensreiche Himmelstochter ist, so ist es des Menschen Pflicht: sich in die Ordnung zu fügen, dieselbe zu ehren und mit freier, sittlicher Selbstbestimmung überall zu fördern, wo er mit seinem Willen wirken kann.

109. Die Folgen des höfischen Luxus.

(Aus Fenelons Erlebnisse Telemachs 22. Buch nach Rückerts Übersetzung.)

Ein fast unheilbares Übel, das die sittlichen Zustände eines Staates untergräbt und vernichtet, ist der Luxus. Wie die allzu große Auctorität für die Könige ein Gift ist, so ist der Luxus für die ganze Nation ein Gift. Es heißt, daß sich die Armen

durch ihn auf Kosten der Reichen nähren, als ob diese nicht ihren Unterhalt auf eine viel nützlichere Art durch Vervielfältigung der Früchte der Erde gewinnen könnten, ohne die Reichen durch Verfeinerung der sinnlichen Genüsse zu verzärteln. Die ganze Nation gewöhnt sich daran, die überflüssigen Dinge als die notwendigsten Bedürfnisse des Lebens anzusehen. Mit jedem Tage kommen neue derartige Notwendigkeiten auf, und Sachen, die man vor dreißig Jahren noch nicht einmal kannte, werden jetzt als unentbehrlich angesehen. Diese Verderbnis nennt man guten Geschmack, Vervollkommnung der Künste und Verfeinerung der Nation. Ja, man lobt dieses Laster, welches noch so viele andere im Gefolge hat, sogar noch als Tugend.

Es verbreitet sein ansteckendes Gift von dem König bis zu dem Geringsten des Volkes. Die nächsten Angehörigen des Fürsten wollen seine Pracht nachahmen. Die Großen wollen diesen Verwandten nichts nachgeben. Die Mittelklasse dünkt sich ebensoviel als jene und will es ihnen gleich thun, denn wo ist der Mensch, der sich zu bescheiden wüßte? Die kleinen Leute wollen als zum Mittelstande gehörig angesehen werden. Jeder strengt sich über seine Kräfte an, der eine infolge seiner Prachtliebe und um sich mit seinen Reichtümern zu brüsten, der andere aus falschem Schamgefühle und um seine Armut zu verbergen. Selbst die, die weise genug sind, eine so große Unordnung zu mißbilligen, sind es doch nicht in dem Grade, um sich als die ersten über diese Mißbräuche zu erheben und ein besseres Beispiel zu geben.

Eine ganze Nation richtet sich zu Grunde, alle Stände kommen in Verwirrung. Die Sucht, Reichtümer anzuhäufen, um einen so nichtigen Aufwand machen zu können, verdirbt die edelsten Charaktere. Reichtum ist die Devise, Armut gilt als Schande. Mag einer gelehrt, geschickt, tugendhaft sein, mag er die Menschen unterrichten, Schlachten gewinnen, das Vaterland erretten, alles dem allgemeinen Wohle opfern: er wird verachtet sein, wenn er seinen Vorzügen durch den Prunk keinen Glanz verleiht. Sogar die, die keine Schätze haben, wollen sich den Anschein geben, als ob sie deren besäßen und gerieren sich als reiche Leute. Sie leihen, betrügen und bedienen sich unzähliger niedriger Mittel, um emporzukommen.

Aber wer soll diesen Übelständen abhelfen? Der Geschmack und die Gewohnheiten einer ganzen Nation müssen geändert werden, neue Gesetze an die Stelle der alten treten. Wer vermöchte dies zu unternehmen? Wer anders als ein weiser

Fürst, der zugleich durch das Beispiel seiner eigenen Mäßigung alle diejenigen, welche an dem üppigen Aufwande Gefallen finden, beschämen und die Besseren ermuntern kann, die sehr erfreut sein werden, durch ein solches Vorbild zu einer ehrenhaften, einfachen Lebensweise auctorisiert zu sein.

110. Wer einen Tag der Welt nicht nützt, hat ihr geschadet, Weil er versäumt, wozu ihn Gott begnadet.

(Rückert.)

Sinn: Lassen wir einen Tag vorübergehen ohne etwas Nützliches gethan zu haben, so schaden wir uns oder anderen, während wir durch nutzbringende Thätigkeit uns selbst und unseren Nächsten förderlich sind.

Einleitung. Viele Menschen vergeuden die Tage ihres Lebens, ohne etwas Nützliches zu vollbringen. Verschiedene Weisen dieses Vergeudens als: Trägheit, Zerstreuungssucht, Unordentlichkeit und Nachlässigkeit ꝛc.

Wir sollen keinen Tag, ohne etwas Nützliches gethan zu haben, hingehen lassen:

1) weil nur so unser Leben bei der Kürze und Vergänglichkeit der Zeit nicht als ein leeres und ein nichtiges erscheint, sondern sich mit einem auch anderen zu gute kommenden Inhalt erfüllt;

2) weil wir nur unter dieser Bedingung eine innere Selbstbefriedigung empfinden;

3) weil wir nur so unserer über die Beschränktheit unserer Lebenszeit hinausreichenden Bestimmung genügen können.

4) Durch Unthätigkeit ziehen wir uns empfindliche Nachteile zu; auch die nächste Zukunft ist ungewiß, und niemand kann darauf rechnen, einmal versäumtes noch nachholen zu können. Andere kommen uns infolge dessen leicht zuvor. Auch unseren Mitmenschen kann unsere Nachlässigkeit oder Trägheit üble Folgen bereiten, während wir doch stets bereit sein sollen, auch das Wohl unseres Nächsten nach Kräften fördern zu helfen.

Schluß. Darum weiser Gebrauch der Zeit. Nulla dies sine linea. (Plinius.) Worin besteht dieser? —

(Mit Benutzung von Rinnes prakt. Dispositionslehre, 36.)

111. Über das Vergnügen und den Nutzen, welches Schauspiele gewähren können.

Einleitung. Keinem Vergnügen sieht man die Menschen jedes Standes und Alters begieriger nachgehen, als dem, welches

die Bühne gewährt. Auf keines wird verhältnismäßig mehr Zeit und Geld verwendet, und man darf hinzusetzen: in keiner Gattung des Vergnügens ist der Mensch geneigter, mit wenigem fürlieb zu nehmen. Wenigstens gilt das letztere vom großen Haufen.

Es muß also doch ein besonderer Reiz in der Natur des Schauspiels selbst in der Art, wie es angestellt wird, liegen. Auch könnte sich wohl das schlechthin Unnütze nicht so allgemein empfehlen. Worin besteht denn wohl der Reiz und der Nutzen desselben, das Wort in dem Sinne genommen, worin es sowohl Lust- als Trauerspiel bedeutet?

1) Schon die gesellige Zusammenkunft mit Menschen aus den verschiedensten Ständen, die, für den Abend aller Geschäfte vergessend, sich dem Kunstgenuß überlassen, hat etwas dem Gemüte Wohlthuendes. Es kommt hierzu der Reiz der Musik, die Dekoration der Bühne, die Pracht in der Kleidung, die Unterhaltung über das Spiel und den Gegenstand desselben in den Pausen.

2) Aber auch davon abgesehen, liebt der Mensch

a) ein Bild des Menschenlebens mit seinen mannigfaltigsten Schicksalen, in seinen verwickelten Lagen, mit seinem Ernst und Scherz in Leiden und Freuden, bald in erhabener Würde, bald in tiefster Erniedrigung zu erblicken; zu sehen, wie Thorheit den Menschen lächerlich, Laster ihn unglücklich oder klein und verächtlich macht. Kurz, es ist ihm schon dieser Spiegel des Menschenlebens ein höchst interessanter Gegenstand.

b) Er entlehnt aber auch aus wahren und gelungenen Darstellungen eine tiefere Kenntnis seiner selbst und der Menschen. Es wird ihm das Auge geöffnet für den Gang des gewöhnlichen Lebens und für das, was die eigene Erfahrung ihm darbietet.

c) Der Abscheu vor dem Laster; der Spott, der den Thoren trifft; die sanfte Rührung und der allgemeine Beifall, welchen die anspruchslose Tugend erweckt, befestigt gleichsam seinen Geschmack an dem, was gut, edel und wohlanständig ist. Sein Gefühl wird veredelt und zarter, seine Leidenschaften werden gereinigt.

d) Regeln der Klugheit und des sittlichen Wohlverhaltens entlehnt der Zuschauer sich selbst aus der Betrachtung dessen, was vor seinen Augen sich entwickelt, und eine solche Moral ist oft wirksamer, als die in trocknen Sprüchen mitgeteilte.

112. Über das Anziehende und Verderbliche der Romanlektüre.

In der Einleitung geht der Verfasser von der Erfahrung aus, daß der Hang zur Romanleserei in Deutschland noch jetzt überall herrschend, vorzüglich aber damals sehr groß gewesen sei, als außerordentliche Begebenheiten der Zeit die Aufmerksamkeit noch weniger auf die Wirklichkeit hingeleitet hätten. —

Er schildert den fast alle Stände durchdringenden Hang zu solcher Leserei, und die dadurch veranlaßte Sündflut von Schriften mit lebhaften Farben. Dann geht er in die Untersuchung ein: Woher der anziehende Reiz der Romane? Er findet diesen

a) in dem Vergnügen, welches eine mühelose Unterhaltung gewährt. Der Mensch haßt gewöhnlich das langwierige Nichtsthun ebenso sehr, als ein anstrengendes und ermüdendes Nachdenken. Vor dem einen, wie vor dem anderen, sichert ihn das Lesen von Romanen;

b) in dem Spiel der Einbildungskraft, welche durch die erdichtete Welt, in welcher uns der Roman umherführt, in Bewegung gesetzt wird;

c) in der Nahrung, welche den Lieblingsbegierden der Menschen dadurch zugeführt wird;

d) in der Vergleichung jener erdichteten Personen und Umstände mit der Wirklichkeit.

So wenig nun auch die Romandichtung an sich verwerflich sei — weil es sich denken lasse, daß der Dichter sein Talent zur Entwickelung der edelsten Gefühle und zur Befestigung in den lobenswürdigsten Grundsätzen gebrauche, und so gewiß auch durch einige der trefflichsten Romane Geschmack, Menschenkenntnis und sittliche Veredelung gewinnen könnten: so sei dennoch das zu häufige Lesen derselben ohne strenge Auswahl in mehr als einer Hinsicht verderblich, mindestens gefährlich. Denn

a) der Geschmack an der einfacheren ungeschminkten Wahrheit der Geschichte leide durch die Verwöhnung zu dem Gekünstelten, Ungewöhnlichen, Abenteuerlichen;

b) die überspannte Einbildungskraft werde über den alltäglichen Kreis der Erfahrung so hinausgehoben, daß nun der gewöhnliche Gang des gemeinen Lebens dem in der Romanwelt Einheimischen mißbehage. Empfindelei und Lebensüberdruß sei davon oft die traurige Folge;

c) aber in manchen Romanen werde auch durch schlaffe

Grundsätze, durch Erweckung bösartiger Leidenschaften, der Keim zu dem tiefsten Verderben ausgestreut;

d) endlich entwöhne die leichte und mühelose Art der Unterhaltung von aller anstrengenden Thätigkeit.

Grund genug, den Jüngling vor dem Mißbrauche derselben zu warnen!

113. Über den Einfluß der Einsamkeit auf die Bildung des Geistes und die Veredelung des Herzens.

Einleitung. Der Trieb zur Geselligkeit liegt tief in der Brust des Menschen. Eine völlige Abgeschiedenheit von der Welt ist im gesunden Zustande des Geistes und Körpers weder ohne zwangvolle Selbstüberwindung möglich, noch der Wohlfahrt und Bildung des Menschen zuträglich.

Aber wie groß auch der Nutzen und die Freude sein mag, die ein guter geselliger Umgang gewähren kann, so muß sie doch mit der Einsamkeit abwechseln, und diese hat ebenfalls sehr empfehlenswürdige Seiten:

I. Für die Bildung des Geistes; denn

1) nur in der Einsamkeit, wo der Anlaß zur Zerstreuung fehlt, und die Sinne nicht von außen her gereizt werden, können gründliche Einsichten erworben, der Umfang des eigenen Wissens am untrüglichsten erkannt und die schon erworbenen Kenntnisse gehörig verarbeitet werden;

2) nicht bloß dem Erlernen und der emsigen Forschung in den Quellen, sondern auch dem stillen Nachdenken, der Verarbeitung des erlernten Stoffes, wodurch das Ganze besser geordnet und mehr unser Eigentum wird, ist jene Zurückgezogenheit aus dem Gewühl des Lebens und aus den größeren Kreisen sehr günstig;

3) ganz vorzüglich aber der Ausarbeitung eigener Gedanken, durch welche das Einsammeln und Nachdenken erst recht fruchtbar wird.

II. Für die Veredelung des Herzens:

a) durch Verminderung sinnlicher Reize;

b) durch ruhiges Nachsinnen über den Zweck unseres Daseins;

c) durch Entfernung böser Beispiele und

d) durch Gebet und Andenken an den Gesetzgeber der sittlichen Welt;

e) durch unbefangene, nicht durch Schmeichelei mißgeleitete Prüfung unseres sittlichen Wertes;
f) durch den nur in der Einsamkeit möglichen Entwurf eines festen Lebensplanes.

114. Über die Äußerungen, Ursachen und vorzüglichsten Beförderungsmittel des wahren Patriotismus.

Die Einleitung enthält Lobsprüche der Vaterlandsliebe und belegt den Satz mit Beispielen, daß von den Alten keine Tugend höher geschätzt worden sei. Dann wird eine Definition des echten Patriotismus vorangeschickt. Echter Patriotismus sei die aus Vorliebe zum Vaterlande entspringende, und mit Achtung für Bürgerpflicht verbundene Neigung, das Wohl desselben ernstlich, selbst mit Aufopferung, zu befördern. Diese Definition wird gerechtfertigt, der unrechte vorgebliche Patriotismus in seiner Blöße dargestellt, und kurz gezeigt, wie Vaterlandsliebe nur moralischen Wert erhalte, wenn sie nicht blinde, instinktartige Neigung, sondern durch Gefühl verschönerte Achtung für Pflicht sei, zu welcher jedoch, wenn sie nicht in allgemeiner Menschenliebe sich äußern solle, noch eine Vorliebe fürs Vaterland hinzukommen müsse, um echter Patriotismus heißen zu können. Diese Tugend äußert sich

1) in treuer und standhafter Befolgung der vaterländischen Gesetze. Keiner rühme sich ein Patriot zu sein, der nicht den Gesetzen, durch welche Ordnung und Ruhe — diese Grundpfeiler jedes glücklichen Staates — befördert werden, gemäß lebt;
2) in der thätigen und beharrlichen Teilnahme an jeder gemeinnützigen Anstalt des Vaterlandes;
3) in dem Eifer, die Ehre, Sicherheit und Freiheit desselben gegen jeden Angriff im Frieden, wie im Kriege, und in diesem sogar mit Aufopferung seines Lebens, zu verteidigen;
4) endlich auch in der, mit Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt, bewiesenen Standhaftigkeit in Erfüllung seiner Berufspflichten.

Die Ursachen desselben sind teils physisch, teils moralisch.

1. Physisch. Denn

a) durch langen Umgang gewinnen wir Personen lieb, die uns durch Dienste und Gefälligkeiten verpflichtet haben. Mehr oder minder ist aber jeder seinem Mitbürger verpflichtet;

b) Einerlei Sitten, gleiche Gesetze und Religionsgebräuche wecken jene Vorliebe noch mehr und knüpfen das Band der Eintracht unter den Bürgern.

c) Im Vaterlande durchlebten wir die frohen Tage der Kindheit, schlossen den Bund der Freundschaft mit den Gespielen unsrer sorgenfreien Jugend, und sehen täglich Gegenstände, die uns an genossene Freuden erinnern. — Daher die Freude über Menschen, die uns in der Fremde besuchen, und entweder einheimisch in unserem Vaterlande geworden, oder Einwohner desselben sind.

II. Moralisch. Denn dem vernünftigen Menschen ist es einleuchtend, daß

a) das Wohl der Menschheit, weil wir auf alle Bewohner der Erde nicht wirken können, am sichersten befördert wird, wenn jeder in dem ihm angewiesenen Kreise, ohne ungerecht gegen andere zu sein, so viel Gutes, als er kann, zu wirken sich bemüht; und

b) daß es Pflicht sei, Wohlthaten und Dienste, die wir selbst gern annehmen, und deren wir von Kindheit an so viele im Vaterlande genossen, dankbar zu erwidern, und der Nachwelt die Beförderungsmittel der Bildung und Wohlfahrt, an denen wir selbst teilnahmen, zu erhalten.

Es ist eben darum ein unüberlegter und nicht zu rechtfertigender Gemeinspruch: ubi bene, ibi patria.

III. Die Beförderungsmittel des Patriotismus sind im allgemeinen schon aus der Abhandlung von den Ursachen desselben herzuleiten.

Die vorzüglichsten sind:

1) Innige Vereinigung und gemeinschaftlicher Verkehr der Staatsbürger. Diese wird aber befördert

a) durch alle die Anstalten, durch welche ein gemeinschaftliches Interesse und Wertschätzung des vaterländischen und die Abhängigkeit des einen Bürgers vom anderen bezweckt wird. Daher der Patriotismus Englands, Frankreichs, Nordamerikas;

b) durch die Gleichheit der Gesetze — durch die Unterordnung unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt und die allgemeine Teilnahme an einer Staatsverfassung. Deutschland hatte einst, weil es, unter so viele Fürsten verteilt, mit seinem Reichsoberhaupt in zu loser Verbindung stand, weniger Patriotismus, als Preußen und England;

c) durch Gleichheit der Religion. Darum zwang Karl der Große die heidnischen Völker, christlich zu werden;
d) durch Volksfeste. Dadurch weckte Griechenland, obgleich in verschiedene Staaten verteilt, den Sinn der Eintracht unter seinen Mitbürgern. — Olympische, Isthmische, Nemeische Spiele.

2) Die Weisheit der Gesetzgeber und unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit. Denn nur für einen Staat, in welchem das Eigentumsrecht und persönliche Freiheit gesichert ist, wo der unterdrückten Unschuld aufgeholfen, und die Ehre des Bürgers geschützt wird, kann man patriotische Gefühle hegen.
3) Denkmäler und öffentliche Anerkennung großer Verdienste; National-Bühnen, Ehrensäulen, Hymnen, Kriegslieder. — Man denke nur an Pindar, Tyrtäus, Gleim u. a.
4) Eine zweckmäßige Bildung der Jugend in großen und öffentlichen Lehranstalten.

115. Worin besteht die wahre Freiheit?

Einleitung. Das Streben nach Freiheit ist in der Natur unseres Wesens begründet; die Dichter haben sie zu allen Zeiten gepriesen; auch das Christentum verlangt, daß wir nach derselben streben: 1. Cor. 7, 23. Gal. 5, 1. 3.

Ausführung. Die Vorstellungen von Freiheit sind aber sehr verschieden.

A. Was denkt sich die Mehrzahl der Menschen unter Freiheit? — Unabhängigkeit, Thun und Lassen, was man will. — Solche Freiheit ist unmöglich; man bedenke: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich.“ — In diesem Sinne ist nur Gott frei, dessen Wille immer gut und unwandelbar ist.

B. Es giebt eine falsche Freiheit, die geneigt ist, alle Schranken zu durchbrechen, statt daß wir uns selbst Schranken setzen sollten. Solche Freiheit ist Zügellosigkeit; im Namen derselben sind die ärgsten Schandthaten verübt worden.

C. Es giebt aber eine wahre Freiheit. Sie erscheint
1) als leibliche Freiheit im Gegensatze zu Krankheit, Fesseln, Gefangenschaft, Dienstbarkeit;
2) als geistige Freiheit im Erkennen, Denken, Urteilen und Glauben;
3) als Willensfreiheit in der Unabhängigkeit von sinnlichen Trieben und Begierden, in dem Vermögen, aus eigener

Macht Entschlüsse zu fassen; in der Unterwerfung unter die sittlichen Forderungen der Vernunft.

Bei der Bildung der Staaten hat der Mensch die Freiheit des Tieres aufgegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Unterwerfung unter den göttlichen Willen ist das höchste Gesetz der Freiheit.

116. Über die öffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung besteht in dem allgemeinen Urteile über uns und unsere Handlungen. — Wie haben wir uns bei der Verschiedenartigkeit des Urteils anderer über uns zu verhalten?

1) Wir sollen der öffentlichen Meinung keinen zu hohen Wert beilegen.
2) Wir sollen uns durch die öffentliche Meinung allein in unseren Handlungen nicht bestimmen lassen.
3) Wir dürfen die öffentliche Meinung nicht zu gering achten.

Sie führt uns zur Selbstprüfung — macht uns behutsamer und vorsichtiger im Reden und Handeln — hat Einfluß auf unser häusliches und bürgerliches Wohlsein — bewahrt uns sehr oft vor Nichtachtung und Geringschätzung anderer gegen uns — flößt uns Achtung gegen die Pflichten des geselligen Lebens ein.

117. Über die Hauptquellen des Irrtums in der menschlichen Erkenntnis.

Einleitung. Festbegründete, lautere und allumfassende Wahrheit ist das Ziel des forschenden Geistes. — Aber auch bei dem besten Willen schleicht sich Irrtum mit ein. Er ist das allgemeine Los der Menschheit. Um seine Quellen, soweit unsere Kraft reicht, zu verstopfen, müssen sie aufgesucht werden. Sie liegen

1) teils in der Natur und Beschränktheit des menschlichen Geistes, und um in dieser Hinsicht dem Irrtume abzuhelfen, ist die Erforschung der Grenzen unseres Erkenntnisvermögens das einzige Mittel;
2) in der sorglosen Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit so vieler Menschen, denen mühsame und ernste Erforschung der Wahrheit nicht am Herzen liegt;
3) in den teils unvermeidlichen, teils vermeidlichen Vorurteilen, wodurch die Meinungen im großen oder kleinen durch Erziehung, Familie, Stand, Volkssitte und Landesregierung beherrscht werden.

Hier sind zu unterscheiden:
1) die Vorurteile für fremde Autorität, das Nachsprechen des Ungeprüften, der Kinderglaube;
2) der Gewohnheit;
3) des Eigennutzes, der aus zu großem Vertrauen auf eigene Einsicht besteht;
4) die Vorurteile für das Neue oder das Alte, Hang zum Sichgehenlassen oder Sucht durch auffallende Bemerkungen zu glänzen.

118. Über die Entstellung der Wahrheit bei alltäglichen Erzählungen, nach ihren Ursachen und Folgen betrachtet.

Einleitung. Man geht aus von dem Erfahrungssatze, daß die von anderen uns mitgeteilten Gerüchte, nach sorgfältiger Prüfung, oft nur halbwahr, und bald die Veranlassungen einer Begebenheit, bald ihre Beschaffenheit und die Umstände, unter welchen sie sich ereignet haben soll, oft auch die Folgen, in einem falschen Lichte dargestellt, zuweilen verstümmelt, ein andermal durch Zusätze verunstaltet sind.

Thema. Woher diese auffallende Erfahrung? Und welche Folgen gehen daraus hervor?

I. Wie läßt sich ihre Entstehung erklären?

A. Teils aus unwillkürlicher; B. teils aus willkürlicher Verdrehung der Erzählenden; C. aus der Beschaffenheit derer, die sie anhören.

Zu A. gehört
a) eine zu große Lebhaftigkeit der Phantasie, die das Eingebildete mit dem Wirklichen verwechselt;
b) der Mißverstand, oder die falsche Ansicht der Begebenheit und die Unbekanntschaft mit ihrem wirklichen Verlaufe — teils Folgen schlechter Berichte, teils des unwillkürlichen Mangels an Aufmerksamkeit im Anhören, und einer gewissen sorglosen Trägheit, die sich nicht um Erforschung des Wahren bemühen mag.

B. Die absichtliche Verdrehung der Wahrheit geht hervor
a) aus dem Bestreben, seine Erzählung zu verschönern;
b) aus unzeitiger Spaßmacherei, um nur Lachen zu erregen;
c) aus leidenschaftlicher Gemütsstimmung; aus Schmeichelei und der damit verbundenen Furcht zu mißfallen, oder aus Rachsucht und Neid.

C. Die Leichtgläubigkeit, die Wundersucht und der Unverstand derer, die solche Erzählungen hören, wird durch die leichtsinnige Verbreitung derselben eine mitwirkende Ursache.

II. Welche Folgen entspringen daraus?

a) Manche Lüge wird ungeprüft für eine wirkliche Thatsache, manche entstellte Begebenheit für wörtlich wahr gehalten;

b) dem guten Namen anderer wird oft empfindlich geschadet;

c) unnötige und Unruhe verbreitende Gerüchte werden unter das Volk ausgestreuet.

119. Erinnerung und Hoffnung, zwei angenehme Begleiterinnen im Leben.

I. Einleitung.

1) Es ist eine schöne Dichtung der Alten, daß, als das goldene Zeitalter von der Erde verschwand, und Unschuld und Freude die Menschen floh, die Götter ihnen zum Ersatz Erinnerung und Hoffnung gegeben hätten.

2) Diese sind auch wirklich die freundlichsten Begleiterinnen des Menschen durch das Leben: in den jüngeren Jahren besonders die Hoffnung, in den späteren die Erinnerung — oft beide neben einander.

3) Der Mensch fühlt sich selten in der Gegenwart recht innig beglückt: oft vermißt er etwas. Dann ist es die Erinnerung und die Hoffnung, die ihn aufrichten.

II. Abhandlung.

1) Beide erhöhen die Freuden der Gegenwart. — Der Gedanke an entschwundene Freuden, wie an überstandene Leiden, hat bei dem Genusse der Gegenwart etwas Angenehmes. Ebenso die Hoffnung auf bevorstehende Freuden.

2) Sie geben Kraft zur Arbeit und Thätigkeit. Erinnerung sagt uns, wie früher unsere Bestrebungen gelangen; Hoffnung läßt uns glauben, daß sie auch ferner nicht erfolglos sein werden.

3) Sie ermutigen bei bevorstehenden Gefahren. Erinnerung lehrt, daß Mut früher dieselben bestehen half, und Hoffnung belebt uns mit dem Gedanken, daß er es auch ferner thun werde, und weckt Selbstgefühl.

4) Sie beruhigen bei Verkennung unserer guten Absichten. Jene liefert uns ein besseres inneres Bewußtsein — diese tröstet uns damit, daß man uns bald richtiger beurteilen werde.

5) Sowie im Glücke die Erinnerung vor Stolz und übergroßem Selbstvertrauen bewahrt, so schützt die Hoffnung im

Unglücke vor Mutlosigkeit und Verzweiflung. Jene hat gezeigt, wie Glück mit Unglück wechselt; diese läßt dasselbe für die Zukunft erwarten.

6) Sie trösten im Leiden. Frühere wurden überstanden: das sagt uns die Erinnerung. Daher die Hoffnung, auch die jetzigen werden überstanden werden.

7) Sie benehmen die Furcht vor dem Tode. — Erinnerung an gut verlebte Jahre, an treu erfüllte Pflicht, an bewirktes Gute — und Hoffnung auf ein schönes Jenseits erleichtern die Todesstunde.

III. Jedoch sind beide nicht bei allen Menschen in gleichem Grade Quellen der Freudigkeit. — Bei den Schlechten ruft die Erinnerung das Andenken an Vergehungen und Fehler zu stark hervor; die Hoffnung ist mit Furcht und Angst gemischt. — Daher bewahre dir eine gute Erinnerung für die Vergangenheit: dann wirst du auch mit schöneren Hoffnungen in die Zukunft blicken können.

120. Über den Einfluß der Phantasie auf unsere Erkenntnis, unsere Denkart und Zufriedenheit.

Der Mensch verdankt den brauchbarsten Teil seiner Kenntnisse der Anschauung, vermittelst des sinnlichen Empfindungsvermögens. Den dadurch eingesammelten Vorrat anschaulicher Erkenntnisse zu beherrschen und in seiner Gewalt zu haben, ist für die Benutzung desselben von ungemeiner Wichtigkeit. Aber nicht minder wichtig ist die Fähigkeit, den vorrätigen Stoff durch selbstthätige und in einem gewissen Sinne schöpferische Kraft beliebig zu gestalten und zu vervielfältigen. Beiderlei Seelenkräfte hat man lange mit dem Namen der Phantasie bezeichnet, obgleich neuere Forscher das schaffende Vermögen von dem sinnlichen Erinnerungsvermögen schärfer unterscheiden. Das letztere nennt man richtig die Einbildungskraft; das erste die Phantasie im engeren Sinne oder das schöpferische Dichtungsvermögen. Hiermit wäre die einleitende Frage beantwortet: Was ist unter Einbildungskraft und Phantasie zu verstehen?

I. Daraus ergiebt sich der Einfluß, den sie auf unsere Erkenntnis hat. Dieser ist

1) ein günstiger, indem sie

a) uns durch treue Wiederholung des Angeschauten die darzustellenden oder zu beurteilenden Gegenstände vergegenwärtigt, so daß z. B. die Beschreibung einer

Schlacht, die Schilderung einer Gegend, die Darstellung von Personen und Handlungen, die wir einmal gesehen und scharf beobachtet haben, uns desto besser gelingt; indem sie

b) durch das Vermögen, aus den schon gemachten Erfahrungen und erworbenen Anschauungen neue Bilder des Lebens zu gestalten, neue Situationen, Charaktere und Begebenheiten zu erdichten, und sie über das Gemeine zu erheben, uns für Ideale empfänglich macht;

2) ein ungünstiger, insofern sie bei einem zu hohen Grade von Lebhaftigkeit

a) unsere Empfindungen verfälscht;

b) die Wirksamkeit des Verstandes durch verwirrende Zuthaten stört, und

c) wohl gar ihre eigenen Erdichtungen uns als Wahrheit aufdrängt.

II. Ihr Einfluß auf die Denkart ist nicht minder groß. Denn

a) durch sie vornehmlich hängt unser Erkenntnisvermögen mit dem Willen zusammen, indem sie den Vorstellungen der Vernunft die Kraft giebt, unsere Neigungen zu erwecken. — Erläuterung durch Beispiele. — Der bloße, nüchterne Gedanke: der Feind nahet heran; das Vaterland ist in Gefahr! wird z. B. vielleicht unwirksam an der Seele abgleiten. Aber wenn man sich die Schrecknisse lebhaft ausgemalt denkt, wie viel wirksamer wird diese Vorstellung zur Ergreifung der Waffen ermuntern! Ferner die bloße Vorstellung von Pflicht — als reine Vorstellung der sittlichen Vernunft — wie viel weniger wirksam wird sie sein, als die lebhafte Ausprägung eines hohen Charakters, eines mit Verdiensten gekrönten Mannes.

b) Sie empört und stärkt, aber sie dämpft auch und schlägt unsere Triebe nieder. Der thörichtste und ausschweifendste Gedanke kann durch ihre Gaukeleien uns annehmlich erscheinen. Ritterliche Abenteuer — Kreuzzüge. — Unternehmungen der Weltstürmer und Donquichotterieen aller Art wurden durch ihre Vorspiegelungen befördert. Aber sie kann von dem, was sie selbst vorgemalt hatte, als reizend und unseres Bestrebens würdig, durch geflissentliche Verunstaltung wieder abschrecken.

c) Von ihr rührt insonderheit der Grad von Lebhaftigkeit und Wärme her, mit welchem wir handeln. Sie giebt dem Charakter jedes einzelnen Menschen Gestalt und Farbe.

III. Groß ist endlich auch ihr Einfluß auf unsre Zufriedenheit, indem sie zur Erhöhung sowohl unserer Freuden, als unserer Leiden, mächtig mitwirkt. Denn

a) nicht nur erhöht sie den Reiz jedes Gutes, nach welchem wir streben; bedeckt die Mängel desselben; verwandelt Schönheit in den Augen des Begeisterten in unwiderstehliche Reize, sondern

b) sie schenkt uns auch vor dem wirklichen Besitze und Genusse Freuden, denen die des Genusses selbst nachstehen; sie läßt

c) genossene Freuden uns noch lange nachher von neuem kosten; läßt uns

d) an den Vergnügungen, Festlichkeiten und Freuden anderer, auch noch so entfernt wohnender Menschen Anteil nehmen; sie eröffnet uns

e) die Aussicht in eine vollkommene, von allen Mängeln freie Welt, und befriedigt durch diese ideale Vorstellung ein Bedürfnis des Herzens. Aber sie kann auch Urheberin unserer empfindlichsten Leiden werden. Denn

   a) sie verwandelt durch ihr Blendwerk unschädliche, ja oft sogar unnütze Dinge in große Übel;

   b) sie quält uns mit unnötiger Furcht und wird besonders dem krankhaft erregten Menschen Quelle unsäglicher banger Besorgnisse;

   c) sie giebt wirklichen Übeln eine schrecklichere Gestalt; benimmt der ganzen Schöpfung ihren Reiz; sie bringt

   d) wohl gar den ganzen Körper in Verwirrung und Unordnung.

121. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

(Schiller.)

Einleitung. Wer sein Schicksal gänzlich von äußeren Umständen abhängig glaubt, ist in einem bedauernswerten Zustande; ihm fehlt im Glück Zuversicht, im Unglück Mut.

Thema. Inwiefern ist der Mensch selbst der Schöpfer seines Glückes?

A. Glücksgüter sind allerdings eine Gabe der Vorsehung, aber unser Schicksal gestaltet sich doch auch nach unseren Handlungen und nach unserer Denkungsart.

1) Wähle deinen Lebensberuf mit Einsicht und wäge, ehe du wagest. Dem Thoren lächelt das Glück umsonst.

2) Strebe nach dem, was du dir vorgesetzt, mit einer eifrigen und ausdauernden Thätigkeit. Der Landmann bringt nicht die Zeit mit müßigen Wünschen und Hoffnungen zu. Wer ernten will, muß säen.

3) Redlichkeit, Nächstenliebe und Frömmigkeit sichern dir den Beistand Gottes und der Menschen.

B. Die Güter des Geistes und Herzens sind der Gewalt der Umstände entzogen, und es hängt von dir allein ab, ob du sie gewinnen willst.

Schluß. Siehe zu, ob du nicht mehr Grund hast, dich selbst als das Schicksal anzuklagen.

Der Mensch ist manchmal Meister seines Schicksals,
Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,
Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge.

(Cholevius.) (Shakespeare.)

122. Was hat der Jüngling bei der Wahl seines Berufes zu berücksichtigen?

Bei dem Eintritte in das Jünglingsalter muß der Jüngling sich für einen Beruf, ein Geschäft, in welchem er sich und der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden gedenkt, entscheiden. Die Wahl des Berufs kann aber leicht verfehlt, und dadurch der Jüngling für die Folge unglücklich werden. Oft hängt die Wahl nicht vom Jünglinge ab; Vermögen, Stand und Wille der Eltern, Vorgesetzten, Verwandten bestimmen dieselbe, oder Landesgesetze schränken sie ein. Ist die Wahl frei, so hat der Jüngling zu beobachten:

1) die hervorstechende Neigung zu dem erwählten Geschäfte. Diese kann jedoch nicht stattfinden, ohne daß der Jüngling wahrhaften Beruf für das erwählte Geschäft hat. Er muß daher wohl erwägen seine körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten zu dem Amte. Beispiele von Berufsarten, zu welchen vorzugsweise körperliche und geistige Kräfte, oder beide gefordert werden;

2) Gründe, hergenommen aus der Wichtigkeit, Nützlichkeit, Ehrwürdigkeit des zu erwählenden Berufes;

3) die ernste Prüfung, ob nicht Eitelkeit und Ehrsucht, oder Bequemlichkeitsliebe ihn bestimmen, diesem oder jenem Berufe sich zu widmen. — Jene beiden veranlassen großenteils das Drängen der niederen Stände in die höheren; diese verleitet oft zu großen Täuschungen, indem nicht selten Geistesarbeiten

leichter erscheinen, als es in der That der Fall ist. — Aus allem folgt, daß die Wahl des Berufes schwierig ist, großer Sorgfalt und Umsicht und des Rates kenntnißreicher und erfahrener Freunde bedarf.

123. Über einige der vornehmsten Hindernisse, welche des Jünglings Bildung erschweren.

Einleitung. Jedes Alter, und vornehmlich das jugendliche, hat mit eigentümlichen Hindernissen der Bildung zu kämpfen. Sowie der Reisende wohl thut, sich nach den Klippen umzusehen, die ihn auf dem zu durchschiffenden Meere bedrohen, so muß auch der Jüngling sich mit den ihn umgebenden Hindernissen bekannt machen.

Wir wollen also

I. die vornehmsten Hindernisse selbst, und

II. die Mittel angeben, wodurch man sie am sichersten entfernt.

Was jene betrifft, so liegen sie teils in dem Menschen, teils außer demselben. Außer ihm

a) in dem Beispiele der Leichtsinnigen;
b) in den von der Stadt dargebotenen Zerstreuungen;
c) selbst in dem mächtigen Reize, welchen die sonst so reinen und erlaubten Freuden einer schönen Natur darbieten.

In ihm

a) Scheu vor Anstrengung bei einigen, Leichtsinn bei andern;
b) Eitelkeit und zu hohe Meinung von sich selbst;
c) Veränderlichkeit und Hang zur Abwechselung.

Wie besiegt nun der Jüngling diese Hindernisse am glücklichsten?

1) Durch ein lebhaftes Andenken an Gott;
2) durch den Umgang mit edlen Freunden;
3) durch öftere Ermunterung des Andenkens an seine erhabene Bestimmung, an das, was er der Menschheit, dem Staate, den Eltern schuldig ist;
4) durch lebhafte Vergegenwärtigung des Elends, in welches ihn unvermeidlich die Sünde stürzt.

124. Über die Pflicht, einig mit uns zu sein.

Die Einleitung erwähnt des Vorwurfs, den man unseren Zeitgenossen so oft gemacht hat, daß Festigkeit des Charakters, durchgängige Bestimmtheit in Denk- und Handlungsweise, unter

ihnen immer seltner werde. — Gewiß treffe dieser Vorwurf viele; und wenngleich kein Zeitalter davon frei sei, so zeige doch die tägliche Erfahrung, mit wie großem Rechte man ihn dem unsrigen mache. Denn nicht lange dürfe man suchen, um Menschen anzutreffen, die weder Grundsätze befolgen, noch minder bestimmten Lebenszwecken mit Festigkeit nachstreben; die bald nach bloßer Laune handeln, bald durch abwechselnde Gefühle und sinnliche Triebfedern bestimmt werden; die sich in Urteilen und Handlungen widersprechen, in keiner Arbeit ausharren, und in ihren Plänen weder Harmonie noch Regel beobachten.

Das Bild dieser Elenden wird anschaulich dargestellt. — Das Resultat dieser Betrachtung ist: Jene schwankende Unbestimmtheit entehre den vernünftigen Menschen, hindere den Fortgang seiner sittlichen Veredelung, und es sei daher Pflicht, schon früh dahin zu streben, daß man einig mit sich selbst werde.

I. Was heißt denn einig mit sich selbst sein? Diese Pflicht begreift dreierlei:

1) Zusammenhang in unseren Überzeugungen;
2) Übereinstimmung in unseren Reden und Urteilen; und
3) eine gewisse Gleichförmigkeit in unseren Handlungen.

II. Welchen Einfluß hat die standhafte Ausübung dieser Pflicht auf uns und andere?

a) Wir können ohne Einigkeit mit uns selbst nicht mit Erfolg an unserer Bildung arbeiten. Denn um zu einem Ziele zu gelangen, muß man sein Ziel im Auge behalten.
b) Wahre Selbstachtung ist ohne Einigkeit mit uns selbst unmöglich.
c) Ohne sie ist es unmöglich, anderen Vertrauen zu uns einzuflößen.

125. Die Bescheidenheit, eine Zierde des Jünglings.

Einleitung. Jedes Alter hat gewisse, ihm besonders wichtige Pflichten und eigentümliche Tugenden. — Dies wird gezeigt durch das Beispiel des Mannes und Greises. — Dem Jüngling vorzüglich geziemt Bescheidenheit. Wir wollen zeigen: 1) woraus sie hervorgeht; 2) wie sie sich äußert; 3) welche Früchte sie uns trägt.

Sie geht hervor

1) aus dem lebendigen Gefühle unseres Abstandes von der Vollkommenheit;

2) aus der Betrachtung, daß wir die meisten unserer Vorzüge, (Kenntnisse, Fertigkeiten, Einsichten) anderen zu verdanken haben;
3) aus der Vergleichung mit solchen, die viel höher, als wir stehen.

Sie äußert sich
1) in den Erweisungen schuldiger Achtung gegen Männer, die durch Erfahrung und Verdienste über uns stehen;
2) in der Maßhaltung unserer Ansprüche, denn wir haben noch keine Verdienste aufzuweisen;
3) in der Zurückhaltung von allen Urteilen über Personen, die wir nicht zu würdigen vermögen.

Ihre Früchte sind folgende:
a) größere Fortschritte in Tugend und Vollkommenheit;
b) höhere Achtung bei allen Vernünftigen;
c) größere Duldung und Nachsicht von seiten anderer.

126. Über die Nacheiferung, als Bildungsmittel der Menschheit.

Die Einleitung führt den Gedanken aus, daß Geschichte und Erfahrung den mächtigen Einfluß der Nacheiferung auf den Geist und die Wohlfahrt ganzer Völker und einzelner Menschen bewähren. — Beispiele. — Karthago und Rom. — Themistokles und Aristides. — Sophokles und Euripides. — Ja, die Beobachtung dessen, was in jeder Schule vorgeht, beweiset ihn unwidersprechlich.

Thema, wie oben, nämlich nähere Untersuchung der Nacheiferung, als eines Bildungsmittels der Menschheit.
I. Nach ihren Quellen;
II. nach ihrem sittlichen Gehalte;
III. nach ihren guten und verderblichen Wirkungen.

Zu I. Die Quellen sind
a) entweder die aufrichtige Wertschätzung der an sich guten und großen Eigenschaften, durch welche wir andere hervorragen sehen, oder
b) der Wunsch, in der Meinung anderer ebenso hoch zu stehen, wie der Gegenstand unserer Bewunderung; also im ersteren Falle die wahre, im zweiten die eitle Ehrliebe. Oder
c) das mit Neid verbundene Verlangen, in dem Besitze der Macht, des Reichtums und anderer äußerer Güter ihnen nicht nachzustehen. Beispiele. —

Zu II. Danach (nämlich nach der Verschiedenheit dieser Beweggründe) ist dann auch der sittliche Gehalt zu bestimmen. Je edler und an sich wünschenswerter der Gegenstand, desto edler die Nacheiferung. — Z. B. in wissenschaftlicher Bildung, um der Wissenschaft willen; in den Verdiensten um das Vaterland, dieser Verdienste wegen. — Je mehr dagegen an Wert der Sache selbst abgeht, desto geringer des Nacheifers Wert. Je freier vom Neide und von kleinlicher Mißgunst, desto höher der Wert.

Zu III. Nur der edle Nacheifer im Edlen kann gute Wirkungen hervorbringen, während ein mißgünstiges Bestreben um das Treffliche sowohl, als auch weit mehr um das Vergängliche oder gar Nichtswürdige, die Denkart der Menschen im innersten Keime vergiftet und neben der guten Frucht auch das Unkraut heranwachsen läßt. Die guten Wirkungen sind: Erregung und durch Anstrengung beförderte Entwickelung der Kräfte, rascher Fortschritt in jeder Kunst und Fertigkeit, erhöhte Vorsicht im Verhalten; die nachteiligen: feindselige Mißgunst, Scheinsucht, Schadenfreude, Verkleinerungssucht, oft auch Krieg, Zerstörung, Untergang.

127. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

I. Einleitung. Das Thema auf einen einfachen Gedanken zurückgeführt, heißt: Der Charakter des Menschen wird aus seinem Umgange erkannt. Der Charakter, das Innere des Menschen, ist an sich verborgen, kann leicht falsch beurteilt werden. Doch bei aufmerksamer Beobachtung läßt er sichaus verschiedenen Lebensäußerungen mit ziemlicher Gewißheit erschließen (Sprache, Benehmen, Kleidung, Handlungen). Ein noch zuverlässigeres Mittel der Umgang.

II. Ausführung.

1) Der Umgang folgt der freien Selbstbestimmung, und der Charakter wird ohne Zweifel aus dem erkannt, dem er in freier Selbstbestimmung folgt.

2) Der Umgang ist nur auf das ihm Entsprechende gerichtet, ebenso der Charakter.

3) Der Umgang sucht durch das Anderseitige das ihm selbst Mangelnde zu ergänzen und in sich aufzunehmen; das ist innerer Drang des Charakters.

III. Schluß. Wenn wir auch auf die anderen Lebensäußerungen des Menschen aufmerksam sein und durch die darüber gemachten Beobachtungen das aus dessen Umgang entnommene Urteil möglichst ergänzen sollen: so wird sich unsere Beobachtung über den Charakter doch hauptsächlich auf seinen freiwillig gewählten Umgang stützen müssen. Immer aber sollen wir bei unserem Urteil behutsam verfahren.

(Nach Rinne.)

128. Warum sind Kenntnisse der beste Reichtum?

I. Einleitung. Die meisten Menschen streben nach Reichtum. Sie verstehen darunter den Zustand des Überflusses an zeitlichen Gütern. Aber das Wort „Reichtum" hat eine allgemeinere Bedeutung: es bezeichnet den Zustand, in welchem irgend etwas Wünschenswertes für uns in Menge und Überfluß vorhanden ist, z. B. Reichtum an Gedanken, an fruchtbaren Bemerkungen, an Einfällen. — Überfluß an zeitlichen Gütern ist allerdings etwas Gutes. — Man kann dadurch auf mannigfache Weise sich das Leben erleichtern und verschönern, worauf der Nichtreiche verzichten muß. Beispiele!

II. Ausführung.

1) Aber der beste Reichtum besteht nicht in zeitlichen Gütern; denn
   a) sie können uns durch Unfälle leicht entrissen werden.
   b) Häufig sind dieselben nicht durch uns selbst erworben, sondern ererbt, gewähren mithin weniger Freude, als selbsterworbene Güter (Kenntnisse, sittliches Bewußtsein, Selbstachtung, Achtung bei anderen).
   c) Sie sind häufig auf schlechte Art erworben, also kein wahres Gut, erzeugen höchstens äußere Ehre bei anderen, neben innerer Verachtung.
   d) Sie werden häufig mißbraucht. Wie?
2) Kenntnisse sind der beste Reichtum.
   a) Man verdankt sie seinem eigenen eifrigen Streben; sie gewähren deshalb mehr und reinere Freuden.
   b) Sie sind uns nicht durch Gewalt oder durch Unglücksfälle zu entreißen.
   c) Sie sichern auch dem Armen sein Auskommen, ersetzen den Reichtum an zeitlichen Gütern, können denselben sogar verschaffen; den geschickten Mann sucht man überall.

d) Sie können zwar auch, aber doch nicht auf so mannigfache Weise gemißbraucht werden, als der Reichtum an zeitlichen Gütern.

e) Sie verschönern das Leben, indem sie Geschäfte leichter gelingen lassen, den Kenntnisreichen wie andere befriedigen; den Sinn für edlere Freuden wecken und nähren, vor Langeweile schützen und Achtung bei anderen gewähren, während der reiche Unwissende verachtet, verspottet und verlacht wird.

Schluß. Willst du also wahrhaft reich sein, so schaffe dir einen Schatz von Kenntnissen und strebe vor allem mit Eifer nach Bildung des Geistes.

129. Des Lebens Müh' lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.

Goethe im Tasso.

I. Einleitung. Umschrieben heißt das Thema: Nur die durch Anstrengung erworbenen Güter lehren uns ihren Wert erkennen. — Die meisten Menschen erkennen selten recht den Wert der Güter, die ihnen vom Glücke zugefallen sind, und die Begünstigung, die sie dadurch vor anderen genießen. Sie fassen Besitz und Genuß derselben als etwas sich von selbst Verstehendes auf und können sich kaum denken, daß es auch nicht so sein könne, und welche Vorzüge vor anderen sie dadurch genießen.

Wer z. B. nie krank gewesen, erkennt kaum den Wert der Gesundheit; wer nie beschwerliche Wege zu Fuß gewandert, schätzt die Annehmlichkeit des Fahrens im bequemen Wagen gering; wer nie Mangel litt, weiß die Güter des Besitzes nicht zu schätzen; wer nie in Gefahr und Hülflosigkeit war, weiß die helfende Freundeshand nicht zu würdigen; wer nie in der Fremde umhergeirrt ist, erkennt nicht das Glück, das er in sicherer Heimat genießt 2c.

II. Ausführung. Daher kommt es, daß so selten jemand mit seinem Geschicke und den Gütern des Leibes und Lebens zufrieden ist. Freilich erscheint es auf den ersten Blick angenehmer, wenn wir uns körperliche wie geistige Güter nicht erst durch Entbehrung und Anstrengung zu erwerben brauchen; ja man hat sogar die gegenteilige Meinung ausgesprochen, daß uns nichts als ein wirkliches Gut und Glück erscheine, als was uns ohne unser Zuthun zu teil wird. Dennoch ist es gewiß,

daß wir nur dasjenige recht würdigen, was wir durch Leid und Mühe des Lebens als unser wahres Eigentum erworben haben. Denn

1) Der Wert der Güter wird aus dem unangenehmen und schmerzlichen Gefühle der Entbehrung erkannt; was ich aber mit Anstrengung erwerbe, setzt ein solches Gefühl der Entbehrung voraus.

2) Der Wert der Güter wird aus dem Bewußtsein der Mühe ihres Erwerbens erkannt; aber nur das, was ich mit Anstrengung erwerbe, giebt mir ein Bewußtsein von der Mühe des Erwerbens.

3) Der Wert der Güter wird aus der Erfahrung von dem Gebrauche und Genusse der Güter erkannt; aber nur das, was ich mit Anstrengung erwerbe, kann mir die rechte Erfahrung von dem Gebrauche und das rechte Wohlgefühl von seinem Genusse geben. — Beispiele!

Möge es also immerhin leichter und angenehmer sein, daß uns die wichtigsten Güter des Lebens ohne große Anstrengung und gleichsam wie von selbst zufallen: es kommt doch bei allem Besitz nur auf das volle Bewußtsein von dem Wert des Gutes an, und dies Bewußtsein kann nur durch das Gefühl der Entbehrung und durch die Anstrengung bei seiner Erwerbung erkauft werden.

Schluß. Daher sollen wir nicht neidisch auf diejenigen blicken, die ohne ihr Zuthun mit so manchen irdischen Gütern gesegnet sind. Fallen uns selbst aber solche Güter ohne unser Verdienst zu, dann sollen wir sie mit Dankbarkeit gegen Gott und mit Bescheidenheit genießen und anwenden, und uns dadurch ihres Besitzes wert zu machen suchen. (Nach Rinne.)

130. Gesellschaft, nach ihrem günstigen und schädlichen Einflusse auf menschliche Bildung geschildert.

Einleitung. Jeder nicht ganz verstimmte Mensch empfindet eine Sehnsucht nach dem Umgange mit Wesen seiner Art. — Diese, obgleich nach den Temperamenten verschieden, läßt sich nie ganz ersticken. — Dieser Trieb gründet sich auf das Gefühl geistiger und körperlicher Bedürfnisse und ist ein Wink der Natur, der, mit zweckmäßiger Vorsicht benutzt, die wohlthätigsten Wirkungen erzeugt.

Thema. Worin besteht nun der gute Einfluß, den die Gesellschaft gewähren kann?

1) Ohne Umgang mit anderen ist eine völlige und vielseitige Bildung des Geistes unmöglich.
2) Eine tiefe und gründliche Menschenkenntnis lernt man nicht aus Büchern, sondern nur durch vertraute Bekanntschaft mit verschiedenen Charakteren, oder wenigstens durch sorgfältige Beobachtung derselben.
3) Umgang mit Menschen, wenn er vorsichtig gewählt ist, nährt die Empfindungen der Teilnahme, erhöht den Wert unseres Geschlechts in unsern Augen und bewahrt uns ebenso sehr vor Menschenhaß, als vor dem leichtgläubigen und blinden Vertrauen. Selbst die Kenntnis und geschickte Beobachtung der Wohlstands-Regeln — oder die Umgangskunst will erlernt und geübt sein.

Nachteilig kann die Gesellschaft auf den Charakter wirken:
a) wenn sie aus leichtsinnigen oder gar lasterhaften und gleichwohl durch feine Sitte sich einschmeichelnden Menschen besteht;
b) wenn sie nur auf sinnlichen Genuß berechnet ist;
c) oder wenn sie gar zu unerlaubten Zwecken sich versammelt.

131. Versuchungen sind für die Großen der Erde gefährlicher, als für die übrigen Menschen.

I. Einleitung. Die Geschichte lehrt uns, daß auf Thronen und Fürstenstühlen oft die greuelvollsten Thaten verübt wurden, und daß die, welche berufen waren, der Menschheit ein leuchtendes Vorbild zu sein, sich oft nur durch tiefste Verdorbenheit auszeichneten. Wir finden dieses durch obigen Satz erklärt und haben denselben daher zunächst zu beweisen.

II. Beweis.

A. Jedes Vergnügen, jede sinnliche Neigung ist für die Großen der Erde schon gefährlicher, als für andere; denn:
a) sie finden wenig Widerstand;
b) brauchen seltener Tadel zu fürchten.

B. Die Schmeichelei ist für sie gefährlicher, als für jeden anderen; denn:
a) Der Schmeichler hofft von ihnen mehr als von anderen und bestärkt sie darum noch häufiger in ihren Schwächen.
b) Die Schmeichelei umspinnt die Großen auch mit dichten Netzen, da sie selten die Wahrheit hören (auch oft nicht hören wollen).

C. Der Ehrgeiz ist für sie gefährlicher, denn:

a) er eröffnet ihnen ein viel weiteres Feld als anderen Menschen;

b) er giebt ihnen mehr Mittel zur Befriedigung an die Hand, als anderen Menschen.

D. Die Habsucht ist für sie gefährlicher, denn:

a) sie haben weit mehr Bedürfnisse als andere Menschen,

b) sie haben weit mehr Macht in den Händen, um das zu erringen, dessen Besitz sie begehren.

III. Schlußfolgerung. Urteilen wir daher milder über die Schwächen und Fehler der Großen. Ihr Standpunkt ist ein anderer, als der unsere, und auch wir würden vielleicht den mächtigen Versuchungen unterliegen, mit denen sie zu kämpfen haben. Heil und doppelte Liebe aber jedem guten Fürsten, der als milde befruchtende Sonne von seinem erhabenen Standpunkte herab auf Millionen beglückend einwirkt.

132. Wäre es gut, wenn die Menschen ihr Schicksal vorher wüßten?

Einleitung. Sie handelt von der Allgemeinheit dieses Wunsches, den besonders Neugier, Neigung zum langen Leben, und der Gedanke, daß man vielen Unglücksfällen durch Kenntnis der Zukunft vorbeugen könnte, erzeugen. Man erwähnt der vielen fruchtlosen Bemühungen in jedem Zeitalter, die Zukunft zu erspähen, und des darauf gegründeten Ansehens der Wahrsager und Zeichendeuter, und wirft dann die Frage auf, ob jener Wunsch vernünftig sei? Diese muß beantwortet werden durch eine Prüfung der Vorteile und Nachteile, die mit Kenntnis der Zukunft verknüpft sind. Man kann in verschiedener Rücksicht die Frage bejahen und verneinen.

I. Im ersten Teile können die Schein-Vorteile, die allerdings auf den ersten Blick beträchtlich sind, geschildert werden.

a) Es würde unsägliches Unglück unterbleiben, wenn man die heillosen Folgen mancher Unternehmung und die Gefahren des Schicksales vorhersähe. (Frankreichs, Lissabons, Polens Beispiele.)

b) Man würde fruchtlose Unternehmungen, deren Hindernisse vorher bekannt wären, nicht wagen.

c) Wem ein fernes Ziel des Lebens gesteckt wäre, der würde mit heiterem Mut in die Zukunft blicken und große Pläne mutig entwerfen.

II. Der zweite Teil zeigt das Vernunftwidrige des Wunsches und die in mancher Rücksicht höchst nachteiligen Folgen seiner zum Glücke der Menschheit unmöglichen Erfüllung. Hier wird gezeigt:

a) Daß der Mensch, wenn er alles, was andere ihm in den Weg legen könnten, vorher zu wissen verlangte, zugleich eine gänzliche Umwandlung der Menschennatur und Aufhebung der Freiheit wünschen müßte. Denn nur in der Maschine läßt sich unfehlbarer Erfolg vorhersagen; der Mensch aber ist keine Maschine.

b) Viele zum Glücke der Menschheit gereichende Unternehmungen würden unvollendet bleiben oder vielmehr gar nicht angefangen werden.

c) Wer nur kurze Zeit zu leben hätte, dem würde das traurige Bild des Todes immer vorschweben; es würde ihn lähmen und mutlos machen. Die schönsten Freuden des Lebens, die Gefühle der Freundschaft und der Liebe würden dadurch verbittert oder von vornherein unmöglich sein.

d) Wer ein langes Leben zu erwarten hätte, den würde die weite Aussicht leicht übermütig oder nachlässig machen.

e) Der ganze Lauf der Natur müßte sich ändern; denn der Mensch kann ja durch Unmäßigkeit das Ziel seines Lebens verrücken. —

Der Wunsch ist also unvernünftig, und seine Erfüllung wäre schädlich. —

133. Die Sprache des Frühlings.

Einleitung. Die Natur liegt vor uns wie ein aufgeschlagenes Buch; es kommt nur darauf an, daß wir in demselben zu lesen verstehen.

Vor allem redet der Frühling in einer vernehmlichen Sprache.

Ausführung. In der Mannigfaltigkeit seines Auftretens weckt er ein mehrfaches Echo in unserm Inneren; er verkündet uns:

1) Auf Leid folgt Freude, auf Mangel Überfluß.

2) Seine heitere Erscheinung ruft uns hinaus ins Freie; unsere ganze Seele erweitert sich.

3) Sein milder, belebender Hauch verheißt dem Kranken Genesung.

4) Das Sprießen der Keime erweckt neue Hoffnungen; die wiederkehrenden Zugvögel erwecken den Mut, alte Hoffnungen zu erneuern.

5) Er regt uns an zu neuer Thätigkeit, fordert uns auf, nie müde zu werden oder zu erschlaffen.

6) Er ist uns ein Beweis der Güte Gottes, er fordert uns auf zu Preis und Dank.

7) Er ist ein Bild der Auferstehung und mahnt uns an unsere Heimgegangenen, so wie an unser eigenes unvergängliches Dasein.

Schluß. Wie die Sonne an jedem Tage nur sinkt, um an dem anderen herrlich wieder aufzugehen, so folgt dem Winter, der Nacht des Jahres, stets ein heiterer Frühlingsmorgen.

134. Lob des Waldes.

1) Wald und Artland. Der Wald ist das Ursprüngliche (Urwälder). Sie verhalten sich wie Kultur und Natur, Reflexion und Instinkt.

2) Von der Art ist auch ihre Wirkung auf den Menschen. Spaziergang im Walde: Waldeinsamkeit, Freiheit (Abwesenheit von Rainen, Hecken rc.), Vogelsang, Wildbret. Nymphen und Satyren, welche die reine Natur darstellen. Wald und Artland verhalten sich wie Poesie und Prosa.

3) Länder, die mit Waldungen bedeckt sind, verglichen mit Ländern, die zu Fruchtäckern umgearbeitet sind. Das alte Germanien mit seinem Hercynischen Wald und seinen Bewohnern. Urkraft in den Bewohnern, die zur Erfrischung und Wiederbelebung abgelebter Nationen bestimmt sind (Germanen in der Völkerwanderung).

4) Den Ländern wird durch Ausrottung der Wälder oft geschadet, das ist das Schicksal fast aller der alten Kulturländer gewesen: Palästina, Griechenland, Spanien u. s. w. Denn der Wald hat auch Einfluß auf das Klima: Regen und volle Flußbetten, durch bessere Verteilung der Niederschläge.

5) Einfluß jenes Zustandes auf die Überkultur der Bewohner. Es kehrt auch bei diesen die Wildnis wieder: vgl. die Griechen, Asiaten.

6) Wo alles Kultur ist, hat man die Pflicht auch die Waldungen durch Kultur zu erhalten.

135. Die Zeit und ihr Gebrauch.

(Mit Benutzung des Gedichts von Schiller: Sprüche des Konfucius.)

Alles, was ist, was wir denken und empfinden, was uns umgiebt, liegt in der Zeit. Sie umfaßt alles Geistige und Körperliche. Wie erscheint sie uns?

1) Als Zukunft: „Zögernd kommt die Zukunft hergezogen. Keine Ungeduld beflügelt ihren Schritt, wenn sie verweilt.“ Was heißt das?
2) Als Gegenwart: „Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen. Keine Furcht, kein Zweifel zügelt ihren Lauf, wenn sie enteilt.“ Das heißt?
3) Als Vergangenheit: „Ewig still steht die Vergangenheit. Keine Reu, kein Zaubersegen kann die stehende bewegen.“ Was heißt das?

Die Zeit entflieht schnell. Von ihrem Gebrauche hängt der Wert unseres irdischen Lebens und unserer Würdigkeit für das ewige Leben ab. Wie ist sie zu benutzen? — So, daß wir „beglückt und weise endigen des Lebens Reise.“ Dies wird geschehen, wenn wir die Worte beherzigen:

a) „Nimm die Zögernde zum Rat,“ d. h. bedenke die Folgen deiner Handlungen. Warum? — „Nicht zum Werkzeug deiner That,“ d. h. überlasse nicht der Zeit, was aus deinen Handlungen wird, und verschiebe nichts Gutes, was heute geschehen kann, auf morgen; denke nicht: Kommt Zeit, kommt Rat.
b) „Wähle nicht die Fliehende zum Freund,“ d. h. lebe nicht bloß der Gegenwart und ihren Freuden, sondern gedenke der Zukunft. Entwickele in der Bildung deine Geisteskräfte, laß stets Arbeit und Erholung wechseln. — „Wähle nicht die Bleibende zum Feind,“ d. h. handle stets so, daß deine Handlungen dich nie gereuen.

136. Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu' giebt die Vernunft ihr zurück.
(Schiller.)

I. Einleitung. Eine Sentenz, treffend und schlagend wie die innersten Aussprüche des großen Dichters.

II. Ausführung. Wie in der Geschichte, so lassen sich auch auf dem Gebiete der Naturbetrachtung eine alte, eine mittlere und eine neue Zeit unterscheiden.

1) Die alte Zeit stand unter der Herrschaft der Phantasie. Man ahnte hinter den Erscheinungen eine lebendige Kraft, die nur von einem höheren Wesen ausgehen konnte, gab dem letzteren Gestalt und schuf sich gute und böse Geister, freundliche Genien, Kobolde und Dämonen. Daher die Fabeln und Sagen

auf allen Gebieten der Naturbetrachtung, in der Tierwelt, der Physik; daher Wissenschaften wie Alchemie und Astrologie.

2) Die mittlere Zeit stand unter der Herrschaft des Verstandes. Das Fabelhafte wurde beseitigt, man wollte klar sehen, alles zersetzen und zerlegen, das Gemüt ging leer aus; daher die Klage: „Wer was Lebendiges will erkennen und beschreiben, sucht er den Geist herauszutreiben; dann hat er die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Der böse Geist wurde ausgetrieben, mit ihm aber auch der gute. Die trockene Schulgelehrsamkeit griff Platz, als deren Vertreter Wagner im Faust erscheint.

3) Die neuere Zeit steht unter der Herrschaft der Vernunft. Schiller hat nur ihre Morgenröte geschaut, sie aber mit prophetischem Blick verkündet; Goethe hat sie heraufführen helfen. Die Gegenwart, bemüht um klare Erkenntnis der Kräfte, erforscht den Zusammenhang der Erscheinungen mit ihren Ursachen, setzt alles in Beziehung zum Ganzen, gelangt so zur Einsicht von der Einheit der Naturkräfte, führt also auch alles auf ein höchstes Wesen zurück.

III. Schluß. Alle vernünftige Einsicht giebt Leben; Verstand, Phantasie und auf das Schöne gerichteter Sinn werden gleichmäßig befriedigt. Wir werden wieder in die Arme der Natur zurückgeführt.

137. Abendgedanken im Sommer.

I. Giebt es etwas Schöneres, als diese lauen Sommerabende, wie sie jetzt von uns in süßer Ruhe und Herzensfreude genossen werden? Sollte es Menschen geben, welche ihre Schönheit nicht empfinden und gleichgültig dagegen sind?

II. Was macht sie dem gefühlvollen Menschen so reizend?

a) Das Abendrot, welches sein Goldnetz über den fernen Wald und die Berge spannt, der letzte Scheidegruß der Sonne.

b) Die süße Stille ringsum. Alle Tiere des Waldes und Feldes suchen ihre Ruhestätte, selbst die Blumen schließen die Kelche. Nur aus jenem Dörfchen tönt die Abendglocke und unterbricht auf melodische, beruhigende Weise die Stille.

c) Die sanfte Kühle erfrischt nach heißem Tage den Menschen, und selbst die Blumen hauchen neugestärkt süßeren Duft.

III. Welche Erinnerungen und Gefühle weckt der Sommerabend?

a) Möchte auch mein Lebensabend so heiter und sabbatsstill sein, wie dieser Sommerabend. Möchte die Erinnerung an edle Handlungen ihn verschönern, wie jenes Rot am westlichen Himmel diesen Abend schmückt.

b) Jeder eilt beim Schall jener Abendglocken in sein Heim. Wen die Fremde davon trennt, den trägt die Erinnerung oder ein süßer Traum nach Haus.

c) Wir haben hier keine bleibende Heimat. Die funkelnden Sterne zeigen mir, wo diese zu suchen ist. Dem Leben des Christen ziemt die Sehnsucht nach oben. Ja, der Dichter (Rückert) spricht dies wahr und schön aus, wenn er sagt:

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist. —

138. Der Winter ein Künstler.

Wie man ja wohl häufig Eigenschaften und Kräfte personifiziert, so geschehe es auch hier einmal: wir wollen den Winter als Person, und zwar als Künstler vorführen. Und gewiß brauchen wir nicht lange nach Beweggründen für diesen Vergleich zu suchen. Von der blendenden Schneedecke, die sich so glatt und eben über Berg und Thal, Garten und Feld zieht, bis hinauf zu den Wundern des Eismeeres — überall tritt uns der Winter als Künstler entgegen.

Und sehen wir genauer zu, so werden wir finden, daß er nicht etwa nur eine Kunst vertritt; o nein, er ist vielseitiger; gleich jenen vollkommenen Künstlern früherer Jahrhunderte vereinigt er mehrere Künste in sich und ist in allen so meisterhaft, daß wir nicht wissen, ob wir ihm als Baumeister, oder als Bildhauer, oder endlich als Maler den Vorzug geben sollen. Ein Baumeister ist er zunächst, und wirklich ein wahrer Meister seiner Kunst. Denn wer vermöchte wohl dem soeben noch so ungestüm dahinbrausenden Strome ein so mächtiges Gefängnis zu bauen, wie er? Und genügt uns dieses Beispiel und überhaupt unsere Heimat nicht, uns von dieser Art der Künstlerschaft des Winters zu überzeugen, so laßt uns nur nach dem Norden wandern und dort die Wunder des Polarmeeres, die schwimmenden Eisgewölbe und Brücken anstaunen; oder laßt

uns die höchsten Bergregionen ersteigen und unsere Phantasie in den glänzenden Zauberpalästen und prächtigen Gletscherthoren schwelgen. — Wenn uns so der Winter als Baukünstler mehr gewaltig, großartig und majestätisch erscheint, so zeigt er sich in seiner plastischen Thätigkeit zwar nicht weniger wunderbar, aber doch mehr anmutig und zierlich, und wir müssen hier mehr die auch im kleinsten wirkende Kraft und Tüchtigkeit bewundern. Zeigt sich nicht Kunst schon in der so unscheinbaren und doch so regelrecht und schön gebildeten Schneeflocke? Aber welch einen zauberischen Reiz gewährt es nicht, zu sehen, wie der Reif den dürren Rasen wie das nackte Gesträuch mit Silbernadeln überzieht, und wie dies alles dann im Lichte der Morgensonne blinkt und funkelt, als seien es Millionen Edelsteine? Oder laßt uns in einer mondhellen Nacht einen Spaziergang durch den Wald machen! Beschleicht uns da nicht ein zauberhaftes Gefühl, wenn wir auf dem mondbestrahlten, spiegelglatten und schneeweißen Wege dahin wandeln und rechts und links die im Mondschein wunderbar glitzernden und flimmernden Eiskrystalle an den Bäumen und Sträuchern erblicken? Glauben wir nicht, uns in die Wunder einer Feeenwelt versetzt zu sehen? Und kehren wir dann zum traulichen Zimmer zurück und treten ans Fenster, so werden wir von einem neuen Anblick überrascht. Hier tritt uns endlich der Winter als Maler entgegen. Welch wunderliche Formen nehmen nicht oftmals die Eisfiguren am Fenster an! Häufig gruppieren sie sich zu zierlichem Zweig- und Laubwerk, und es gehört meistens gar keine besondere Einbildungskraft dazu, um in ihnen die schönsten Landschaften zu finden. Einmal zieht sich auf einem flachen Hügelzuge ein Kräuterteppich dahin; ein andermal sprießen wieder hohe Büschel Schilfgräser vom Boden auf, oder niedrige Disteln begrenzen den einfachen Pfad. Hier streben prachtvolle Palmenwedel empor, dort hohe gezackte Berglandschaften, deren Gipfel mit Fichtenwaldungen gekrönt sind und in der kalten Wintersonne erglühen. Die Wunder des hohen Nordens samt denen der Alpenspitzen scheinen sich hier in kleinem Maßstabe zu wiederholen. Und alles dies hat mit unsichtbarem Pinsel die kunstvolle Hand des Winters hingemalt!

So bietet uns also der Winter als Künstler immer neue Gegenstände des Staunens und des Vergnügens in einer Jahreszeit, die wir doch gewöhnlich gegen die anderen zurücksetzen, und die uns gemeinhin so öde, so freudenlos erscheint.

139. Welchen Einfluß übt die Natur eines Landes auf seine Bewohner aus?

Die klimatischen Verhältnisse eines Landes wirken teils hemmend, teils fördernd auf die Entwickelung der Bewohner desselben. Die große Hitze der Tropen-, die bedeutende Kälte der Polargegenden, die scharfen klimatischen Gegensätze großer Binnenländer üben keinen günstigen Einfluß auf die Kulturzustände der Bewohner. Große Hitze erschlafft, große Kälte läßt Körper und Geist erstarren, beide machen zur Arbeit und Anstrengung unfähig. Dagegen äußert ein gemäßigtes Klima sowohl auf die körperliche als auf die geistige Entwickelung einen günstigen Einfluß. In mäßiger Wärme fühlt sich der Mensch am wohlsten, zu körperlicher und geistiger Anstrengung am meisten befähigt.

Die üppige Naturkraft tropischer Vegetation reicht dem Menschen Nahrung ohne Arbeit zu fordern; er versinkt daher leicht in Trägheit. Die karge Natur der Polargegenden zwingt ihn, alle seine Kräfte nur auf Gewinnung der notwendigsten Existenzmittel zu verwenden; es bleibt ihm deshalb keine Zeit, keine Lust, keine Gelegenheit, seine Geisteskräfte zu entwickeln. Dagegen sind die Naturverhältnisse gemäßigter Gegenden, die zu mehr oder minder angestrengter, aber nicht zu übermäßiger Arbeit nötigen, der geistigen Entwickelung am günstigsten, weil sie die Bewohner nicht in Trägheit versinken lassen, ihnen aber Zeit, Lust und Gelegenheit bieten, ihre Geistes- und Körperkraft zu üben und zu stärken.

Auch die Oberflächengestalt des Landes hat für die Entwickelung der Menschen, insoweit diese durch die Lebensweise bedingt wird, eine eigentümliche Bedeutung. Je einförmiger und je weniger entwickelt die Oberflächengestalt eines Erdraumes ist, desto einförmiger ist auch die Lebensweise, desto weniger entwickelt die Kultur seiner Bewohner. Große waldlose und grasreiche Ebenen, welche die Bewohner auf ein nomadisierendes Hirtenleben hinweisen, große waldreiche, unfruchtbare, am Meere gelegene und von fischreichen Flüssen durchfurchte Ebenen, die nur wandernde Sammelvölker*), Fischer und Jäger ernähren, fördern die Kultur gar nicht oder nur wenig. Länder dagegen, in denen Gebirge und Ebenen wechseln, begünstigen durch die

*) Vegetierende: die Pescheräs auf dem Feuerlande, die Negritos in Australien.

Mannigfaltigkeit ihrer Bodenentwickelung eine dadurch bedingte Mannigfaltigkeit der Lebensweise und die Kultur der Bewohner. Stufenlandschaften und Flachländer, welche einen fruchtbaren, erzeugungsreichen Boden und schiffbare Flüsse haben, sind für die Kultur der Völker am günstigsten, weil die Mannigfaltigkeit der Bodenform, die Abwesenheit klimatischer Extreme, die reiche Vegetation, die Leichtigkeit der Ernährung und des Verkehrs sowohl feste Ansiedelungen, als die größere Vermehrung der Bewohner und die mannigfaltigste Entwickelung gesellschaftlicher Zustände wie vielfache Übung geistiger Kräfte begünstigen.

Von fast noch größerem Einflusse auf die Kultur der Bewohner eines Landes ist die Erdstellung desselben. In abgelegenen, schwer zugänglichen Gegenden kommt der Bewohner nur selten oder gar nicht mit Fremden in Berührung. Er ist daher auf sich selbst beschränkt und bleibt lange ungebildet, wie die Südseeinsulaner, die Bewohner des innern Afrikas und Asiens, abgelegener Gebirgsthäler und von unzugänglichen Randgebirgen umschlossener Hochebenen. Wenn dagegen die Heimat eines Volkes leicht zugänglich ist oder der anderer, namentlich gebildeter Völker nahe liegt, so entwickelt sich durch den Verkehr bald eine höhere Kultur. (Die Griechen.)

Schiffbare Flüsse sind als Leiter der menschlichen Kultur und Gesittung zu betrachten, ebenso größere Landseeen und Binnenmeere, und in einem noch höheren Grade die Länder und Völker verbindenden Oceane, weil sie den Verkehr zwischen entfernt von einander wohnenden Nationen begünstigen. Deshalb sind auch Länder, welche schiffbare Flüsse haben oder an hafenreichen Meeren liegen, unter sonst gleichen Verhältnissen von den gebildetsten Völkern bewohnt; im früheren Altertume die fruchtbarsten Flußlandschaften Ägypten, Mesopotamien und Indien; später die das Mittelmeer umgrenzenden Länder: Phönicien, Karthago, Griechenland und Italien; jetzt bei gesteigerter Kultur die dem offenen atlantischen Ocean zugekehrten Küstenländer Europas und Nordamerikas. Zur Verbreitung größerer Kultur hat aber nicht bloß der friedliche Verkehr der Völker beigetragen, sondern auch der Verkehr der Völker Europas und Asiens durch große Kriege. —

140. Welchen Einfluß übt der Mensch auf die Natur aus?

Die Natur wurde in Rücksicht auf den Menschen geschaffen, welcher ihr Herr ist. Die Natur unterhält das physische Leben

des Menschen, sie reicht ihm Speise und Trank, umgiebt ihn mit Luft, Licht und Wärme, ohne welche er nicht bestehen könnte. Sie sorgt für seine Kleidung und Wohnung, wozu sie Stoffe im Überfluß in den Vorratskammern ihrer drei Reiche besitzt. Ohne daß er es ahnt, wirkt sie auf seinen Körper und seine Seele durch das Klima und die Art der Nahrung, durch die Beschäftigungen, welche sie ihn ergreifen heißt, durch die Ansicht des Landes, welches er bewohnt. Sie weckt alle schlafenden Kräfte seines Verstandes. Vermittelst der Sinne bringt sie ihm unzählige Bilder zur Anschauung, welche sein Gedächtnis bereichern, seine Wißbegierde rege machen, seinen Verstand und sein Gefühl für das Schöne entwickeln. Sie führt ihn zum Selbstbewußtsein, indem sie ihn sich von der äußeren Welt unterscheiden lehrt. Sie ist endlich eine Offenbarung Gottes, dessen Volkommenheiten man gleichsam mit dem Auge in seinen Werken erblickt.

Aber auch der Mensch übt einen mächtigen Einfluß auf die Natur aus. Er macht den Boden urbar und bearbeitet ihn; durch seine Pflege verbessert er die Erd- und Baumfrüchte und erhöht die Schönheit der Blumen; den Stier, das Schaf, die Ziege, das Pferd, das Kamel, das Renntier und das Lama, den Hund und die Katze, das Huhn, die Taube 2c. fesselt er mit Liebe an sich, oder unterwirft sie mit Gewalt. Er hat den Gebrauch des Feuers entdeckt, durch welches er das Fleisch der zahmen und wilden Tiere und eine Menge Vegetabilien, wie Getreide, Gemüse, Thee, Kaffee, zu heilsamen und angenehmen Nahrungsstoffen macht. Das Feuer ist es auch, vermittelst dessen er die Metalle bearbeitet und sie in Pflüge, Hausgeräte, Waffen, Münzen, Kunstgegenstände und Zieraten verwandelt. Flachs, Hanf, Baumwolle, Schafwolle, Seide werden zu tausend verschiedenartigen Stoffen verarbeitet, die Bäume zu Nutzholz und Zimmergeräten, gewisse Mineralien zu Fayence, Porzellan, Glas; und Maschinen, welche der Wind, das Feuer oder das Wasser treibt, nehmen dem Menschen das Mühsamere und Materiellere der Arbeit ab. Unter der Hand des Künstlers wird der Fels ein prächtiges Gebäude, der Marmorblock eine Bildsäule, einige Farben ein Gemälde. Aber der Mensch giebt nicht nur einzelnen Gegenständen eines Naturreiches eine neue Gestalt; er wirkt auf eine ganze Landschaft, ja auf die ganze Oberfläche des Planeten. Er baut auf Ebenen und im Gebirge eine unzählbare Menge von Städten, Tempeln und Palästen, Festungen, Dörfern, Weilern. Er rottet Wälder

aus, welche eine Gegend bedecken, verbessert durch den Anbau ein Klima, welches ungesund war oder vermindert seine zu große Kälte; er verwandelt Sümpfe in fruchtbare Ebenen, verheerende Ströme werden eingedämmt, Strecken, welche das Meer bedeckte, werden der Wohnplatz eines zahlreichen Volkes. An einer Küste ohne Zufluchtsort entstehen Häfen; kühne Straßen führen über hohe Bergketten, welche man für unübersteiglich hielt, und die nun aufhören, absondernde Mauern zu sein; künstliche Wasserstraßen verbinden benachbarte Flüsse und entgegengesetzte Meere. Schiffe, von Rudern, Winden und Strömungen oder von Dampf bewegt, durchschneiden den Ocean in allen Richtungen, welcher jetzt die Nationen nähert und verbindet, die er während einer Reihe von Jahrhunderten abgesondert hatte. Ein unermeßlicher Austausch von Pflanzen und Tieren geht in allen Teilen des Kontinents, zwischen dem Morgen- und Abendlande, der alten und neuen Welt vor sich, und mehrere Gegenden, deren ursprüngliche Erzeugnisse anderen gewichen sind, haben ein neues Aussehen erhalten. Endlich haben sich alle ursprünglichen Entfernungsverhältnisse sowohl durch die Vervollkommnung der Schiffahrt, als durch die Erfindung der Dampfmaschinen verändert: ein Weg, zu welchem der Mensch in einem einfachen Boote mehrere Wochen brauchen würde, wird nun in einigen Tagen zurückgelegt. Von Hamburg gelangt man durch den Kanal, die Straße von Gibraltar, das Mittelmeer und den Kanal von Suez ganz bedeutend schneller nach Kanton, als durch Rußland und Mittelasien; die neue Welt ist Europas naher Nachbar geworden, und der Handel zu Wasser und zu Lande bewirkt zwischen allen Völkern leichte und schnelle materielle oder moralische Verbindungen, welche diejenigen, die das Christentum zwischen allen Gliedern der Menschenfamilie zu erzielen strebt, vorbereiten und unterhalten.

Dies ist der wohlthätige oder vernünftige Einfluß, welchen der Mensch auf die Natur ausübt. Aber bisweilen, ja oft wird der Mensch der Tyrann der Natur. Er verheert fruchtbare, volkreiche Gegenden, verwandelt sie in Wüsten und bedeckt sie mit Trümmern; er verändert die waldigen Abhänge der Gebirge zu dürren Felsen, macht, daß Quellen versiegen, und stört die Gesetze der Atmosphäre; er benutzt die Vorteile nicht, welche ihm die Natur darbietet, oder verachtet alle ihre Weisungen und fordert von ihr, was sie nicht gewähren kann.

141. Über das Eigentümliche der Volkssprache.

I. Einleitung. Der Beruf vieler Menschen (Lehrer, Richter, Geistliche) bringt es mit sich, daß sie oft mit dem gemeinen Manne verkehren müssen. Solchen ist die Kenntnis der Volkssprache durchaus notwendig. Jedem nützt sie aber, denn jeder kommt wohl mit dem Volke dann und wann in Verkehr. — Daß ihre Eigentümlichkeiten so wenig beachtet werden, ist Ursache davon, daß wir so wenig wirkliche Volksschriftsteller haben.

II. Das Eigentümliche der Volkssprache.

a) Sie ist sinnlich und tropisch. Daher Redensarten, wie: Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren, man kann ihn um die Hand wickeln, er hält hinterm Berge ꝛc.

b) Die Volkssprache ist ferner voll Leben und wortreich in ihrer Beschreibung, z. B. Er setzte sich hin und schrieb, er legte sich hin und starb.

c) Sie ist einfach und einförmig in ihrer Verbindung. Verbindungen durch: Wenngleich, obschon ꝛc. sind selten, dagegen wird „Und“ desto häufiger gebraucht.

d) Sie liebt kurze Perioden, die meist nur zweigliedrig sind.

e) Sie individualisiert in Dingen und Personen. Der gemeine Mann sagt statt Gewitter gern: es blitzt und donnert. Anstatt zu sagen, alles Lebendige, spricht er lieber: Menschen und Vieh.

f) Der gemeine Mann liebt genaue Orts- und Zeitangaben.

g) Er gebraucht den Namen Gottes sehr gern und oft.

h) Er führt gern die Person redend an. Unzählige mal hört man daher in seinem Munde: Da sagte ich, da sagte er.

i) Die Volkssprache ist ungemein reich an Sprichwörtern, kurzen Reimen, Schimpfwörtern und Kraftausdrücken. Daher Reden wie: Knall und Fall, mit Ach und Krach, plumps u. s. w.

k) Der gemeine Mann ist arm an abstrakten und allgemeinen Begriffen. Anstatt zu sagen: Er predigte über die Allwissenheit Gottes, spricht er: Er predigte davon, daß Gott alles weiß.

142. Welche Lebensart war der Erfindung der Künste am zuträglichsten?

Nicht jede Lebensart der ältesten Menschen war für die Kultur und Erfindungen gleich vorteilhaft. Die eine beförderte dieselbe, eine andere hielt sie zurück, mit einer dritten vertrug

sie sich gar nicht. Als die Menschen ihre Höhlen verließen, d. i. den ersten Schritt zu einer zukünftigen Kultur thaten, beschäftigten sie sich entweder mit der Jagd, oder mit der Viehzucht, oder mit dem Feldbau.

Die Jagd war wahrscheinlich die älteste Beschäftigung der Menschen. Die Notwendigkeit, sich gegen die wilden Tiere zu verteidigen, erfand dieselbe, und die Mittel zum Unterhalt, welchen sie den Menschen gewährte, lehrten sie dieselbe liebgewinnen. Diese Beschäftigung ist für Kultur und Erfindungen am wenigsten geschickt. Das unstäte und herumschweifende Leben, an welches sie gewöhnt, hindert die Geselligkeit, und das beständige Morden der Tiere gewöhnt an Grausamkeit und Wildheit. Die Völker, welche von der Jagd lebten, blieben daher fast immer wild; noch in den späteren Zeiten waren die Nationen in Griechenland, die wesentlich Jagd trieben, wegen ihrer Wildheit bekannt. Unter den amerikanischen und südländischen Völkern sind auch heutzutage die jagenden die wildesten und grausamsten. Bei dieser Beschäftigung mochten einige bemerkt haben, daß es nicht allein wilde und schädliche Tiere gebe, sondern auch solche, welche friedlich beisammen leben und sich leicht an den Umgang mit Menschen gewöhnen. Einige mochten auch bemerkt haben, daß die Milch dieser Tiere ein gesundes und nahrhaftes Getränk sei; was war natürlicher, als daß man suchte, einige derselben zu fangen und zu gewöhnen, daß sie sich von einem gewissen Orte nicht entfernten, damit man nach Gefallen sie haben könnte. Dieses gab Anlaß zur Viehzucht. Diese Beschäftigung machte die Menschen schon milder, aber eine große Kultur veranlaßte sie auch nicht. Auch sie verlangte ein herumziehendes Leben mit den Herden und hinderte die Geselligkeit; daher blieben die nomadischen oder Hirtenvölker auch immer in der Kultur zurück, ungeachtet sie bei weitem sanfter waren als die jagenden. Die dritte Art der Beschäftigung war der Ackerbau. Dieser kann ohne Vereinigung mehrerer Menschen zu einer gemeinschaftlichen Arbeit nicht getrieben werden. Es mußten also die Familien, welche sich mit demselben beschäftigten, sich bald mit einander vereinigen. Er veranlaßte also Geselligkeit, und diese — mildere Sitten. Der Ackerbau kann ohne Maschinen nicht getrieben werden; wollte der Mensch der Feldarbeit nicht unterliegen, so mußte er Werkzeuge erfinden, mit denen dieselbe gefördert werden kann. So armselig auch dieselben gewesen sein mögen, so war ihre Erfindung die erste Übung für den menschlichen Verstand

und leitete ihn in der Folge auf weitere und größere Erfindungen. Seine Früchte aufzubewahren, mußte er dauerhaftere Wohnungen anlegen, als die Jagd- und Hirtenvölker haben; und so entstand in der Folge die Baukunst, die älteste Kunst der Menschen, welche vielleicht mit dem ersten Anfang der Kultur begann. Nach und nach lernte der Mensch Holz und Steine bearbeiten, Metalle benutzen, den Gebrauch des Feuers, die Verfertigung hölzerner und irdener Gefäße, und stieg so von einer Stufe der Ausbildung zur anderen fort.

Schon vorab kann man fast beweisen, daß die ackerbauenden Völker die Erfinder aller Künste gewesen sind; denn keine andere Lebensart gab dazu Gelegenheit, und die Geschichte aller Nationen bestätigt dieses. Die morgenländischen Sagen schreiben die Erfindung der Künste der Familie des Kain zu, und diese baute das Feld. Die Ägypter leiten den Anfang ihrer Kultur und der Künste unter ihnen von dem Osiris her, der den Ackerbau bei ihnen einführte, und auch die Griechen zählen von der Erfindung des Getreidebaues die Jahre ihrer Kultur.

Die ackerbauenden Völker bildeten sehr bald kleine Dörfer und Städte; und da sie mit vereinten Kräften ihre Lebensart trieben und ein jeder die Erfindung des anderen benutzen konnte, so wurden ihnen ihre Geschäfte leichter, und sie hatten nicht mehr nötig, alle ihre Zeit auf die Beschaffung der notwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu wenden. Sobald der Mensch aber auf dem Grade der Kultur steht, daß er ohne die drückendste Mühe seinen Unterhalt sich verschaffen kann, so fällt er auf Erfindungen, welche auf Bequemlichkeit und Verschönerung seines Zustandes gehen. Seine Wohnungen werden geräumiger, reiner, und erhalten eine bessere Gestalt, seine Geräte und Waffen werden mit Verzierungen versehen; er denkt selbst auf Verschönerung seiner Person durch allerlei Mittel. Auf dieser Stufe des Wohlstandes und der Kultur stehen einige Völker der Südsee.

Steht der Mensch auf dieser Stufe, dann hat er nur noch wenige Schritte zum ersten rohen Anfang der Bildnerei zu thun. Ein günstiger Zufall nur darf sich ereignen, und die erste Erfindung derselben ist geschehen.

143. Über das Vergnügen und den Nutzen, welchen die Naturkunde gewährt.

Wenn man den Wert einer Wissenschaft nach dem Maße des Nutzens und des Vergnügens, welches sie gewährt, und

nach ihrem Einflusse auf die Erleuchtung des menschlichen Geistes bestimmen darf, so ist kaum irgend eine so anziehend und in vielfacher Rücksicht empfehlenswert als die Naturlehre, d. i. derjenige Zweig der Naturwissenschaft, welcher die allgemeinen Gesetze, nach welchen die Wirkungen der Naturkörper erfolgen, sowohl theoretisch als praktisch behandelt. Ihr Hauptzweck ist die Untersuchung der Ursachen, nach welchen die Phänomene, d. i. die durch gegenseitige Einwirkung der Naturkörper hervorgebrachten Veränderungen, erfolgen. Sie grenzt mit vielen anderen Wissenschaften (der angewandten Mathematik, der Naturgeschichte, der Chemie u. a.) zusammen.

Thema: Die Naturkunde gewährt Vergnügen und Nutzen in vielfacher Hinsicht. Denn

a) die Naturerscheinungen auf Gesetze zurückführen, und wenn auch nicht den eigentlichen Grund derselben, doch wenigstens die notwendige Regel, nach welcher sie erfolgen, bestimmen zu können, macht der Wißbegierde des Menschen das reinste Vergnügen;

b) der Geist sucht in dem Mannigfaltigen das Eine zu erkennen, und seine Freude ist um so größer, je mehr besondere Fälle er sich aus einer Regel, oder gar aus einem notwendigen Gesetze, zu erklären vermag.

Die Natur aber gewährt ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die nach gewissen, einfachen Gesetzen der Bewegung, des Falles, der Schwere, der Kohäsion, der Adhäsion u. s. w. erfolgen.

c) Die Experimente bestätigen auf eine erfreuende Weise die Berechnungen.

Ihr Nutzen für die Geistesbildung besteht

a) darin, daß sie uns von manchen ungegründeten Besorgnissen, von abergläubischer Furcht, von gefährlichen, die Vernunft schändenden Irrtümern befreit. Hexen-Prozesse und Verketzerungen nahmen ab, seitdem die Kenntnis der Natur zugenommen hatte;

b) durch Naturkunde wird die Ehrfurcht vor dem Schöpfer und seiner unbegrenzten Weisheit erhöht.

Ihr Nutzen für die äußere Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft besteht

a) darin, daß wir durch sie instand gesetzt werden, den schädlichen Wirkungen mancher Naturereignisse vorzubeugen, und die Produkte der Natur anzuwenden lernen. (Beispiele: von Blitzableitern, feuerlöschenden Mitteln, holzersparenden Öfen 2c.)

b) in der Anwendbarkeit ihrer Erfindungen auf die mannigfaltigsten Gewerbe der Menschen;

c) in der Erweiterung einer würdigen und nützlichen Thätigkeit.

144. Der Anblick der Natur ist für den Menschen demütigend, aber auch erhebend.

Einleitung. Allseitig sind die Eindrücke, welche die Natur auf das Menschenherz macht, welches ihre Freuden und Segnungen noch zu empfinden fähig ist; aber auch auf den Verstand, der rastlos strebt, seine Kenntnisse zu erweitern. Dem von Arbeit und Mühen des Tages Ermatteten gewährt sie Erholung und Labung; dem, den Sorgen und Kummer drücken, ist sie Trösterin; dem, der sein Herz veredeln, reinigen, und Gott, ihrem Schöpfer, weihen will, ist sie eine freundliche Lehrerin. Ein aufmerksamer Blick auf die Natur demütigt uns, weckt und erhebt aber auch das Gefühl unserer Würde.

I. Inwiefern demütigt uns der Anblick der Natur?

a) Sie zeigt uns, wie unbedeutend unsere Kraft ist.

Vergleichen wir unsere Kraft, mit der wir große Werke, große Thaten verrichten, mit der Schöpferkraft der Natur, so wird unsere Kraft in ein Nichts verschwinden. — Wohl können Menschenhände Werke erbauen, die der Vergänglichkeit zu trotzen scheinen; aber kann alle Menschenkraft einen einzigen Grashalm, ein einziges Blatt schaffen? Könnte Menschenkraft einen einzigen Riesenberg mit seinen Felsmassen aufführen? — Unbedeutend ist unsere Kraft; dies zeigt uns ein Blick auf die Werke der Natur.

b) In der Natur ist alles vollkommen und mit der größten Weisheit angeordnet.

Was ist aller Glanz, womit sich der erfindungsreiche, der verschwenderische, der Pracht liebende Mensch zu schmücken weiß, gegen die Einfachheit, gegen die Mannigfaltigkeit, gegen die geregelte Mischung der Form und Farben, die uns die Natur zeigt? — Nur ein einziges Blumenbeet betrachte und siehe, wie arm deine Pracht ist, mit der du vor Menschen dich zu schmücken denkst. Die Natur mit aller ihrer Pracht und Herrlichkeit ist anspruchslos und darum so ergötzend; sie will nur still erfreuen. —

Alle Formen, alle Gebilde entnimmt die Kunst aus dem Gebiete der Natur, ist also erst Nachahmerin, nicht selbstschaffend.

c) Die Natur erinnert uns an die Vergänglichkeit unseres Lebens.

Wir sehen, wie alles in der Natur einem ewigen Wechsel unterworfen ist, daß das eine vergeht, das andere entsteht. Teilen wir aber nicht mit den Erzeugnissen, mit den Erscheinungen in der Natur ein gleiches Los? — Auch wir vergehen und hören mit dem Tode auf, für diese Erde zu sein. Mögen wir noch so reich, noch so vornehm an Rang und Geburt sein, nichts können wir thun, um dem ewigen Gesetze der Natur und ihres Schöpfers zu widerstreben; der Tod endet unser Leben.

II. Der Anblick der Natur ist erhebend, weil wir uns ihr gegenüber unserer höheren Würde bewußt werden.

a) Wir sind das vorzüglichste Geschöpf der Natur. An Vorzügen des Körpers und Geistes erheben wir uns über die sinnliche Natur. (Einige der wichtigsten Vorzüge des Körpers und Geistes.)

b) Wir sind ausgezeichnete Günstlinge derselben. Ihr Schöpfer hat uns zum Herrn derselben erhoben. Ihre Erzeugnisse, ihre Kräfte müssen uns dienen.

c) Wir sind denkende Bewunderer ihrer Schönheit und Ordnung. Welch hoher Vorzug, daß wir ihre Schönheit empfinden, ihre Gesetze durch unsern Verstand erforschen und uns zum Schöpfer derselben mit unseren Betrachtungen erheben können.

d) Wir sind Bürger einer höheren und besseren Welt. Wenn auch alles um uns her in der sichtbaren Natur vergeht, über die Vergänglichteit erheben wir uns durch die Unsterblichkeit unseres Geistes, dem die Natur für seine Ausbildung und Vervollkommnung keine Grenzen setzen kann.

145. Das Schöne in der Natur.

Einleitung. In der Natur ist alles schön, weil es gut ist. Alles hat seine angemessene Vollkommenheit, und darum wird es gut genannt. In der Natur muß alles gut sein, weil es von Gott stammt, der die Güte selbst ist. Das Gute ist die Mutter des Schönen, und was nicht gut ist, kann niemals schön sein, weil es die Vorstellung der Vollkommenheit nicht weckt.

Ausführung.

1) Merkmale des wahrhaft Schönen in der Natur sind:

Es erfüllt den Geist mit Bewunderung der Vollkommenheit und mit Freude an derselben. Es nötigt dem denkenden Menschen Verehrung ab. Es weckt Erbauung und keine unheilige Neigung. Es veredelt und macht Gottes würdig.

2) Die Wirkung des Schönen auf uns ist:

Anregung zu ernstem Nachdenken; Tötung des Unheiligen in uns; Erzeugung wohlthuender Freude und Gemütsruhe; Denken an Gott ohne Vorwurf; Erfüllung des Herzens mit Dankbarkeit gegen Gott.

Schluß. Dieses Schöne ist unseres Suchens wert, weil es wahres, bleibendes Verdienst hat; weil das Suchen Gottes Wille ist, und auch unsere Vernunft es fordert; weil wir sonst nicht die Dinge aus Gott, sondern etwas ganz Fremdes finden, ja uns selbst verlieren.

146.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort; Verein' und leite! Besserer Hort.

(Goethe.)

Einleitung. Eintracht verleiht auch geringen Kräften oft große Erfolge, Uneinigkeit macht selbst die bedeutendsten wirkungslos. Von dieser Regel sind auch Völker und Staaten nicht ausgenommen. Daher hat auch zu allen Zeiten die Herrschgier und Eroberungssucht in der Trennung und Zersplitterung der gegnerischen Macht das Mittel zur Vorbereitung ihrer Siege gefunden; diejenige Staatskunst dagegen, der die Aufgabe zugefallen war, das Schwache zu schirmen und dem Unbedeutenden Wachstum zu verschaffen, hat stets in der Zusammenfassung des Vereinzelten den Weg zu ihrem Ziele erkannt.

Ausführung.

A. „Teile und herrsche!" war der Grundsatz herrschsüchtiger Fürsten und Völker in der alten, wie neuen Zeit.

1) Philipp I. von Macedonien verdankt der Anwendung desselben die Unterwerfung Griechenlands.

2) Die Römer bezwangen die Völker Italiens, siegten über die Karthager, Philipp II. und Perseus von Macedonien, unterwarfen sich endlich Griechenland

a) durch Nährung herrschender Zwistigkeiten unter den bei etwaiger Verbindung gefährlichen Völkern, und durch Teilung ihrer Interessen;

b) durch schiedsrichterliche Einmischung und Übernahme der Beschützerrolle zu Gunsten der Gefährdeten gegen ihre Bedränger, durch anscheinenden Kampf für die Unabhängigkeit der ersteren.

3) Ebenso benützten Ludwig XIV. und Napoleon I. die innere Geteiltheit Deutschlands zu dessen Beraubung und Unterwerfung.

B. Erfreulicher sind diejenigen Erscheinungen in der Geschichte, in denen sich die Ausübung des Grundsatzes „Verein' und leite!" oder: „Vorwärts mit vereinten Kräften!" als Hort der Bedrängten und kraftergiebiger Quell für die Schwachen und gering Geachteten darthut. Die hervorragendsten Beispiele sind:

1) Der Bund der Generalstaaten im Kampfe gegen Spanien.
2) Der Aufbau des preußischen Staates und
3) die durch Preußen vollendete Wiederherstellung des deutschen Reiches.

Schluß. Mögen die zu sicherer Reife gediehenen Völker dem Grundsatz der Arglist immer entschiedener die Wege versperren und den Wirkungskreis abschneiden; mögen sie dagegen für die Aufforderung zu friedlichem Zusammengehen immer empfänglicher und zugänglicher werden.

147. Die edelsten Freuden des Jünglings.

Nicht zu steter Arbeit ist der Mensch geschaffen; er hat Sinn für den Genuß der Freude und soll sich ihr hingeben. Sie stärkt zu neuer angestrengter Thätigkeit. Gerade die thätigsten Menschen haben den Sinn für Freude sich offen erhalten: Karl der Große, Friedrich II., Kant, Lessing u. a. Auch der Jüngling soll sich der Freude hingeben. Er fehlt aber oft in der Wahl derselben. Nicht jede Freude gewährt den Nutzen, den Menschen zu neuer Thätigkeit, frischerem Lebensmute anzufachen. Vor welchen Freuden hat sich daher der Jüngling zu hüten? Welche soll er suchen?

1) Er sei auf seiner Hut bei allen Freuden, die bloß sinnlich sind. Sie erfüllen auf die Dauer nicht den Zweck,

den Jüngling zu stärken, zu veredeln, ihn zu neuer Thätigkeit zu befähigen; sie lassen meist eine große Leere zurück, verderben wohl gar geistiges und leibliches Wohl des Jünglings und erfüllen früher oder später mit Reue. Beispiele.

2) Er suche vielmehr die Freuden, welche

a) die Natur gewährt in Spaziergängen, in Beobachtung der Naturgegenstände, in Pflege und Wartung oder im Sammeln derselben, z. B. bei Blumenzucht, Gartenbau, Anlegen von Mineralien-, Pflanzen- oder Insekten-Sammlungen u. s. w.;

b) edle Geselligkeit, freundschaftlicher Umgang, namentlich mit kenntnisreichen, erfahrenen Personen darbieten;

c) aus der von Zeit zu Zeit erfolgenden Prüfung, wie weit er in seinen Kenntnissen, Erfahrungen fortgeschritten ist, hervorgehen.

Sind jene sinnlichen Freuden mit der Gefahr verknüpft, daß Unschuld und Tugend dabei leicht verloren gehen, daß Vermögen und Gesundheit dabei gefährdet werden, so haben dagegen die letzteren, edleren Freuden den Vorzug, daß sie ohne Kostenaufwand erworben werden können und keine Reue zurücklassen.

148. Auch die Übel des Lebens haben ihr Gutes.

Der Mensch kann gegen das auf ihn eindringende Übel eine dreifache Stellung einnehmen. Entweder er bekämpft dasselbe, dann wird seine Thätigkeit dadurch erhöht, Erfindungen werden veranlaßt, seine Liebe wird gesteigert, indem er andern, die in diesem Kampfe begriffen sind, hülfreiche Hand leistet; — oder er erträgt dasselbe schweigend, dann wird seine Geduld und seine Selbstbeherrschung geübt, seine Sinnlichkeit gemäßigt, sein Stolz gedemütigt; — oder er läßt sich durch dasselbe in sein Inneres einführen, dann erhöht er seine Empfänglichkeit und seine Dankbarkeit für das Angenehme und Gute, dann erkennt er in ihm die erziehende Hand Gottes, dann schaut er auf sein vergangenes Leben, und indem er hier die Quelle seiner Leiden erkennt, wird er weise für die Zukunft und lernt, was zu thun und zu meiden sei.

149. Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe; Freude, führe du mich immer an rosichtem Band!

(Schiller.)

Die Unterwerfung unter die sittlichen und staatlichen Gesetze und Forderungen ist bei dem einen ein Beweis seiner Unfreiheit und knechtischen Gesinnung, bei dem andern ein Zeichen seiner sittlichen Freiheit, indem bei ihm Neigung und Pflicht, eigene Wahl und gesetzliche Vorschrift zusammenfallen. Jener erfüllt die Obliegenheiten seines Berufes aus Furcht vor den üblen Folgen, die eine Pflichtversäumnis nach sich zieht; er hütet sich vor gesetzwidrigen Handlungen, meidet das Laster aus Furcht vor zeitlichen und ewigen Strafen. Indem er Gesetz und Pflicht als eine Schranke seines Wollens empfindet, gewährt ihm seine Thätigkeit keine Befriedigung, und er bleibt bei dem Unerläßlichen, Erzwingbaren stehen. Der rohe Mensch kann des Zügels der Furcht nicht entbehren. Man raube ihm die Vorstellung dereinstiger Vergeltung, und man wird den Sklaven, welcher die Kette bricht, in ihm wiederfinden.

In ganz anderem Lichte erscheint die Gesetzes- und Pflichttreue des sittlich freien Menschen. Er findet in seinem Beruf seine glücklichsten Stunden, seine Thätigkeit ist sein Lebensgenuß. Die Freude am sittlich Guten ist der Beweggrund seiner Handlungen. In dieser Anerkennung der Notwendigkeit aller staatlichen Anordnungen beruht auch die Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten auf freier Entschließung und freudiger Zustimmung. Nur er ist hochsinniger, wahrhaft großer Handlungen fähig.

150. Die Freiheit ist eine gute Kost, aber sie verlangt einen guten Magen.

Einleitung: Das an sich Gute ist nicht immer und überall gut.

Thema: I. Wert der Freiheit: sie ist
- a) angenehm,
- b) nützlich,
  - α) für das irdische Wohlsein,
  - β) für die Veredelung.

II. Gefahren der Freiheit:

A. Beweis aus der Vernunft:
- a) bei mangelnder Einsicht,
- b) bei mangelnder Sittlichkeit.

B. Beweis aus der Geschichte:
Beispiele von
a) wohlthätiger Unfreiheit bei anerkannter Unreife,
b) nachteiliger Freiheit bei vermeintlicher Reife,
c) wohlthätiger Freiheit bei wirklicher Reife.
Schluß: Schwierigkeit, den Grad der Reife zu erkennen.

151. Welchen Wert hat ein ideales Streben?

Einleitung. Es giebt Menschen, welche nur Sinn für die Wirklichkeit haben; andere, welche sich über dieselbe erheben. Der höhere Wert der letzteren ist unverkennbar. Scharfer Verstand, vernünftige Einsicht, größere Kraft, höhere Würde zeichnen sie aus.

Ausführung. 1) Worin besteht das ideale Streben?

Wir erfassen den Gegenstand in seiner Vollkommenheit, wie er unserer Idee vorschwebt, wie wir ihn uns durch die Phantasie veranschaulichen. Es beruht auf einer tiefern Anschauung der Dinge, wobei wir von der individuellen Bildung absehen, dagegen das Wesen der Erscheinung zu erfassen suchen. Dies geschieht auch bei Gegenständen der Natur, indem wir nach den der Schöpfung zu Grunde liegenden Ideen forschen. Ein Ideal ist somit nichts Unnatürliches; man übersteigt zwar die Schranken der Wirklichkeit, bewegt sich aber innerhalb der Gesetze des Möglichen und schafft sich so eine ideale Weltanschauung.

2) Solches Streben steht im Zusammenhange mit allem Edlen und Guten; es erfüllt mit Begeisterung, erhält in einer würdigen Stimmung, hebt und trägt in den Wechselfällen des Lebens, entspricht unserm Beruf, nach Gottähnlichkeit zu streben.

3) Es erscheint von Bedeutung für den Denker. Wenn man eine Idee auf Begriffe bezieht, so entstehen philosophische Ideale. Sie sind als das Gedachte dem Realen entgegengesetzt. Sie liefern der Wissenschaft die höchsten Vorstellungen.

4) Es ist wichtig für den Künstler, der seine Darstellungen zwar der unmittelbaren Wirklichkeit entlehnen darf, aber sie einer Idee gemäß zu gestalten hat, also ohne besondere Zufälligkeit, ohne Beschränkungen, ohne Mängel, d. h. vollkommener als die wirklichen Wesen.

Schluß. Nur wer ein Ideal vor Augen hat, kann an das Wirkliche einen richtigen Maßstab anlegen, nur wer das Höchste erstrebt, wird das Mögliche erreichen.

152. Ende gut, alles gut.

I. Einleitung. Sprichwörter haben als erprobte Urteile des Volkes auf eine unbedingte Geltung Anspruch, doch täuschen wir mit ihnen uns und andere, wenn wir sie nicht im rechten Sinne anwenden.

II. Ausführung. 1. Leichtfertige Menschen überlassen sich ihren thörichten und schlimmen Neigungen in der Meinung, alles werde wieder gut gemacht, wenn sie nur zuletzt den rechten Weg einschlagen.

a) Niemand weiß jedoch, wie lange Zeit ihm die Vorsehung zu seiner Besserung lassen wird.

b) Vergehen kann man nie ungeschehen machen. Selbst wenn man sich ganz umgeändert hat, hinterlassen sie doch schmerzliche Erinnerungen.

c) Die Gewöhnung an das Böse kann den Menschen leicht ganz unfähig machen, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden.

2. Das Sprichwort will sagen, daß wir uns mit allen Gefahren und Leiden aussöhnen, wenn es uns zuletzt nur noch gut gehe.

a) Das Andenken an eine traurige Vergangenheit macht die Gegenwart angenehmer. (Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen. Goethe.)

b) Wir freuen uns, daß wir Gelegenheit hatten, Mut und Einsicht zu beweisen.

c) Wir denken gern daran, daß uns teilnehmende Freunde unterstützten.

III. Schluß. Die Erinnerung an die Jugendzeit soll uns einst das Alter versüßen; wie muß dem zu Mute sein, welcher auf eine Wüste zurückblickt, die sich in dem Frühlinge seines Lebens nur mit Dornen und Disteln bekleidete!

(Dr. L. Cholevius, Dispositionen und Materialien.)

153. Über die Zufälligkeit und Nichtigkeit des Nachruhms.

Einleitung. Kein Gedanke war von jeher für den Menschen eine wirksamere Triebfeder zu großen und edlen Handlungen, frommen Stiftungen, großmütigen Aufopferungen u. s. w., als der an den Nachruhm, oder die Vorstellung, daß sie im

Andenken der Nachwelt fortleben werden. Beisp. Helden, Dichter. Leonidas, Horaz.

Dennoch läßt sich leicht aus der Natur der Sache und aus der Geschichte selbst die Nichtigkeit des Nachruhms beweisen; denn:

1) der ganze Genuß besteht in der Vorstellung.

2) Wenigen gelingt es, ihr wahres Verdienst oder auch ihre Talente und Tugenden der Nachwelt bekannt zu machen. Der Zufall thut hier mehr, als das wahre Verdienst, so daß auch umgekehrt minder Würdigen die Ehre des Nachruhms zu teil wird, während die Edelsten in Vergessenheit schlummern. So mit den Schriftstellern, so mit den Helden. Denn

a) manches Mittelgut ist geblieben, während das Bessere vermoderte;

b) schlechter Menschen Thaten und Namen sind aufbewahrt, die der edelsten zum Teil vergessen.

3) Dichter haben oft die Helden in einem schöneren Lichte dargestellt, als sie verdient haben.

154. Über die Macht des Gewissens.

Jeder vernimmt die Stimme Gottes, die in seiner Brust ertönt, laut zu ihm spricht, auch dann zu ihm spricht, wenn er sie nicht hören will. Kein Sinnenrausch, keine Unwille, kein Schmeicheln, kein Aufsuchen scheinbarer Gründe kann sie zum Schweigen bringen.

Umsonst verspottet lange der Bösewicht diese heilige Stimme. Umsonst verfolgt der Tyrann die Unschuld. Das ist die Macht des Gewissens.

1) Es lehrt selbst den Unwissenden, was er thun soll.

2) Es ist unbestechlich, richtet gerecht und lehrt mit Ernst und Kraft.

3) Es warnt allemal, wenn wir vom Wege des Rechten abweichen wollen. Daher so oft Zweifel, Ungewißheit, Mutlosigkeit beim Ausführenwollen der Handlungen.

4) Es straft auf frischer That, durch Vorwürfe, Angst, scheues, schüchternes Wesen. Merkt man es nicht in der Regel dem Bösen an, daß er Böses gethan hat?

5) Es lohnt sogleich die gute That, durch inneren Frieden, Frohsinn, Mut und Kraft zu neuen Thaten, Beharrlichkeit bei Hindernissen, Standhaftigkeit in Leiden und Not, durch freudiges Vertrauen auf Gott.

155.

Wer mich entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

(Schiller.)

Einleitung. Die Bibel nennt den Teufel den Vater der Lügen und stellt damit die Wahrhaftigkeit an die Spitze der Tugenden. Mit dem ersten Fehler, der in das Herz des Kindes den Zugang findet, sucht sich auch die Lüge einzuschleichen. Wer bei dem festen Vorsatze bleibt, sich stets zu zeigen, wie er ist, seine Handlungen weder zu verschweigen noch anders darzustellen als sie gewesen, der hat schon aus äußeren Gründen an dieser herrlichen Gewohnheit einen Schutz gegen die Versuchung, denn er wird die Fehler, deren üble Folgen er durch keine Unwahrheit abzuwenden entschlossen ist, mit derselben Seelenstärke vermeiden; und wie tief jemand gesunken sein mag, so lange er fähig ist, die Wahrheit einzugestehen, darf man zu seiner Besserung Vertrauen haben.

Das Thema handelt jedoch nicht davon, daß der Mensch im Bekenntnisse der eigenen Fehler wahrhaft sein soll, sondern es bezieht sich darauf, daß die Wahrhaftigkeit uns auch verpflichtet, anderen ihre Fehler vorzuhalten und mit Freimütigkeit zu sagen, was uns an ihrem Wesen und Betragen, an ihren Ansichten und Handlungen mißfalle. Es scheint so leicht, diese Art der Wahrhaftigkeit zu üben, gleichwohl ist es nach jenen Worten Philipps von Spanien kaum möglich, jemand zu finden, der offen die Wahrheit redet. Selbst Philipp ist für die Wahrheit taub, als ihm der Marquis Posa ohne Rückhalt ein Gemälde von seiner menschenfeindlichen Regierung entwirft.

Thema. Daß es Menschen giebt, die für andere keine Wahrheit haben; daß aber auch für manchen die Wahrheit nicht vorhanden ist, obgleich er sie hört.

A. Wer sich scheuen wird, anderen seine Meinung über sie zu erkennen zu geben.

1) Derjenige, welchem ein Vorteil, den er erlangen oder verlieren könnte, höher als die Wahrheit ist. — Der Schmeichler.

— König Philipp ist so gewohnt, in seinen Hofleuten nur Heuchler und Augendiener zu sehen, daß er selbst die Freimütigkeit des Marquis für nichts anderes als für einen Kunstgriff der Schmeichelei hält.

2) Mancher schweigt aus Bequemlichkeit, Liebe zum Frieden, Gutherzigkeit, oder auch aus Feigheit. Es ist ihm ganz gleichgültig, wenn jemand in seiner Gegenwart eine thörichte Behauptung aufstellt, und was schlimmer ist, er schweigt, wenn heilige Wahrheiten angegriffen werden, wenn man über rechtschaffene Menschen mit einer lieblosen Verblendung urteilt, ja, wenn der eigene Freund im Begriff ist, einen Irrweg einzuschlagen. Er mag mit niemand in Händel geraten und keinem weh thun 2c.

B. Für wen es keine Wahrheit giebt, auch wenn er sie vernimmt.

1) Unverständige, eitle und eigensinnige Menschen lassen sich nicht überzeugen. Sie sind der Unfehlbarkeit ihres eigenen Urteils gewiß und daher nicht von einer vorgefaßten Meinung abzubringen.

Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.
Sprüche Salomonis.

2) Am wenigsten sind unabhängige Leute, welche jeden entbehren können, für die Wahrheit empfänglich. Sie sind gewohnt, recht zu haben, weil ihnen selten die üblen Folgen eines Irrtums fühlbar wurden, und weil sie in ihrer Umgebung, die von ihrer Gunst abhängig ist, nur ein gehorsames Schweigen oder Bewunderung vernehmen. Philoxenus, der sich unterstand, die Verse des Tyrannen Dionysius I. nicht schön zu finden, mußte in die Steinbrüche wandern.

Schluß. Oft bewirken Ärger und Streitsucht, daß jemand einem andern die Wahrheit sagt. Dieser Art Wahrhaftigkeit kann aber das Wort durchaus nicht geredet werden, weil sie stets das Verlangen einschließt, auf eine rücksichtslose Weise zu verletzen. Schon eine vernünftige Freimütigkeit, so wünschenswert sie ist, kann nur unter Bedingungen geübt werden. Niemand hat ohne eine besondere Befugnis das Recht einem andern wegen solcher Dinge, die nur ihn selbst angehen, Vorwürfe zu machen und sich zu einem Richter über ihn aufzuwerfen. Immer haben die Worte den besten Erfolg, welche deutlich zeigen, daß man nicht weh thun, sondern das Gute fördern will. (Cholevius.)

156.
Die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

(Schiller.)

Einleitung. Es ist nicht genug, daß man sich eine Sentenz merkt, man muß sich auch ihres Inhalts bewußt werden.

Thema. Ob die Natur dem Menschen wirklich als eine feindliche Macht gegenübersteht.

A. Auf welche Weise die Elemente ihren Haß gegen ihn und seine Werke äußern.

1) Das Feuer: Gewitter, Vulkane, Pulverexplosionen, Häuser-, Wald- und Schiffsbrände.

2) Das Wasser: Überschwemmungen, Dammbrüche, Eisgang, das Meer mit Untiefen und Klippen.

3) Die Luft: Stürme, Hagel, Lawinen.

4) Die Erde: die mühsame Beackerung, die Erzeugung schädlicher Pflanzen, die giftige Sumpfluft, Einstürze 2c.

5) Sonst uneinig, verbinden sich die Elemente gegen den Menschen; sie überfallen ihn oft tückisch, wenn er sich am wenigsten schützen kann; sie zerstören mit Gleichgültigkeit das Kostbarste wie das Wertlose.

B. Die Natur liebt aber auch den Menschen, und selbst ihr Haß bringt ihm Nutzen, indem Gefahr und Unglück ihn zur Thätigkeit und zur Vorsicht anregen und seine Sittlichkeit fördern.

Schluß. Die Dualisten irren also, wenn sie meinen, daß in der Natur ein finsterer Dämon den Segnungen Gottes entgegenwirke.

(Cholevius.)

157. Über Nachahmung und Nachäffung.

Einleitung. Allgemeinheit des Hanges zur Nachahmung, bewiesen aus der Erfahrung. Das Kind ahmt unwillkürlich die Sitten, die Sprache und die Gewohnheit seiner Wärter und Führer nach; der Jüngling nimmt die Grundsätze seiner Jugendgenossen, der Staatsbürger die Sitten derer, die er als Muster betrachtet, an. Dieser Trieb kann als ein wirksames Bildungsmittel benutzt werden. — Durch ihn wird z. B. auf einer ganzen Lehranstalt, in ganzen Kriegerscharen und in Familien ein guter Ton eingeführt und behauptet. — Auf ihm beruht

die Wahrheit des Sprichwortes: Gute Sitten werden durch böses Beispiel verdorben.

Nur muß die Nachahmung nicht in Nachäfferei ausarten. Schon an sich hat die bloße Nachahmung als solche keinen sittlichen Wert. Denn etwas darum thun, weil es ein anderer thut, ist kein aus wohl überlegter Willensäußerung hervorgehender Bestimmungsgrund. Dazu kommt, daß sie, gewöhnlich nur das Äußere sich aneignend, nicht in das innere Wesen des Menschen eingreift.

Aber sie wird vollends zur Nachäffung, wenn man

a) dabei auf alles eigene Urteil des Wertes, der Sitte und Handlungsweise verzichtet, also blindlings nachahmt;
b) wenn man sie auf das Kleinliche und Unwesentliche beschränkt, und mit dem Schein auch das Wesen zu gewinnen hofft;
c) wenn man auf den Unterschied in den Verhältnissen gar keine Rücksicht nimmt, und was unter gegebenen Verhältnissen der einen Person wohl ansteht, auch deshalb für etwas unter allen Umständen Wohlanständiges ansieht.

Solche Nachäffung ist Charakterzug schwacher Seelen und hat den Nachteil, daß

a) die Selbständigkeit und Freiheit verloren geht;
b) auch schlechtes und nichtswürdiges nachgeahmt wird;
c) der Schattenmensch nur durch den bloßen Schein um so verächtlicher wird, je mehr ihm an wesentlichen Vorzügen des nachgeahmten Vorbildes abgeht.

158. Warum ist die Schmeichelei so verabscheuungswürdig?

Zu den verderblichsten Auswüchsen, die in der menschlichen Gesellschaft sich erzeugen, nähren und oft die besten Kräfte mit ihrem vergiftenden Hauche ertöten, gehört die Schmeichelei. Sie findet sich im niedrigsten, wie auch im höchsten Stande des bürgerlichen Lebens und wird oft erst dann in ihrer wahren Gestalt erkannt, wenn sie das Unglück herbeigeführt hat. Baldigst sie zu erkennen und uns zu hüten, daß wir uns von ihrem Garne nicht umstricken lassen, muß uns das Wesen der Schmeichelei auffordern.

Sie ist verabscheuungswürdig; denn

1) gründet sie sich auf niederen Eigennutz. Nur dem naht sich der Schmeichler, dessen Ansehen oder Reichtum er zu seinem Vorteile gebrauchen kann und will, und er ist ebenso kriechend gegen den Vornehmen und Reichen, als stolz und anmaßend gegen den Niederen und Armen; jeden, der ihm bei seinen Plänen im Wege steht, sucht er durch gehässige Verleumdung, schlechte Nachrede zu entfernen;

2) hebt sie alle Menschenwürde auf. Der Schmeichler läßt sich als Werkzeug zu allem gebrauchen, hilft die schlechtesten Ränke, Pläne der Bosheit und des Lasters fördern, um nur zu gewinnen; mit dem Spötter ist er ein Spötter, mit dem Verschwender ein Verschwender, — giebt sich der Laune jedes andern preis, den er für sich gewinnen will, redet und handelt gegen seine Überzeugung, gegen sein Gewissen; unterhält und billigt eigne Fehler.

3) verdirbt sie die, denen geschmeichelt wird. Der Schmeichler faßt jedesmal die schwache Seite dessen auf, dem er schmeichelt, — lobt alles, was nicht zu loben ist, — findet auch das Häßliche schön, — unterhält bei dem Gegenstande seiner Schmeicheleien die gefährlichsten aller Unbekanntschaften, die Unbekanntschaft mit sich selbst;

4) sie hüllt alle ihre schlechten Absichten in ein trügerisches Gewand.

Der Schmeichler naht sich in der Gestalt eines Freundes mit der Miene unverstellter Freundlichkeit, mit allen äußeren Zeichen der Teilnahme, mit Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, Bescheidenheit.

159. Wie lernt man sich selbst kennen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.

Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.
(Goethe.)

I. Einleitung. Sich selbst kennen heißt hauptsächlich, mit seinen Neigungen und seiner Empfindungsweise, mit seinen sittlichen Grundsätzen und mit seinen Kräften bekannt sein. „Erkenne dich selbst" war der Wahlspruch des weisen Chilon, die Inschrift auf dem delphischen Tempel. Wichtigkeit der Selbsterkenntnis.

Thema. Wie man zu der Kenntnis seiner selbst gelangt.

II. Ausführung. A. Durch Betrachten niemals.

Inwendig lernt kein Mensch sein Inneres
Erkennen; denn er mißt mit eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß. (Goethe.)

1) Edle Neigungen und Empfindungen, als bloße Regungen des Willens und des Gemütes, haben keinen Wert, wenn sie nicht zu edlen Handlungen führen. Mancher, der im Schauspiel Thränen vergißt, kann gegen seinen Nebenmenschen sehr hart sein. Weichheit und Grausamkeit vermischten sich in dem Charakter vieler Tyrannen. Der Gedanke, daß von den vielen Tausenden, die er nach Europa führte, nach hundert Jahren niemand leben werde, rührte Xerxes zu Thränen. Als aber Pythius, durch das Wohlwollen des Königs ermutigt, ihn um die Zurücklassung seines ältesten Sohnes bat, war es ihm nicht genug, die Bitte abzuschlagen, sondern er ließ den Sohn vor den Augen des Vaters niederstoßen und in Stücke zerhauen (Herodot).

2) Edle Grundsätze sind oft nur ein Schmuck der geistigen Bildung. Man hat sie sich vielleicht aus den Werken der Dichter angeeignet und führt sie im Munde, ohne von ihnen durchdrungen zu sein. Ihre Anwendung im Gespräche beweist vielleicht, daß man das Edle zu schätzen, aber noch nicht, daß man es zu thun vermag.

3) Das Maß unserer geistigen und sittlichen Kräfte können wir am wenigsten durch Betrachtungen ermitteln; denn die Kraft bewährt sich allein im Handeln.

Ungeprüft giebt's tausend Epiktete. Wieland.

B. Unsere Handlungen zeigen uns, was wir wert sind.

Zwar sind auch hier Täuschungen möglich, denn viele pflegen ihre unrühmlichen Thaten zu entschuldigen und zu beschönigen; doch fehlt es nicht an einem sichern Maßstab.

1) Handlungen lassen sich mit objektiven, feststehenden Gesetzen vergleichen. Schon der Versuch, uns vor ihnen zu rechtfertigen, weiset auf eine Schuld hin.

2) Handlungen unterliegen dem Urteile anderer Menschen.

Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen.
Goethe.

3) Die Probe der Kraft ist der Erfolg. Was wir nicht ausführen, das sind wir meistens nicht imstande auszuführen.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor,
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt. Goethe.

III. Schluß. Ein tüchtiger Arzt sucht vor allem eine Krankheit zu erkennen, dann aber bemüht er sich auch, sie zu heilen. Lasset uns streben, wirklich das zu werden, was zu sein wir uns nur einbildeten. (Cholevius.)

160. Über die zerstörenden und die wohlthätigen Wirkungen des Krieges.

Betrachtet man den Krieg aus dem ethischen Gesichtspunkte, so erscheint er seinem Wesen nach als tadelnswert und verwerflich, weil er die Völkerstreite nicht rechtlich zu schlichten, sondern nur gewaltsam zu endigen vermag, und, was die Vernunft nach unwandelbaren Grundsätzen entschieden wissen will, von der Laune des Zufalls abhängig macht; — weil es die Vernunft empört, daß Wesen, welche sich wechselseitig achten und lieben sollen, ihre körperliche und geistige Kraft aufbieten, um einander Verlust, Schmerz und Tod zu bereiten; — weil der Krieg in vielen Gemütern die sittlichen Gefühle und Gesinnungen auslöscht, Leidenschaften und Laster erzeugt, und auf diese Weise die Ursache sittlicher Verwilderung wird; weil er endlich die Gaben der Natur und die Werke der Menschen zerstört, und, indem er auf diese Weise den äußeren Zustand der Völker verschlimmert, bei der Abhängigkeit der geistigen Kraft von den äußeren Verhältnissen das Gedeihen und die Fortbildung des höheren Lebens hemmt.

Seinem Grunde nach erscheint also der Krieg als ein zufälliges und vermeidliches Übel; denn sonst ließe er sich gar nicht sittlich würdigen. Betrachtet man aber den Krieg in seinem Zusammenhange mit der Bildung des Menschengeschlechtes und dem Leben der Völker, so war er es, der

1) die geistige Kraft vielfältig weckte und übte;

2) der die Kultur von einem Volke zu dem anderen fortpflanzte;

3) die meisten großen, den Zustand des Menschengeschlechts verändernden Begebenheiten entweder veranlaßte, oder ausführte und vollendete;

4) Liebe zum Vaterlande mächtig in den Völkern anregte;

5) Thatkraft und mutigen Sinn ihnen erhielt und wiedergab; ihr National-Gefühl weckte und erhöhte. — Er scheint sogar, wenn man ihn aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, eine durch Gottes Willen in der Welteinrichtung gegründete

Veränderung zu sein, untrennbar von einem Reiche freier Wesen, die mit Freiheit handeln und sowohl gutes als böses müssen beschließen können.

161. Wer an den Weg baut, der hat viele Meister.

I. Einleitung. Das Sprichwort ist von größter Wichtigkeit und verdient reifliche Betrachtung und sorgfältige Beachtung.

II. Erklärung des Sinnes. Wege werden begangen, oft begangen, daher sind sie etwas Öffentliches. — Bauen = handeln, arbeiten — Meister = Tadler, Leute, die etwas besser verstehen oder doch verstehen wollen. — Ein Gebäude, das an gangbarem Wege steht, wird von vielen betrachtet, welche dieses und jenes daran zu tadeln finden, welche meistern. — Wie nun ein am Wege stehendes Haus Gegenstand des Tadels wird, so ist auch jede öffentliche Handlung dem Urteile anderer ausgesetzt. Da nun die meisten Menschen gern tadeln, so wird auch ihr Urteil öfters hart ausfallen.

III. Lehren, welche das Sprichwort giebt.

a) Prahle also nicht mit deinen Leistungen, stelle sie nicht ohne Not zur Schau. Bedenke das Sprichwort.

b) Mußt du aber öffentlich handeln, so

1) erwarte nicht, daß jeder deinen Unternehmungen Beifall schenke;

2) bist du dir einer guten Absicht bewußt, so gereiche dir das erwähnte Sprichwort bei unverdientem Tadel zum Troste. Man kann es nicht allen recht machen.

IV. Schluß. So möge das Sprichwort uns besonders da ins Gedächtnis kommen, wo unsere guten Handlungen verkannt werden. Die größten Männer wurden verkannt. Die schlechtesten Früchte sind es nicht, an denen Wespen nagen.

162. Die Zunge, das wohlthätigste und verderblichste Glied des Menschen.

I. Einleitung.

1) Äsop sollte einst das Beste vom Markte einkaufen und brachte — eine Zunge; ein anderesmal, wo er das Schlechteste bringen sollte, brachte er gleichfalls eine Zunge.

2) Allerdings ist, wie das Folgende zeigen wird, die Zunge gleich allem Edlen (dem Feuer, den höchsten Geistesgaben) des höchsten Mißbrauchs fähig, wie des edelsten Gebrauchs.

II. Abhandlung.

1) Die Zunge ist das Werkzeug des Geschmacks.

a) Durch sie empfinden wir das Vergnügen des Essens und Trinkens. Die Zunge ist deshalb Erfinderin der Kochkunst, Beförderin des Handels. Gewürze ꝛc. aus fernen Ländern.

b) Aber sie verführt auch zur Näscherei, Leckerhaftigkeit, Schwelgerei, Trunksucht, Verschwendung, — sie kann arm machen. (Beispiel. Apicius, römischer Schlemmer zur Zeit des Tiberius, in der Art berüchtigt, daß die späteren Römer mit seinem Namen verschwenderische Feinschmecker bezeichneten.)

2) Sie ist Hauptorgan der Sprache.

A. Ihre wohlthätigen Wirkungen als solches.

a) Sie giebt uns die Fähigkeit, unsere Empfindungen, Freude und Schmerz, nicht bloß gleich den Tieren in einzelnen rauhen Tönen, sondern artikuliert durch Worte auszudrücken. Daher auch bildliche Reden, wie fremde Zungen ꝛc.

b) Sie ist das erste Mittel der inneren Ausbildung — das erste Zeichen, daß sie begonnen. Durch sie wird der Unterricht, wo nicht allein, doch in seiner höheren Vollkommenheit möglich.

c) Durch sie sind wir befähigt, unseren Begehrungen Worte zu leihen, durch sie lernen wir unsere Bedürfnisse aussprechen, können mit ihr trösten, raten, warnen, uns verteidigen.

d) Sie ist das Werkzeug der Beredsamkeit. Gewalt derselben im alten Griechenland und Rom und in öffentlichen Verhandlungen. Demosthenes, Perikles, Cicero.

e) Durch sie empfängt das gesellige Leben seinen schönsten Reiz. Unterhaltung.

f) Durch sie wird die Ausübung des Gesanges, der Gebrauch mancher Musikinstrumente vermittelt.

g) Ohne sie gäbe es keine Schrift, weil es keine Worte gäbe.

B. Ihre verderblichen Wirkungen.

a) Sie ist das Werkzeug der Lüge, des Betruges, der Klatscherei und Verleumdung.

b) Sie ist das Werkzeug der Verführung.

c) Durch sie können wir uns zu Schimpfreden und niedrigen Possenreißereien herabwürdigen. Sie kann Hymnen zum Preise des Höchsten und Gassenlieder bringen.

d) Durch sie erregen Volksverführer Unzufriedenheit, Aufruhr und Meuterei.

III. Schluß.

Darum Vorsicht, wenn sie ihren verderblichen Einfluß verlieren und nur ersprießliche Wirkungen zeigen soll. Vergessen wir nicht, was ein Sprichwort sagt: Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein. — Goethe sagt: „Der Edle bald, der Eitle selten lernt die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe!"

163. Not entwickelt Kraft.

I. Einleitung.

1) Selten kennt der Mensch den ganzen Umfang der in ihm liegenden Kräfte. Es fehlte an Gelegenheit, sie zu entwickeln. — Mancher würde ein Gelehrter, ein Künstler, ein Feldherr geworden sein, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, der jetzt 2c.

„Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' jetzt, verdient als Staatsmann einen Orden;
Wohl mancher, der bei einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Mann geworden
Als Du, vornehmer Held nicht bist." (Gellert.)

2) Einfluß der Erziehung — des Lebens unter gebildeten oder ungebildeten Ständen — 2c.

3) Beständiges Glück, stetes Gelingen hindert Kraftentwickelung. Man lernt dabei seine Kräfte nicht einmal alle kennen. Oft ist es erst die Not, hereinbrechendes Unglück, welches die in uns liegende Kraft entwickelt, geistige wie körperliche, intellektuelle wie moralische.

II. Abhandlung.

1) Intellektuelle Kräfte.

a) Not zwingt zum Nachdenken und schärft die Beurteilungskraft, um sich von der Not zu befreien. — Sie ist die Mutter der Erfindungen. Die Not lehrte Kleider verfertigen, Wohnungen bauen, sich vor Kälte und Unwetter schützen, Nahrungsmittel aufsuchen, das Meer beschiffen, Sümpfe austrocknen u. s. w. Das Gelingen stärkt dann und ermutigt zu neuen Versuchen, und so lernt man am Ende, was Horaz will, sibi res, non se submittere rebus.

b) Sie weckt bei plötzlichen Fällen Besonnenheit, Gegenwart des Geistes.

2) Moralische Kräfte. Not macht nicht bloß klug, sie macht auch weise und giebt Kraft, es zu sein.

a) Mut und Selbstvertrauen, wo der Not entgegen gekämpft werden kann. — Charakterstärke und Ausdauer.

b) Sie hemmt Übermut und Stolz, weckt Demut und Bescheidenheit, wo das Entgegenstreben vergeblich ist.

c) Sie lehrt tragen, was nicht zu ändern ist. Richtung des Sinnes nach oben. „Not lehrt beten." Gottvertrauen.

d) Sie macht mäßig und sparsam — arbeitsam und thätig.

e) Sie macht dankbar gegen unsere Wohlthäter.

3) Physische Kräfte. Die Erfahrung lehrt, daß selbst schwächere Personen in der Zeit plötzlich hereinbrechender Not Kräfte entwickeln und körperlicher Anstrengungen fähig waren, die sie sich selbst nicht zugetraut hatten. — Klagt also nicht, wenn Not ꝛc. —

164. Keine Rose ohne Dornen.

I. Einleitung. Was diesem Sprichworte gemäß im eigentlichen Sinne von der Natur gilt, das gilt im uneigentlichen oder bildlichen auch von der Beziehung, von der Anwendung desselben auf das menschliche Leben. Die Rose — das Sinnbild der Schönheit, der Liebe, die Königin des Gartens — findet sich nicht ohne Dornen; nur unter steter Gefahr an ihren Dornen dich zu verletzen kannst du zu ihr gelangen. So soll es nach dem Bilde unseres Sprichwortes auch mit allem Schönen und Guten im Leben sein, mit allem Vorzüglichen, mit allem Glück, das der Mensch nur erstreben, sich nur zu eigen machen kann, indem er sich durch Schwierigkeiten hindurcharbeitet, Hindernisse überwindet und durch die Wechselfälle des Lebens an Trübungen seines Glückes gemahnt wird.

Der Jugend, die alles idealisiert, erscheint das Leben allerdings im rosigen Lichte; die Jugend träumt so gern von goldenen Bergen; sie denkt sich das Leben, die Zukunft gleich einer Rose ohne Dornen. Und was sie in ihrer Phantasie vor sich hinzaubert, das wünscht und hofft sie gar bald mit Zuversicht von der künftigen Wirklichkeit.

II. Ausführung. Leider hofft und erwartet sie zu viel; denn von der Wirklichkeit des Lebens gilt das Sprichwort:

„Keine Rose ohne Dornen!“ Das menschliche Leben hatte und hat seine Dornen.

a) Zu allen Zeiten, und zwar:

1) in allen Zeitaltern. Ein goldenes Zeitalter im Sinne der Dichter gab es nie; es hat relativ bessere und schlechtere Zeiten gegeben; die absolut gute gehört ins Reich der Phantasie. Beispiele aus der Geschichte lassen sich in solcher Menge anführen, daß sie zum Beweise werden.

2) In allen Lebensaltern. Von der Wiege bis zum Grabe wechseln Freude und Leid, Lust und Last; der Jugend wie dem Alter sind Mai- und Apriltage beschieden; Kind, Jüngling, Mann und Greis haben Rosen zu pflücken, immer aber mit Dornen. Beispiele!

b) An allen Orten.

1) In allen Zonen der Erde, in den Polarländern und in den Tropenländern. Das verlorene Paradies ist auf dem ganzen weiten Erdenrund nicht wieder zu finden; überall, auch da, wo man nach der biblischen Angabe das Eden der ersten Menschen suchen zu müssen und zu finden glaubte, ißt der Mensch sein Brot im Schweiße seines Angesichts; überall muß ihm zugerufen werden: „Bete und arbeite!“ Ein Schlaraffenland kennt nur die Sage; von einem Eldorado weiß die Geographie nichts; nirgends ein „Tischchen decke dich!“

2) In allen Regionen, in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, in allen Ständen, allen Berufsarten weiß man von dornigen Rosen, kennt man die Sorgen, die Mühe, die Arbeit; überall haben die Nüsse harte Schalen und müssen geknackt werden, ehe man den Kern essen kann. Beispiele! — Fehlt nichts, so werden doch die Langweile und der Überfluß zu Dornen.

III. Schluß. Betrachte die Welt und das Leben nicht mit schwarzer Brille, nicht als Menschenfeind im Lebensüberdruß. Das mürrische Alter ist dazu geneigt; ihm erscheint das Leben nicht selten als bloßes Dorngewächs ohne Rosen. Das Alter stimmt gern in das Bekenntnis des Salomo: „Es ist alles eitel!“ Nimm das Leben wie es wirklich ist; übersieh zu keiner Zeit die Rosen deines Lebens. So lange du diese im Auge behältst, schrecken dich die Dornen nicht.

165.

**„Wie sich die Ros' erblüht zum Kelch erweitert,
Sich die Narziss' am Feuerkelch erheitert,
Ist der nur glücklich, wer Begeist'rung trinkt
Aus allem Schönen, bis sein Schifflein scheitert.“**

(Sänger von Schiras.)

Einleitung. Jedes Geschöpf will genießen und sich seines Daseins freuen. Unbewußt öffnet sich die Rosenknospe zum Kelch, am Tau sich zu erquicken, und erglänzt die Narzisse freudig in der Glut ihres Kelches. Nur der Mensch genießt mit Bewußtsein und ist bestrebt glücklich zu werden.

Ausführung. Glücklich fühlt sich der Mensch, wenn er
1) sich körperlich wohl befindet,
2) ihm genügende Mittel gegeben sind, die notwendigen Anforderungen des täglichen Lebens zu befriedigen,
3) er in der Wahl seines Umganges nicht fehlgegriffen hat,
4) sein Geist empfänglich ist nur für das Schöne, das Natur und Kunst ihm bieten.

Das wahrhaft Schöne aber, das dem Leben erst den eigentlichen Reiz verleiht, zeigt sich nicht bloß in dem Ebenmaß der äußeren Form, sondern in dem von tadelloser Form umschlossenen edlen Kern, dessen Genuß Begeisterung erweckt und den Menschen antreibt, seinen Geist mehr und mehr zu veredeln, sittlich immer vollkommener zu werden und so auch anderen mit gutem Beispiele voranzugehen.

Schönes, aus dem so der Mensch „Begeist'rung trinken kann“, sind edle Handlungen, Männer und Frauen, die um ihr Vaterland und ihre Mitmenschen in uneigennütziger Weise sich verdient gemacht haben, gute Bücher, hervorragende Werke der Kunst, die Wunderwerke der Natur. Beispiele.

Schluß. Wie Goethe, „der bis zum letzten Atemzuge seinem Worte: Gedenke zu leben! treu blieb, ein heiter Entsagender, dankbar für jede Blume des Sommers und jede Frucht des Herbstes, beruhigt in dem Glauben, daß auch Verdruß ein Teil des Lebens und das höchste Glück auf Erden, die Freuden des Gemüts, der ganzen Welt gemein seien,“ müssen auch wir bis an unser Lebensende, bis „unser Schifflein scheitert“, das Wesen der Schönheit darin suchen, daß wir „beim Anschauen des gesetzmäßig Lebendigen uns gleichfalls lebendig und in größte Thätigkeit versetzt fühlen.“

Themata.

(Aus Schulprogrammen entnommen.)

1. Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde;
Sie haben noch auf dich gezählt. (Goethe, Iphig. II. 1.)

2. Der Verstand ist im Menschen zu Haus, wie der Funken im Stein.

3. Zwar herrlich ist die liedeswerte That, doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle durch würdige Lieder auf die Nachwelt bringen.

4. Was heißt: Aus der Not eine Tugend machen?

5. Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß. (Schiller.)

6. Vergiß dein Joch, dein Selbst verliere nie. (Herder.)

7. Das Unglück ist nicht immer des Menschen Feind.

8. Steine reden, wo Menschen schweigen.

9. Der Ruhm der Ahnen ist ein Hort der Enkel.

10. Segnungen und Gefahren des Freiheitsgefühls.

11. Vorzüge des gesprochenen und des geschriebenen Wortes.

12. O Herz, versuch es nur! so leicht ist's gut zu sein; und es zu scheinen ist so schwere Pein.

13. Gedenken und vergessen sind zwei gleich wichtige Tugenden.

14. Soll'n dich die Dohlen nicht umschrei'n,
Mußt du nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

15. Das Leben ist das einzige Gut des Schlechten.

16. Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die führen über Thal und Hügel.

17. Hast du's nicht eilig, reise zu Fuß; die Schnellfahrt raubt uns manchen Genuß.

18. Bedeutung und Zweck des Grußes.

19. Im Kriege ist das Letzte nicht der Krieg. (Schiller.)

20. Der Mann ist wacker, der sein Pfund benutzend zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte.

21. Mensch, du gleichest dem Schiff, dein Herz dem schwellenden Segel,
Stürme und Leidenschaft drohn; führe das Steuer Vernunft.
(Schiller.)

22. Welche Klippen hat die richige Selbstschätzung zu vermeiden?

23. Was sollen dem Einzelnen die Großthaten seiner Vorfahren sein?

24. Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben.

25. Ein fester Wille steigt auf festen Sprossen.

26. Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte That.

27. Wer sich alle Büsche besieht, kommt nicht zum Holz.

28. Das Unglück ist der Boden, wo das Edle reift,
Es ist der Himmelsstrich für Menschengröße.

29. Arbeitsamkeit ist das sicherste Schutzmittel gegen das Elend.

30. Was entscheidet im Widerstreite der Pflichten?

31. Wie entstehen Vorurteile?

32. Wie wird der Name großer Männer verewigt?

33. Des Helden Name ist in Erz und Marmorstein so wohl nicht aufbewahrt als in des Dichters Liede.

34. Mancher ist arm bei großem Gute, und mancher ist reich bei seiner Armut. (Spr. Salom. 13, 7.)

35. Schmerzen sind Freunde, Gutes raten sie.

36. Wer den Blick aufs Ganze hält gerichtet, Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

37. Doppelte Schwing' hat die Zeit. Mit der einen entführt sie die Freuden, doch mit der anderen sanft kühlt sie den thränenden Blick.

38. Des Menschen Leben ist nur insofern etwas wert, als es eine Folge hat. (Goethe.)

39. Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.

40. Was nenn ich groß . . . . als was mit unwahrscheinlichem Erfolge der Mutige begann?

41. Des Lebens Probe ist der Tod.

42. Viel des Gewaltigen giebt's; doch nichts ist gewaltiger als der Mensch. (Sophokles.)

43. Das Leben ist ein Darlehn, keine Gabe.

44. Welcher Zusammenhang besteht zwischen Arbeit und Vergnügen?

45. „Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht, vielen gefallen ist schlimm."

46. Werd' ein Mensch und Mann!

47. Das Walten des Zeus bei Homer.

48. Homers Helden sind nach ihren Thaten Wesen höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

49. Die Odyssee, ein Lied des Heimwehs.

50. Welche Bedeutung hat die Zusammenkunft des Odysseus und Telemachos bei Eumaios für die Komposition der Odyssee?

51. Welches waren die Ursachen der Gastfreundschaft bei den Griechen im homerischen Zeitalter?

52. Welche Vorstellungen gewinnen wir durch Homer über das Leben der Phäaken?

53. Der griechische Tempel.

54. Die altspartanischen Züge im Charakter des Kallikratidas. (Nach Xen. Hell. I. 6.)

55. Wie verteidigt sich in Platos Apologie (Kap. 11—15) Sokrates gegen die Anklage des Meletos?

56. Ist es berechtigt, wenn Herodot den Athenern in erster Linie das Verdienst zuschreibt, die Perser besiegt zu haben?

57. Was läßt sich aus Platos Protagoras für die verschiedene Stellungnahme des griechischen Publikums den Sophisten gegenüber entnehmen?

58. Worin findet in der ersten Philippischen Rede Demosthenes die Ursachen für die Mißerfolge der athenischen Politik, und wovon verspricht er sich Besserung?

59. Welches Ziel hat Demosthenes in seiner Rede vom Frieden im Auge, und wie sucht er es zu erreichen?

60. Vergleich der Spiele der Griechen mit den Gladiatorenkämpfen der Römer.

61. Die Bedeutung der Ackerverteilungen für das römische Volks- und Staatsleben.

62. Woraus erklärt es sich, daß Sulla über die Marianische Partei den Sieg gewann?

63. Konnte A. W. Schlegel mit Recht von den Römern behaupten: „Nicht der Samnite, des Galliers Wut, nicht Hannibal dämpft euch; — So will's euer Geschick: selbst nur erlieget sich Rom"?

64. Das Verhalten des römischen und karthagischen Senats vor der Kriegserklärung des zweiten punischen Krieges. (Nach Liv. XXI, 5—18.)

65. Welches Bild gewinnt man vom Kaiser Tiberius aus der Taciteischen Schilderung des Anfangs seiner Regierung? (Tac. Ann. I. 5—15.)

66. Cato Censorius in seinem Wirken und Schaffen als Greis. (Nach Cic. de sen.)

67. Des Tacitus Bericht über die Geschichte des jüdischen Volkes bis zur Zeit des Pompejus. (Nach Tac. Hist. V, 2—5; 8.)

68. Die Unterwelt nach Vergils Aeneide.

69. Ein Begräbnis im alten Rom. (Nach Ovid und Vergil.)

70. Neujahr im alten Rom. (Nach Ovid. Fast. I. 63—226.)

71. Die Pflicht als Siegerin in den Seelenkämpfen der altdeutschen Heldendichtung.

72. Rüdiger von Bechlaren, das Ideal eines Helden.

73. Die altgermanische Sage vom Schatz in der nordischen Nibelungensage und im Walthariliede.

74. Die Volkslieder sind ein Mittel, die Völker kennen zu lernen.

75. Wird das Gudrunlied mit Recht eine deutsche Odyssee genannt?

76. Walther von der Vogelweide im Kampfe gegen Papst Innocenz III.

77. Walther von der Vogelweide in seinen Beziehungen zu Philipp von Schwaben.

78. Worin liegt die Bedeutung des Hans Sachs?

79. Hans Sachs (unter Zugrundelegung von Goethes „Hans Sachsens poetische Sendung").

80. Wie verteidigt sich Luther im „Sendbrief vom Dolmetschen" gegen die Tadler seiner Bibelübersetzung?

81. Unter welchen Gründen fordert Luther in seiner Schrift „Von weltlicher Obrigkeit" staatliche Glaubensfreiheit?

82. Mit welchem Rechte zählt Rückert in den Gräbern von Ottensen Klopstock zu den Sängern der Freiheitskriege?

83. Das Fürstenideal in Klopstocks Oden.

84. Der Leipziger Dichterkreis, geschildert nach Klopstocks Ode „Auf meine Freunde."

85. Wie weicht Herder in Bezug auf Ursprung, künstlerische Wirkung und klassische Vorbilder des Epigramms von Lessing ab?

86. Wie schildern Herders Cidromanzen den spanischen Volkshelden?

87. Der Staat der Tiere in Reinecke der Fuchs.

88. Welches Zeit- und Sittenbild erhalten wir aus Logaus Sinngedichten?

89. Die Bedeutung Klopstocks für die deutsche Litteratur.

90. Die drei Grundgesetze für die Erfindung einer Fabel. (Nach Lessings erster Abhandlung.)

91. Hat Lessing in den Litteraturbriefen jedes Verdienst Gottscheds um das deutsche Theater mit Recht geleugnet?

92. Lessings Fabel vom Manne mit dem Bogen in des Verfassers eigener und einigen selbstgewählten Anwendungen.

93. Wie verbindet Lessing in seiner Abhandlung über die Fabel mit dem prüfenden (kritischen) Verfahren das zergliedernde (analytische)?

94. Der heroische Dichter macht die Erregung der Leidenschaften zu seinem vornehmsten Endzwecke. (Lessing über die Fabel.)

95. Wie muß nach Lessings Dramaturgie der Held des Trauerspiels beschaffen sein, um Mitleid und Furcht zu erregen?

96. Wie zeichnet Lessing in der Emilia Galotti den Einfluß des Despotismus auf ein an sich nicht schlimmes Gemüt?

97. Die Heimkehr der Goetheschen Iphigenie eine Frucht sittlichen Kampfes und Sieges.

98. Wie steht Goethes Götz zu Kaiser und Reich?

99. Tasso und Antonio, der Held des Geistes und der That, beurteilt nach Goethes „Grenzen der Menschheit.“

100. Goethes Iphigenie nach des Dichters Worten: Alle menschlichen Gebrechen — Sühnet reine Menschlichkeit.

101. An welchen Verhältnissen im Götz von Berlichingen zeigt Goethe das Eintreten einer neuen Zeit?

102. Welche Stücke bezeichnen die Entwickelung Goethes als dramatischer Dichter bis zum Abschluß der italienischen Reise?

103. Was konnte Wieland beim Erscheinen von Goethes Iphigenie veranlassen, es als ein „altgriechisches Stück“ zu bezeichnen?

104. Welches Bild erhalten wir aus Goethes „Götz“ von den Zuständen im deutschen Reiche im ausgehenden Mittelalter?

105. Goethes Anschauungen über die französische Revolution in seinem Drama „Die Aufgeregten.“

106. Welche Aufgabe hat in Schillers „Fiesco“ die Persönlichkeit des Mohren zu erfüllen, und wie erfüllt sie dieselbe?

107. Herzog Alba in Goethes Egmont und in Schillers Don Karlos.

108. Was versteht Schiller in den Idealen unter der großen Schuld der Zeiten?

109. Der unschätzbare Wert der Schrift für unsere Kenntnis der Sprachen und des Geistes der Völker nach Schillers Wort im „Spaziergange“: „Durch der Jahrhunderte Strom — trägt das redende Blatt“ mit besonderer Beziehung auf das älteste deutsche Schrifttum.

110. Schilderung der Theaterscene in dem Gedichte: „Die Kraniche des Ibykus.“

111. Wie bestätigt sich Schillers Urteil über Klopstock, er ziehe allein, was er behandle, den Körper aus, um es zu Geist zu machen — in seiner Verherrlichung der Natur, der Freundschaft und des Vaterlandes?

112. Darf der Dichter des Tell (1804) den Sängern der Freiheitskriege (1813/14) zugezählt werden?

113. Die Befreiung Germaniens durch Arminius nach Kleists „Hermannschlacht.“

114. Warum glänzt Theodor Körners Name unter den Sängern der Freiheitskriege am hellsten?

115. Was verpflichtet die deutsche, zumal die schlesische Jugend, das Gedächtnis Th. Körners hoch zu halten?

116. Wie schildert Uhland das Heldentum auf den verschiedenen Lebensstufen?

117. Die nachteiligen Einflüsse der Einsamkeit auf den Charakter, nachgewiesen an Goethes Tasso.

118. Warum nennt Anastasius Grün den letzten Menschen auch den letzten Dichter?

119. Wie ist Gervinus' Behauptung aufzufassen, daß Schiller die großen Völkerbefreiungen angebahnt habe?

120. Geibels dramaturgische Epistel.

121. Die Bedeutung der Monarchie für das Staats- und Völkerleben der neueren Zeit.

122. Warum suchen wir gern die Schauplätze großer historischer Begebenheiten und die Wohnstätten großer Männer auf?

123. Wie kommt es, daß die Geschichte so oft das Wort des Demosthenes bestätigt: τὸ φυλάξαι τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον?

124. Die Weltgeschichte beweist, daß auch Verirrung und Unrecht das Gute fördern.

125. Aus der Geschichte lernen wir Wert auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben.

126. Inwieweit sind die epischen Gedichte als Quellen für die Geschichte zu benützen?

127. Mäßigung, Mäßigung: das ist das Gebot der Geschichte; wer es überhört, der ist gerichtet. (Johannes von Müller.)

128. Durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn zur Entwickelung zu reifen war die Bestimmung des Menschengeschlechts. (Ranke.)

129. Die Geschichte hält den verdienten Olivenkranz frisch und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit türmte.

130. In welchem Sinne kann man den Krieg einen Jungbrunnen der sittlichen Kraft eines Volkes nennen?

131. Wie wird der Name großer Männer verewigt?

132. Des Helden Name ist in Erz und Marmorstein so wohl nicht aufbewahrt als in des Dichters Liede.

133. Die feindliche und freundliche Berührung der Germanen mit dem alten Rom.

134. Um welche Ziele handelt es sich in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst?

135. Die Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserkrone ein verhängnisvoller Schritt.

136. Die Völkerwanderung nach Schillers Wort: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

137. Welche nachteiligen Folgen hatte das Wahlkönigtum für Deutschland?

138. Völkerwanderung und Kreuzzüge in ihrem Einflusse auf die deutsche Litteratur.

139. Die Zeit der Kreuzzüge die Stufe der Jugendideale im Leben der christlichen Völker.

140. Inwiefern handelte Rudolf von Habsburg darin weise, daß er die Römerzüge einstellte?

141. Welchen Gewinn hat das deutsche Volk von der Einheit seiner Schrift- und Umgangssprache gehabt?

142. Klopstocks Worte: „Ich sinne dem edlen, schreckenden Gedanken nach, — Deiner wert zu sein, mein Vaterland" — eine demütigende Mahnung an seine Zeitgenossen, eine erhebende an uns.

143. Der Hohenzollern geschichtliches Anrecht auf die deutsche Kaiserkrone.

144. Weshalb muß man den Sonderfrieden von Basel einen Fehler der preußischen Politik nennen, und womit läßt sich derselbe entschuldigen?

145. Welchen Umständen ist der Verfall der Weltherrschaft des Papsttums zuzuschreiben?

146\. Eine Kaiserkrönung in Frankfurt im achtzehnten Jahrhundert nach Goethes „Dichtung und Wahrheit.“

147\. An welchen gemeinsamen Grundsätzen haben die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern in der Regierung des Staates festgehalten?

148\. Das Sprichwort „Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden“ angewandt auf die Einigung Deutschlands.

149\. Was berechtigte Ulrich von Hutten zu dem Ausrufe: „O Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben“?

150\. Wie äußerte sich die Vorliebe der Deutschen für das Ausland und ihre Bewunderungssucht des Fremden, und welche Nachteile erwuchsen ihnen aus diesem Fehler?

151\. Wie erklärt sich das rasche Wachstum der brandenburgisch-preußischen Macht?

152\. In welchem Sinne kann Schiller von seiner Zeit sagen, daß selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wurde?

153\. Die beiden ersten Kaiser des neuen Reichs.

154\. Kann man das Urteil des Sallust über die römische Geschichte: „Paucorum egregiam virtutem cuncta patravisse“ auch auf Deutschland anwenden?

155\. Woraus erklärt es sich, daß Preußen die Hegemonie in Deutschland erlangt hat?

156\. Durch die Besitzergreifung Schlesiens gab Friedrich der Große diesem die seiner physischen Beschaffenheit nach passendste Verbindung.

157\. Warum konnte Deutschland nur durch Blut und Eisen geeinigt werden?

158\. Der Vorzug des letzten französischen Krieges vor den Freiheitskriegen.

159\. Welche Vergleichungspunkte bieten die Zustände in Frankreich vor der großen Revolution und die in Rom vor dem Auftreten der Gracchen?

160\. Napoleon I. ein Beweis für die Wahrheit des Schillerschen Wortes, daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.

161. Inwiefern kann man unser Jahrhundert ein eisernes nennen?

162. Unser Jahrhundert herbeizuführen haben sich alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt.

163. Geibel an Wilhelm I.: Das schöne Recht, uns selbst zu achten, das uns des Auslands Hohn verschlang, hast Du im Donner Deiner Schlachten uns heimgekauft, o habe Dank!

164. Die Worte des Jeremias (XVII, 7. 8): „Gesegnet sei der Mann, der sich auf den Herrn verläßt und der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern er bringet ohne Aufhören Früchte“, erläutert aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.

165. Kann man Griechenland das Deutschland des Altertums nennen?

166. Welches waren die Veranlassungen zur Gründung von Kolonieen bei den Phöniziern, Griechen und Römern?

167. Wie kommt es, daß Südamerika hinter der Kultur Nordamerikas so weit zurückgeblieben ist?

168. Wie wurde Europa durch seine geographische Beschaffenheit befähigt, der gegenwärtig herrschende Teil unseres Planeten zu werden?

169. Die drei südlichen Halbinseln Europas verglichen mit den drei südlichen Halbinseln Asiens.

170. Der Vierwaldstätter See und seine Umgebung.

171. Der Peloponnes die Burg Griechenlands.

172. Die Bedeutung unserer kolonialen Erwerbungen.

173. Warum lobt der Schlesier seine Heimat.

174. Die Bedeutung der Oder für Breslau.

175. Die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte im Lichte unserer Zeit.

Druck von R. Nischkowsky in Breslau.

Druck von R. Nischkowsky in Breslau.

Vögl

Tschache, Gotthelf

Themata zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen für obere Klassen höherer Lehranst. ; nebst 175 Übungs-Aufgaben aus Schulprogrammen

Breslau 1897